Woher? Wohin?

Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute

aus meinem Leben.

Von

Sebastian Brunner.

Erster Band.

Wien, 1855.
Verlag von J. F. Greß.

Woher? Wohin?

Geschichten, Gedanken, Bilder und Leute

aus meinem Leben.

Von

Sebastian Brunner.

Erster Band.

Wien, 1855.
Verlag von J. F. Greß.

Vorwort.

Eine Vorrede soll gleich sein einer Heldin, das Mieder aus blanken Eisenringen knapp um den schlanken Leib gegossen, wie gewöhnlich die Jungfrau von Orleans bildlich dargestellt wird — sie mag auch ähnlich sein einer Knospe, die auf hohem Baumschafte sich wiegt im grünen eifersüchtigen Schuppenpanzer, welcher Wohlgeruch und Farbenpracht verheißt, ohne noch eines von beiden zu offenbaren. Auch mag eine Vorrede etwas von einer Baßgeige an sich haben, die es mit einigen brummenden Fidelstrichen kund gibt, nach welcher Tonart sich im Buch gehalten oder was für ein Tanz dort aufgeführt werden soll. Vor allem aber soll die Vorrede eine Entstehungsgeschichte des nachfolgenden Buches entwerfen. Die Geschichte eines Menschen fängt erst mit dem Tage an, an welchem er zur Welt geboren wird; die Geschichte eines Buches liegt vor der Geburt desselben — und hört sehr häufig zugleich am selben Tage auf — an welchem das Buch geboren, d. h. im Buchhandel ausgegeben wird.

Ueber meine Lebensumstände ist in Zeitschriften und Büchern schon Verschiedenes und mitunter Irriges berichtet worden; indem man im Leben von Persönlichkeiten, die ich in Novellen schilderte, meine eigenen Schicksale finden zu sollen vermeint hat. Solche Irrthümer sind bisher freilich Niemand nahe gegangen als mir selbst, ich habe auch ein paar Mal hierüber Aufklärungen gegeben.

Gegen Ende des Jahres 1853 war ich bedeutend erkrankt. Nach meiner Wiedergenesung eröffnete mir ein Freund, daß er mich im Falle meines Hinscheidens biographisch bearbeitet hätte. Das ging mir einige Tage im Kopfe herum. Zudem erklärte mir ein anderer Freund (Dr. Schneller, Decan der med. Facultät zu Wien, dem ich für seine erfolgreiche Behandlung während besagter Krankheit vielen Dank schulde), ich solle mich eine Zeit lang vor aller geistigen Anstrengung hüten, und höchstens nur etwas Unbedeutendes arbeiten: auf diesen Rath hin beschloß ich nun mich über meine Erlebnisse herzumachen. Diese beiden Freunde tragen nun auch Verantwortung und Mitschuld an diesem Büchlein.

Wohl habe ich auch an mich die etwas beunruhigende Frage gestellt: Was gehört zur Abfassung einer Selbstbiographie?

Auf den Dreizack eines bewegten Lebens, merkwürdiger Thaten, in die Welt hinausgetrompeteten und hinausgepaukten Ruhmes kannst du dich nicht stützen! — Ich beantwortete mir diese Frage ziemlich selbstgenügsam also: Vor allem andern gehören Leser dazu, und solche hoffe ich zu finden, wie ich sie bisher gefun-

den; zudem ist es ja nur auf ein Spiegelbild der Zeit-, Orts- und Standesverhältnisse, in denen ich gelebt, wie auf Schilderungen von Persönlichkeiten, mit denen ich im Verkehr gestanden, abgesehen, und ich trete mehr als erzählender Beobachter auf, denn als handelnde Person.

Für den ersten Augenblick mag es trotzdem anmaßend oder lächerlich erscheinen, wenn man kaum vierzig Jahre alt, eine Art Memoiren in die Welt hinausfliegen läßt. Es gibt aber Erlebnisse, die veröffentlicht werden müssen, so lange noch ein lebendiges Interesse für dieselben in der Gegenwart pulsirt — und es kann sich bisweilen um die Erzählung von Thatsachen handeln — in Anbetracht deren man auf noch lebende Zeugen hinweisen muß, weil man sich sonst der Gefahr aussetzt, daß die Leute sagen: »Der hat gut dieß und das über den und jenen zu schreiben; — es ist Niemand mehr am Leben der ihn darüber zurechtweisen könnte.« Wenn man aber ein lebendiges Interesse und lebendige Zeugen braucht, so darf man sich nicht Zeit lassen, bis das eine und die andern — abgestorben sind.

Ob vorliegende Schrift in etwas dem eigentlichen im gereimten Motto auf dem Titel ausgesprochenen Grundthema entspricht; ob darin einer oder der andere in seinen ringenden Gedanken oder im Verlaufe seiner Entwickelung sich dargestellt finden und ihm so darnach die Schrift zu einem Wegweiser werden kann, das möge jeder geneigte Leser selbst entscheiden. Die Ereignisse der Gedankenwelt, die geistige Entwikelung habe

ich — um nicht zu weitläufig und am Ende ungenießbar zu werden — nur angedeutet, aber doch immer so weit, daß der geübte Leser sich allenthalben zurechtfinden kann.

Zu bemerken wäre noch, daß manche Ereignisse, die mich betroffen haben, vor der Hand hier nicht berührt wurden, weil es Fälle gibt, in denen sich die Erzählung mit Persönlichkeiten, die noch leben oder die erst vor Kurzem hingegangen sind, aus verschiedenen Gründen und Rücksichten nicht befassen kann. Aus demselben Grunde ist auch gegenwärtige Partie meiner Betrachtungen nur bis Ende 1849 fortgeführt. Schenkt mir Gott ein längeres Leben für diese Welt, so bin ich gesonnen, noch manche hier mangelnden Ereignisse einst zu gelegener Zeit nachzuholen, wenn nicht: so vermag ich mich vollkommen zu trösten, daß deßhalb die Lesewelt keinen schwer zu übertauchenden Verlust erleiden wird, indem dieselbe vielleicht schon an Vorliegendem genug hat.

Wien, am 27. September 1854.

Der Verfasser.

Woher? Wohin?

Wo bin ich her, wo soll ich hin?
Das sind die Lebensfragen schwer;
Sind sie gelöst — ich brauch nicht mehr,
Dann weiß ich, was ich soll und bin.

Wie ich nach einer Antwort rang
Will ich erzählen hier getreu,
Daß es zu Nutz und Frommen sei
Für jene, die noch ringen bang.

I.

1814—1826.

Ein alter Kalender. Der Taufschein. Die erste Freundschaft und die erste Feindschaft. Die väterlichen Großältern. Der Großonkel. Der Urgroßvater. Die Großtanten. Der erste Gang in die Schule. Madame Embler. Schulzustände. Schulgehülfen. Sonntagsschulen. Landschulgehülfen. Religionsunterricht. Carlmann Sterlike der Katechet. Die Katechismen. Das Evangelium von Quinquagesimä. Ministrantenwesen. Enttäuschungen über errungene Würden. Läuten und Thurmwesen in Wien. Thurmsagen. Das Beserlweib. Der Schustermichl. Läutkünste. Paunzer, was diese sind. Pfarre am Schottenfeld. Schattenspiele. Marionettentheater. Knabenspiele. Glitschen, Kugeln, Anmäuerln. Heilige Grabvorstellungen; Krippenvorstellungen. Christbäume. Sehnsucht nach dem Landleben. Fladnitz. Die mütterlichen Großältern. Eindruck der ersten Reisen. Freuden des Landlebens. Kletzenböndl. Aveläuten. Gedanken im Wald. Schilderung hievon an die Mitschüler. Träume in der Schule. Vergiftung. Orgelziehen. Kästen und Rumpelkammer des Großvaters. Pulverspiele. Der Räuber Grafel. Die Weinlese. Iltis sammt Familie. Sehnsucht nach allerhand Gewandstücken. Ceremonielle Visiten. Hirschenkampf. Kirchweihfeste. Trompeter und Pauker. Schulmeister. Baßgeiger. Jugendliche Sänger. Sacristeiandacht. Die Kirchweihgäste. Tafel. Alte approbirte Witze. Das Traumgesicht. Die letzte Fahrt nach Fladnitz. Die gefundenen Thaler. Noch ein Traum. Lectüre. Theater. Schauspieler. Eindruck. Zoller'sche Schule. Giftschütz. Schödlberger. Unterhaltungen. Das Ehrenbuch und sein Untergang. Das Segelschiff. Der kritische Schuster.

I.

1814—1826.

Ein alter Kalender. Der Taufschein. Die erste Freundschaft und die erste Feindschaft. Die väterlichen Großältern. Der Großonkel. Der Urgroßvater. Die Großtanten. Der erste Gang in die Schule. Madame Umbler. Schulzustände. Schulgehilfen. Sonntagsschulen. [illegible]. Religionsunterricht. Hartmann [illegible] der Katechet. Die Katechismen. Das Evangelium vom [illegible]. [illegible]. Enttäuschungen über [illegible] Würden. Läuten und Thurmwesen in Wien. Thurmsteigen. Das [illegible]. Der [illegible]. [illegible]. [illegible], was diese sind. Pfarrer am Schottenfeld. Schattenspiele. Marionettentheater. Kartenspiele. Glitschen, Kugeln, [illegible]. Heilige Grabesvorstellungen; Krippenvorstellungen. Christbäume. Sehnsucht nach dem Landleben. [illegible]. Die mütterlichen Großältern. Eindruck der ersten Reisen. Freuden des Landlebens. [illegible]. [illegible]. [illegible] ins Weite. Schilderung hievon an die Mitschüler. [illegible] in der Schule. [illegible]. [illegible]. Küche und Rumpelkammer des Großvaters. Puppenspiele. Der [illegible]. Die Weinlese; [illegible] sammt Familie. Sehnsucht nach allerhand Gewandstücken. Ceremonielle [illegible]. Kirchenkampf. Kirchweihfeste. Trompeter und Pauker. Schulmeister. [illegible]. Jugendliche Sänger. [illegible]. Die Kirchweihgäste. Tafel. Alte approbirte Witze. Das Traumgesicht. Die letzte Fahrt nach [illegible]. Die gefundenen Thaler. Noch ein Traum. [illegible]. Theater. Schauspieler. [illegible]. [illegible] Schule. [illegible]. [illegible]. Unterhaltungen. Das [illegible] und sein Untergang. Das [illegible]. Der kritische [illegible].

Im Hause meines Vaters fand ich im Knabenalter ein großes Vergnügen daran alte Zeichnungen und Schriften durchzustöbern, insoweit dieselben keine Geschäftsbücher waren. Diese letzteren mit ihren vielen Linien und Rubriken, mit ihren am Schnitt herablaufenden, auf pergamentenen Handhäblein geschriebenen Nummern- oder alphabetisirten Buchstaben-Gespinnsten, mit ihren ledernen Rücken und Ecken für die Strapatzen oftmaligen Gebrauches und Aufschlagens geharnischt, zudem am Deckel mit großen ritterlichen Titelschilden versehen — standen mir mit ihrer todhauchenden Langweile wie geharnischte Krieger gegenüber, die mein Herz nicht erobern konnten. Während ich nun einmal in einer der angedeuteten Durchstöberungen begriffen war, kam ich auf ein Packet beräucherter und ins Grab der Vergessenheit gesenkter Wandkalender: es waren dieß die Vorfahren jenes Repräsentanten der jüngsten Zeit, des Wandkalenders vom laufenden Jahre — den man im Seidenmagazin vor einem Schreibepult auf einer Kastenthür aufgeheftet erblickte. Im Durchsuchen dieser Kalender fand ich einen, welcher auf seiner Kehrseite ziemlich groß geschrieben und in die Augen fallend meinen Tauf- und Zunamen zeigte, dadurch wurde mein Interesse erregt und ich las Folgendes: »Heute Samstag den 10. December im Jahre des Heiles 1814 Vormittag ist der Sebastian Brunner geboren worden. Faciem tuam illumina super

servum tuum et doce eum justificationes tuas.« Durch unsägliche Qualen von Seite eines Privatlehrers und von meiner Seite verstand ich bereits so viel Latein, daß ich den Psalmenvers (118. Ps. 135. V.) mir mühsam verdeutschen konnte: »laß dein Angesicht über deinen Diener leuchten, und lehre ihn deine Gebote.« Der Vater durchlief in seiner Jugend das Gymnasium und sollte Geistlicher werden; die Umstände haben es darnach anders gefügt. Er las in freier Zeit oft in der lateinischen Bibel, und liebte es, in nicht geschäftliche Aufschreibungen Bibelsprüche — oder auch weltliches lateinisches Gebröcke hineinzuflechten. Somit hat der Leser zugleich mit mir durch den Einblick in ein eben so werthvolles als merkwürdiges Familienarchiv meinen Geburtstag erfahren.

Nun ist der besagte Kalender freilich kein amtliches Zeugniß; diese Bedenklichkeit wird aber durch das Taufbuch der Wiener Pfarre zu St. Laurenz am Schottenfeld gehoben — es besagt dieß Buch in Ausführlichkeit: »Sebastian Brunner sei der eheliche Sohn des Jacob Brunner, Hausinhabers und bürgerlichen Seidenzeugfabrikanten, und seiner Gattin Anna, gebornen Stetter. Geboren wurde derselbe am 10. December 1814 und getauft durch den Herrn Pfarrcuraten Cölestin Hauer; zu Pathe gestanden ist der Hausinhaber und Seidenzeugfabrikant Sebastian Kargl. — Der geneigte Leser kann sich also über die Gewißheit dieses Ereignisses vollkommen beruhigt schlafen legen, und selbst den strengsten Anforderungen eines diensteifrigen Bureaukraten dürfte durch Vorweisung des Taufprotokolls hinlänglich Genüge geleistet sein.

Die Marksteine meines Gedächtnisses reichen bis 1818, also bis in mein viertes Jahr, die früheren an mir vorbeigegangenen Begebenheiten sind im Schutt des kindlichen Traumlebens eingesunken, und der Flugsand der Vergessenheit hat sich darüber gewirbelt. Ich erinnere mich noch eines Knaben, der mir als Gespiele diente. Dieser mußte zugleich über besondere Fälle, Kopfbeulen, Verwundungen und anderweitige Schädigungen eine gewisse Verantwortlichkeit tragen. Freilich war diese nicht so streng — im schlimmsten Falle kam er mit einem kleinen Ausgezanktwerden davon. Der Junge war um ein paar Jahre älter als ich und ein vortrefflicher maître de plaisir. Als mit ihm anderwärts verfügt wurde und derselbe eines Morgens nicht mehr erschien — wurden ihm von Seite seines einsamen kleinen Freundes viele Thränen nachgeweint; trotz dem Lärmen der Fabrik und den vielen Lichtern, die dort am Abend brannten, trotz den sausenden und rasselnden Maschinen, dünkten mir die Schauplätze unserer gemeinschaftlichen Freuden wie verödet — mit der Entfernung dieses Knaben war die erste Welt einer kindlichen Zuneigung in Trümmer gegangen.

Auch ein Moment ingrimmigen Hasses setzte sich aus jener Zeit noch fest. Ein Hündlein, Namens Azur, verschaffte mir viele Ergötzlichkeit — es läßt sich denken, daß der arme Kerl, der sich sehr viel herumpudeln lassen mußte, mir viel mehr Vergnügen machte als ich ihm. Da kam nun einst Mittags während des Speisens ein Dienstmädchen plötzlich ins Zimmer und fragte: »Ist der Azurl heroben, es fährt eben der Schinder (Hundeschläger) vorüber.« Die Mutter sagte: »Nein« und sah sogleich bei einem Vorsprung-

fenster auf die Straße hinab. Zugleich stieß sie einen Schrei des Mitleids und Entsetzens aus — man hörte ein paar dumpfe Schläge — und Azurl hatte vollendet. Der Schindergeselle schleppte ihn zum Wagen und warf ihn hinein. Da war mein Herz von großem Haß erfüllt, ich hätte es nicht ungern gesehen, wenn mit dem Gesellen auf gleiche Weise wäre verfahren worden, wie dieser am Hündlein gethan, und das stärkste Schimpfwort, das ich eine Zeit lang gegen Rohheit und Grausamkeit kannte, war: Schindersknecht.

Der Rückblick in die Tage der Kindheit ist wie der Blick in eine Sandwüste. Was immer in den Sand für Zeichen geformt, für Schriften geschrieben werden, die wehenden Lüfte der nächsten Stunde haben alles unleserlich gemacht — nur die Liebe und der Haß sind die zwei Tyrannen, die selbst in dieser Wüste das Kind zwingen, Pyramiden zu bauen, deren Spitzen — dem Wanderer, wenn er sich längst aus dem Gebiete der Kindheit entfernt hat, noch sichtbar bleiben.

Sämmtliche vier Großältern, in deren Besitz ein Enkel zu sein vermag — waren noch am Leben, als ich schon die Fähigkeit besaß, dauernde Eindrücke im Gedächtnisse aufzunehmen. Die Großältern väterlicher Seite befanden sich in Wien und besaßen gleichfalls in der Vorstadt Schottenfeld ein Haus, von dessen Zinserträgniß sie lebten. Der Großvater, früher Gold- und Silberschmied, warf sich, den Genius damaliger Moden erfassend, ausschließlich auf das Anfertigen silberner und goldener Rococcoschnallen, wie sie zu jener Zeit häufig auf den Schuhen getragen wurden.

Als ich ihn kennen lernte, war das Geschäft schon viele Jahre lang aufgegeben, und der bereits über 80 Jahre alte Mann brachte den Tag hin: indem er des Morgens in die Kirche ging und die übrige Zeit seinen Tauben, Canarienvögeln, wie auch im Winter der Lectüre sehr großer Bücher widmete, weßwegen er von meiner Seite für einen sehr bedeutenden und gewichtigen Gelehrten gehalten wurde; die großen bedruckten Papiermassen übten auf mich einen imposanten Eindruck aus. Er war im Besitze sämmtlicher Werke von Abraham a Sancta Clara, den er auch als Autorität in allen möglichen Angelegenheiten gern zu citiren pflegte. Nebenbei widmete er sich im Sommer der Pflege eines sehr zierlich im barocken Geschmack mit gestutzten Buxhecken durchzogenen Gärtleins. Sein Bruder trat nach an der Wiener Universität vollendeten Studien in den Orden der Capuziner. Von diesem Manne (meinem Großonkel) wußte der Großvater Manches zu erzählen. Einmal sollte er als Novize in der Gruft bei der Leiche eines eben gestorbenen Ordensgenossen Wache halten; da rollten in stiller Nacht in einem in der Nähe aufgestellten Sarge die Gebeine zusammen. Der Novize floh in Todesangst, und gab die Erklärung ab, daß er sich in Zukunft für so grauenhafte Wachdienste nicht fähig halte. Auch war er gleich meinem Großvater (bei welchem es sich aber aus dem Besitz von Tauben und Vögeln erklären ließ) ein abgesagter Feind der Katzen, er that diesen Thieren allerhand Torturen an, was ihn zu den Zeiten seiner Probe- und Studienjahre im Orden in allerhand Difficultäten und Strafen verwickelte. — In der Folge wurde er nach Bologna übersetzt. Er soll sich das Ita-

lienische so gut angeeignet haben, daß er dort als Prediger sehr beliebt wurde. Er wollte gern noch einmal Wien, seine Vaterstadt und seine Verwandten sehen, konnte aber von seinen Ordensobern keine Erlaubniß hiezu erlangen. Darauf machte er persönlich eine Aufwartung beim heil. Vater Pius VI. zu Rom, und trug diesem seine Bitte vor. Der Papst nahm ihn sehr liebreich auf und befahl, daß er nach Wien gehen dürfe. So kam der gute Capuziner und sah zum letzten Mal die Seinen. Ein Bruder, der Goldschmied war, ging aus Liebe zum Capuziner mit diesem, und siedelte sich in Bologna an. Der Capuziner starb bald darnach, und vom Goldschmied ist seit dieser Zeit weder in Tradition, noch in sonstigen archivalischen Quellen mehr eine Spur zu finden.

Der Großvater hatte in einem aus Holz gebauten Gartenhäuslein an der Wand sein auf Pergament gemaltes Wapen hängen, wie sein Großvater es aus Franken, von wo er herabschwamm, mitbrachte. Im Schilde zeigte es drei Gegenstände, die ich als Knabe für Kröten oder andere unerklärliche und höchst wunderbare, wie nicht minder sehr verdächtige Amphibien hielt (es waren sogenannte Wapenlilien). Auch ober einem geschlossenen Helm dienten drei Kröten derselben Qualität als Federbüschlein. Unten stand geschrieben: »Die Wapen der Herren Brunner von Lehnstain.« Sollte mir einmal ein Kurzwaarenhändler in Diplomatie, will sagen: ein Heraldiker oder Wapenkundiger aus Frankenland unterkommen, so werde ich an ihn die Frage stellen, ob es vielleicht in jenem Lande noch einige Lehnstaine gibt, und ob dieselben mehr besitzen als einige Lehnstühle. Als kleiner Student dachte ich bisweilen in

etwas ahnenstolzen Anwandlungen darüber nach: wie denn diese Leute zu ihrem Lehnstain gekommen sein mögen, und meinte in der Ueberschwenklichkeit historischer Gesichte, sicher müsse der Ahnherr irgend einem Frankenkönig einen großen Dienst geleistet haben; — wie aber das geschehen und was dem besagten Frankenkönig für ein absonderlicher Gefallen erwiesen sein mochte — darüber schwieg zu meinem Leidwesen die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. Daß dieser Lehnstain ein Geschenk der Herzoge aus dem Hause der Hohenstaufen, oder gar erst der Bischöfe von Würzburg (die sich seit dem 15. Jahrhundert Herzoge von Franken schrieben) sein könnte, wollte ich mir nicht gern zugeben — ich war einmal auf das aschgraue Dunkel in Nebel gehüllter unzugänglicher Vergangenheit und möglichst undurchdringlicher Finsterniß verpicht. — Es ist merkwürdig, wie viel sich manche Leute einbilden, daß sie Menschenkinder sind — und wie sehr sie es geringschätzen, Gotteskinder zu sein und in der Kindschaft Gottes zu verbleiben. — Urgroßvater und Großvater ließen sorglos die glänzenden Spornen verrosten und den stolzen Federbusch zerknickt im Staub verkümmern; sie mochten es mit dem Gold- und Silberarbeiter- wie mit dem Schnallenmachergeschäft nicht vereinbarlich finden, die einstmalige Burggesessenheit ihres Geschlechtes zur Schau zu tragen. Dieser Umstand hat merkwürdiger Weise in den Geschicken Deutschlands keine Aenderung hervorgebracht. Ich habe den Lehnstein bereits unter der Wucht des Wiener Bürgerthums zu Schutt und Staub zerbröckelt vorgefunden.

Die Großmutter war eine gar gute alte Frau. Bis

in ihre alten Tage betrieb sie einen Spitzenhandel in einem kleinen Kaufladen der innern Stadt — es war nur ein sehr einfach mühselig eingerichtetes Locale und die Spitzen nur inländisches Fabricat, keine Brüsseler. Täglich aber brachte sie die Rocktaschen voll Silberzwanziger nach Hause, und erhielt durch ihre Industrie die Familie in einem gewissen Wohlstand; während ihr Gemal, wie oben angedeutet, seine Zeit in höheren Regionen (auf dem Taubenkobel) zubrachte und seine Augen von dem irdischen Handel weg himmelwärts richtete. Die girrenden Sänger, welche in weiten Kreisen nach dem Metrum der geschwungenen Taubenfahne auf dem tiefblauen Firmament sein Haupt umzogen, machten die Poesie seines Lebens aus. Wäre der Mann jetzt noch auf der Welt — er würde seine Gefühle kaum im Herzen verschlossen bei sich tragen; und hätte bei der allgemeinen Sucht nach Oeffentlichkeit seine dichterische Stimmung wahrscheinlich unter dem Titel: »Kobel-Lieder« ins Publicum hinausgeworfen. Was für eine Freude war es für den alten Mann, wenn sich fremde Tauben seiner Firmamentsjagd anschlossen und er das Fallgitter hinter ihnen zuschlagen konnte! — Waren es kostbare Exemplare, so wurden sie nur um Lösegeld dem Eigenthümer zurückgegeben. Unter den Taubenjockeln der Umgegend herrschte ein traditionelles Gesetz, welches die Leute mit der größten Gewissenhaftigkeit einhielten. Damals fanden die socialen Zustände noch im Gewissen einen festen Boden, und herkömmliches Recht, wenn auch nicht verbrieft, wurde fester gehalten als in unseren Tagen jede klar ausgesprochene Satzung. — Von 1743 bis 46 ging er als Knabe in die Christen-

lehre zu den Oberjesuitern (so wurde die Kirche zu den neun Engelchören am Hof genannt) und er konnte sich noch in seinen alten Tagen die Methode der Jesuiten nicht genug rühmen. Als sie 1773 aufgehoben wurden, schrieb man das in Wien allgemein den Freimaurern zu, und bedauerte nur daß die vom Herzen fromme und wie eine Mutter vom Volk geliebte Maria Theresia von ihrer Umgebung über die eigentliche Sachlage getäuscht worden sei. Die Stimmung während des Klostersturms in den achtziger Jahren schilderte er als eine unter dem Bürgerstand sehr gedrückte; besonders die Aufhebung der Bruderschaften und die Einziehung ihres Vermögens erbitterte allgemein, obwohl die verlogenen Scribenten im Dienste der Freimaurerei die Volksstimmung als mit den Vorgängen ganz einverstanden auszuposaunen wußten. — Durch die Religion lebte im Hause der Großältern der Friede. Die Großmutter genoß noch das Glück, ihre fünf Kinder (einen Sohn und vier Töchter) versorgt zu sehen. Eine Tochter war unter den glänzendsten Umständen verheirathet, und zwar an den oben actenmäßig erwähnten Sebastian Kargl, der ein sehr reicher Mann war und ein herrschaftliches Haus führte. Die Großmutter gehörte zu jenen Naturen, die im Geben glücklich sind. Daß nun der Enkel, wenn man ihn auf Besuch schleppte, nie leer ausging, versteht sich von selbst. Sie starb 1819. Wie gut sie war geht aus dem Umstande hervor, daß ihre Schwiegertochter (meine Mutter) über ihren Tod die bitterlichsten Thränen vergoß, und sie innigst liebte. Das geschieht in der Regel nicht allen Schwiegermüttern von allen Schwiegertöchtern.

Zwei Großtanten väterlicher Seits wurden in der

Familiengeschichte besonders merkwürdig. Die eine heirathete den Majoratherrn Grafen Joseph von Neipperg in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, die andere einen Baron in Krain, dessen Name mir entfallen ist. Die oberwähnte Gräfin Neipperg starb im 6. Februar des Jahres 1848; sie konnte ein wahres Bild einer christlichen Edelfrau genannt werden; ihre Lebenstage waren bis zu ihrem seligen Ende mit Werken der Barmherzigkeit erfüllt. Zu ihrer Zeit galt sie als eine der vorzüglichsten Schönheiten in Wien, Adel und Anstand in jeder ihrer Bewegungen behielt sie noch im Matronenalter, man kann sagen bis zu ihrem Todtenbette bei. War sie auch keine geborne Gräfin, so war sie doch zur Gräfin geboren. Uns Kindern kamen ihre Besuche stets zur gelegenen Zeit, weil die Besuche jener Personen Kindern (auch mitunter Erwachsenen) immer lieb sind, die nie mit leeren Händen kommen. Unbedürftigen machte sie eine Freude, Bedürftigen half sie aus der Noth. Ich habe sie mit einer großen christlichen Ergebung sterben sehen, wie Menschen sterben, die an guten Thalen reich sind und die ein gutes Gewissen haben. Auf den Wunsch ihrer Angehörigen machte ich die Grabschrift der Hingeschiedenen, welche (nach Anführung ihres Namens, Geburts- und Todesjahres und einiger bezüglichen Stellen aus der heiligen Schrift) lautet: »Ihre Töchter kennen ihre Mutterliebe, die Armen ihre Barmherzigkeit, der Herr ihr Gebet und ihre Werke.« —

Da ich während meiner Studienzeit zu Wien öfter von besagter Gräfin zum Speisen geladen worden war, so kann ich das Haus derselben als die erste Schule eines nobleren

Tones (high life) ansehen. Es war sehr komisch, wie ich mich mit diesen Einladungen bei meinen Collegen in studio bisweilen preciös machte. War z. B. unter Studenten von irgend einem jüngsten Stadtereigniß die Rede, so pflegte ich hinzuwerfen: »Mir ist es gestern erzählt worden vom Baron X. oder von der Comtesse X., als ich bei einer Gräfin speiste.« — Das wurde mit einer so überlegen sein sollenden Selbstgenügsamkeit ausgesprochen, als ob sämmtliche Grafen und Gräfinen Wiens mich förmlich mit Einladungskarten überschütteten, und ob mir diese Art Belagerungszustand höchst fatal wäre. Ich habe seither die Erfahrung gemacht, daß es eine Schwäche sehr vieler Menschen ist: sich über Gebühr und oft nur in ausgesprochenen gar nie dagewesenen Phantasiegebilden hoher Bekanntschaften zu rühmen. Ein sehr genialer Schriftsteller, der früher Israelit war und das treffliche Buch: »Der Jude mit dem Barte, Wien, bei Rohrmann, 1848« geschrieben hat, erzählte mir einst, daß es besonders ein wesentlicher Theil des Typus modernen Judenthums sei, auf eine ganz wüthende Weise sich mit der Freundschaft und Bekanntschaft hoher und höchster Herrschaften ein Ansehen zu verschaffen.

Der erste Gang in die Schule ist der erste Gang ins Leben. Wochenlang, ehe man mich zur Schule schickte, hieß es immer: »Jetzt wirst Du bald in die Schule kommen, da geht es aus einem andern Ton, die Madame Embler wird Dir den Kopf schon zurecht setzen.« Die geschäftige Phantasie malte sich die Schule als eine Art Fegefeuer, oder doch jedenfalls als einen Ort, in dem es nicht geheuer ist, und Madame Embler war mir der Schrecken aller Schrecken,

eine Art Teufeline, noch ehe ich das Vergnügen genoß, ihr vorgestellt und so mit ihr persönlich bekannt zu werden. Der verhängnißvolle Tag rückte heran, ich weiß nur noch so viel davon, daß ich mich zuvor und darnach nie so ungeberdig zeigte, ich legte mich auf den Boden und wollte nicht gehen; man drohte mir mit der Madame Embler, das machte die Sache nur noch ärger; ich wurde darnach von der Köchin und einem Dienstmädchen gut amazonisch förmlich in die Schule escortirt; meine Widerstandskraft war gebrochen; — geschleppt wie ein hölzernes Gliedermännlein wurde ich in den ersten Musentempel geworfen, und der Wissenschaft förmlich als ein Opfer dargebracht. Vielleicht steckte die Ahnung in mir, daß ich von nun an durch sechzehn lange Jahre ununterbrochen mit Schulbänken aller Art im innigsten Verkehr zu stehen haben werde. In der That sind auch die kostbarsten Jahre meines Lebens dem Schulmoloch als Opfer gefallen. Die Sache war übrigens nicht so arg als ich gefürchtet. Die Classe für die Kleinen, welche Abc-Schützen genannt wurden, konnte mehr als eine Kleinkinderbewahranstalt gelten. Madame Embler, der Gattin des Hauptlehrers, war über dieses Schützencorps das Obercommando anvertraut. Noch ist es mir deutlich in der Erinnerung wie die kleinen Schelme die lächerlichen Partien dieser strengen Dame auskundschafteten, ihr Tabakschnupfen sammt den Respectsräusperern nachäfften und ihre Autorität durch allerhand Spott, so viel es den beschränkten bösen Kräften möglich war, zu beschädigen suchten. Mit dem Buchstabentäfelchen mußte Jeder vor ihr erscheinen, einige Buchstaben wurden ihm beigebracht, das dauerte eine Minute lang, und dann konnte

oder dann mußte man Vor- und Nachmittags jedesmal vier Stunden sitzen, und sollte hiebei ruhig verbleiben. Um diese Ruhe systematisch herzustellen wurden jene Bankreihen, welche bereits ihre Lection überstanden, förmlich zum Schlafen commandirt. Man legte hiebei die Arme verschränkt vor sich auf das Bänklein und den Kopf auf die Arme. Die Schule besaß drei Abtheilungen. In der dritten Abtheilung wurde ich durch das Zureden des Lehrers an meinen Vater drei Jahre lang aufgehalten, der Lehrer meinte immer ich solle besonders im Rechnen sehr fest werden, weil dies bei jetzigen Zeitläuften eine Hauptsache sei.

Die damaligen Schulzustände verdienen einige Beleuchtung. Herr Embler, der Hauptlehrer, war im Ganzen ein solider achtenswerther Mann, nur etwas zu sehr auf den kleinen Gewinn versessen. Er benützte zwei Schulgehülfen, denen er für tägliche acht Stunden monatlich vier Gulden Conv. Münze bezahlte. Das Leben mußten sich diese jungen Männer durch Privatlectionen in den Häusern bemittelter Aeltern fristen. Das Schulgeld wie das Geld für die Repetitionsschule, in welcher täglich zu den ordentlichen vier Stunden noch außerordentliche vier Stunden geschlafen oder allerlei kindischer Schabernak getrieben wurde, floß in den Säckel des Hauptlehrers. Nebenbei behielt sich derselbe das Monopol im Handel mit Federn, Bleistiften, Papier, Rechensteinen, Schiefertafeln u. dgl. An Sonntagen wurde die sogenannte Sonntagsschule für Lehrjungen gehalten; sie dauerte zwei Stunden lang: die Gehülfen mußten von den Jungen einiges lesen lassen, und bekamen vom Hauptlehrer jeder 24 kr. Remuneration, während jeder Junge dem

Hauptlehrer einen Kupfersechser ($2^2/_5$ kr. C. M.) bezahlen mußte. Das machte bei mehreren hundert Jungen auch ein artiges Sümmchen, und der Hauptlehrer hatte zu thun, daß ihm der Schweiß über die Stirne triefte, um in dem engbemessenen Raum von zwei Stunden sämmtliche Sechser einzucassiren, und die nöthigen Aufschreibungen im Cassebuch hierüber ordentlich und gewissenhaft zu führen. Diese Art Gebahren und das dabei förmliche Verhungernlassen der armen Schulgehülfen darf aber diesem Manne nicht als eine eigenthümliche Schuld angerechnet werden, es war allgemeiner Mißbrauch in allen Wiener Volksschulen, und galt nur als ein Zeichen, wie wenig man eigentlich am geeigneten Orte gesonnen war, den empörendsten, alles menschliche Gefühl verletzenden Mißbräuchen Einhalt zu thun. Ein Schulgehülfe mußte an 20 bis 30 Jahre lang dienen, bis es ihm, wenn er noch am Leben war, gelang auch ein Principal zu werden, und sich nun mit allem Ingrimm an jenem Stande zu rächen, zu dem er so lange Zeit verdammt gewesen. In der Umgegend Wiens und in den meisten Städtchen und Märkten stand es mit den Schulgehülfen noch viel schlechter. Sie bekamen nebst magerer Kost jährlich 12 bis 20 fl.; manchmal wurde dies auch nur versprochen, und sie mußten von den Privatstunden das mühselig erworbene Honorar mit dem Hauptlehrer theilen; d. h. ihm die Hälfte ihres martervollen Broterwerbes noch zutragen. Daß nun diese gedrückte Gattung Leute im Jahre 1848 Forderungen stellten und Abhülfe verlangten soll keinen Menschen wundern, der einen Begriff hat von Elend, Noth, Unterdrückung und Grausamkeit. Es waren offenbare

Uebelstände im Schulwesen, denen längst hätte abgeholfen werden können und sollen.

Was übrigens das Erlernen von Lesen, Schreiben und Rechnen anbelangte, waren diese Schulen im Vergleich mit ausländischen immer noch sehr vortheilhaft bestellt. Wiener oder Oestreicher aus dem Erzherzogthum wird man sehr wenige treffen, welche sich obiger Gegenstände in ihrer Jugendzeit nicht habhaft gemacht hätten. Auch der Religionsunterricht wurde von der Pfarrgeistlichkeit fleißig und mit Eifer besorgt und ich muß hierin dem gegenwärtigen Dechant und Pfarrer zu Zellerndorf in der Wiener Diöcese (Capitular des Benedictinerstiftes zu den Schotten in Wien), welcher zu jener Zeit in der Pfarre am Schottenfeld als Cooperator fungirte, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Als mein Vormann mich einst bei ihm verklagte, daß ich auf ihn stechen wolle (was übrigens eine Lüge war), confiscirte mir der Herr Katechet das angebliche Mordinstrument, ein ganz neues Federmesser (das mir mein Vater am selben Tag verehrt hatte), und vergaß es mir zurückzugeben. Und sonderbar, so oft noch von dem Manne die Rede ist, so oft fallen mir keineswegs die guten Lehren ein, die er uns gegeben, sondern immer noch schwebt jenes Federmesser vor meinen Augen. Ein Beweis was Kinder für ein reges Gerechtigkeitsgefühl haben — und wie sich in ihrem Gedächtniß jede selbst unabsichtliche Verletzung desselben unauslöschlich eingräbt.

Die Religionslehre, welche nach den vom k. k. Normalbücherverschleiß als Monopol vorgeschriebenen Katechismen zu lehren war, ließ — trotzdem daß sie vom obgenann-

ten Herrn in der That mit vieler Sorgfalt und mit Geschick vorgetragen wurde, keinen eigentlich ergreifenden, bleibenden Moment in meinem Gedächtniß zurück. Eines solchen weiß ich mich nur zu erinnern, als ich das Evangelienbuch in die Hände bekam, und zum ersten Male in der oberen Classe jenes Stück aus Lucas vorlesen mußte, was die Kirche für den Sonntag Quinquagesimä vorschreibt: wie Jesus die Zwölf zu sich nimmt und ihnen sagt: Siehe, wir gehen hinauf nach Jerusalem u. s. w. — Ich malte mir den traurigen Weg nach Jerusalem aus, und brachte das was der Herr von seinem Leiden und seinem Tod voraussagte, den ganzen Tag nicht aus dem Sinn. Ich konnte mir das Evangelium bald auswendig hersagen. Ueber die Jünger ärgerte ich mich, daß sie von diesen Dingen nichts begreifen wollten. Die Heilung des Blinden erfreute mich, als wäre ich dabei gewesen. Zum Schluß aber kam mir der Gedanke: »und doch ging er, dem so viele Macht gegeben war, der die Zukunft voraus sah, hinauf nach Jerusalem, um dort so viel zu leiden und zu sterben!« — Es liegt in den Evangelien eine geheimnißvolle Macht, die besonders den Kindersinn, das noch von allem Wissen um die Sünde unbefleckte reine Gemüth wundersam ergreift, und der Kinderglaube hat eine Tiefe und Heiligkeit, welche eben nur von Heiligen wieder gewonnen wird, wenn sie durch ein schuldloses Leben, oder durch die erneute Unschuld der Buße, ihrem reinen liebenden vertrauenden, Gott erkennenden Geiste nach, wieder zu Kindern geworden sind. Das Himmelreich des Friedens wird schon hier auf dieser Welt nur von jenen wahrhaft erworben, die das Wort des Herrn beobachtet haben: »Wenn

ihr nicht werdet wie dieses Kind, werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen.«

Noch erinnere ich mich zu jener Zeit eine große Sehnsucht nach dem Altardienst als Ministrant in mir getragen zu haben. Es war aber darin mehr Eitelkeit als Frömmigkeit, mag sein, daß es auch Eitelkeit ganz allein war. An Sonn- und Festtagen bekamen die Ministrantenknaben scharlachrothe Talare, weiße Roketen mit Spitzen und einen blauseidenen goldbordirten Kragen. Das lockte außerordentlich. Ueber die Ministranten war in der Pfarre zu St. Laurenz außer dem Kirchendiener noch ein Knabe bestellt, der sich des Ehrentitels »der Kirchenbub« par excellence erfreute. Bei diesem stellte ich die bescheidene Anfrage, ob ich nicht auch einmal beim Segen mit aufwarten dürfte. Es kostete dem »Kirchenbuben« einiges Nachsinnen, wie es wenigstens sein besonders gravitätisches Gesicht besagte, bis er mich zur von ihm ertheilten Würde für fähig hielt. Es war der Nachmittag vor einem hohen Fest, als ich und die andern drei Ministranten vor dem Segen im Hofe des Pfarrhauses vor der Sacristei unter Kastanienbäumen standen — schon angezogen mit unsern glänzenden Ornaten und ich mir ein Wesen aus einer höhern Welt dünkte, wenn ich mich ansah. Wir gingen natürlich darauf aus, von den vorübergehenden Leuten mit Hochachtung und von der Jugend mit einem gewissen Neid um unsere kostbaren Anzüge betrachtet zu werden. Da kam der Herr Katechet meiner Schule auf die Sacristei losgeschritten, um den Segen abzuhalten, und ich freute mich schon heimlich über die Lobsprüche, welche er mir ertheilen wird, wenn er mich in der

erlauchten Gesellschaft der andern Herren Kirchenbuben in dem Altargewand erblickt. Wie fiel ich aber aus allen meinen Himmeln, als er auf mich zuschritt und mir sagte: »So? bist du auch unter diesen Hallunken?« — Es geberdeten sich nämlich diese Jungen, die viele Zeit in der Sacristei herumlungerten und ihre Spiele auch auf den Kirchthurm und den Hof des Pfarrhauses ausdehnten — oft sehr lärmend und ungezogen, und der Herr Vicar, dessen Wohnzimmer in den Hof ging, mochte von ihnen schon öfter gestört worden sein. Er war daher mit seinem Unmuth über diese höchst geräuschvolle und allarmsüchtige Menschenclasse ganz in seinem Recht — wie tief aber war mir wieder Unrecht geschehen? Wie entwürdigt war auf einmal das ganze Ministrantenwesen, und wie getäuscht ich, denn ich meinte doch wenigstens für mein angehabtes Gewand eine größere Achtung in Anspruch nehmen zu dürfen! Dieser Tadel konnte mich aber nicht abhalten öfter in der Sacristei zu erscheinen, beim Altare zu dienen, und auch um das Vergnügen des Läutens zu genießen, den Kirchthurm zu besteigen. In den Wiener Vorstädten haben, besonders wenn Feste sind, an denen alle Glocken geläutet werden, eigene Glöckner nichts zu thun — als die Menge der andringenden Buben, die sich sämmtlich aus dem Läuten das allergrößte Vergnügen machen — mit Gewalt von der Thurmstiege abzuwehren, und unter ihnen eine Auswahl der Glücklichen zu treffen, welche zugelassen werden. Als ich das erste Mal den Thurm bei einem »Zusammenläuten« bestieg, mußte ich dem Oberkirchenbuben zwei Aepfel und drei dünne Armenseelenkerzlein spendiren. Es war die erste Simonie, deren ich mich eines kirchli-

chen Amtes wegen schuldig machte — und ich weiß mich, Gott sei Dank — seither auf keine zweite zu besinnen. Ueber den Thurm und Kirchenboden mit ihren finstern unheimlichen Partien bildete sich ein ganzer Sagenkreis — und wer zum ersten Mal den Thurm bestieg, wurde aufmerksam gemacht, daß er sich auf der finstern Stiege fest anhalte und ja vor dem »Beserlweib« nicht fürchte. Mehrere Kirchenbuben wollten es gesehen haben — und schon mein Vater (in derselben Pfarre geboren und getauft) wußte von dieser Tradition. Das Beserlweib wurde geschildert als ein kleiner Kobold in Gestalt eines alten Weibes mit einem kleinen Besen in der Hand. Wenn die Jungen über die finstere Stiege gingen, pflegte das Lärmschlagen gewöhnlich aufzuhören, und die gefürchtete Passage wurde in aller Stille durchwandert. Die traditionelle Angst ging so weit, daß sich ein Knabe allein gar nicht ins Glockenhaus hinaufzusteigen getraute, es mußten immer wenigstens ihrer zwei sein. Jede der sieben Glocken besaß einen eigenen Namen, aber nicht jenen von dem Heiligen, dessen Bildniß im Basrelief auf der Außenseite angebracht und zu dessen Ehren sie geweiht war; sondern eigens erfundene: z. B. die Große (auch Pummer genannt, obwohl auf diesen Namen eigentlich nur die große Glocke im Stephansdom gerechten Anspruch hat — in welchem die zweitgrößte: »die Halbpummer« genannt wird), die Obere, die Zwölfer, die Meß u. s. w. Die Gespräche auf dem Thurme waren ganz dem Thurm-Leben und Treiben entnommen. Wer schon die meisten Thürme in den umliegenden Vorstädten bestiegen und ringsum Gastrollen im Läuten gegeben, der wurde angestaunt und ihm die Palme

zuerkannt. Im großen Ansehen bei den eifrigen Läutern stand der »Schustermichel« (die große Glocke in der Kirche der Vorstadt Mariahilf — gestiftet von einem Schuster, der Michael hieß); wer den Schwengel in dem Schustermichel auffangen konnte, wenn das Läuten zu Ende war, der durfte auf seine Kraft und Kunstfertigkeit sich schon etwas zu Gute thun. Bei einem regelrechten und tadellosen Geläute mußte nämlich ein Knabe den Schwengel fangen, sich von ihm in die Höhe heben lassen, und dabei die unangenehme Berührung der Stirne oder des Gesichtes mit dem Glockenrande zu vermeiden suchen; und das so lange und so oft, als die Glocke sich noch hin und herschwingt. Jedes nachträgliche Anschlagen des Schwengels an die Glocke wird als ein höchst tadelnswerther schonungslos zu rügender Kunstfehler angesehen und in der Thurmsprache »ein Paunzer« genannt. — »Was war das heute?« pflegte der Kirchendiener zu sagen, wenn nach derartigen Verstößen die Jungen in die Sacristei polterten, »was war das heute? ich hab' schon wieder einige Paunzer gehört.«

Nebenbei muß hier bemerkt werden, daß es in einer Pfarre wie bei St. Laurenz viel zu thun gibt: nicht nur auf dem Glockenthurm — sondern auch in der Seelsorge. Der Pfarrbezirk hat über 36,000 gezählte Katholiken — es mögen ihrer also noch mehr sein, und die Seelsorge versehen ein Pfarrer mit drei Curaten. In den Bezirk gehören sechs Schulen, jede mit drei Classen, an denen die Pfarrgeistlichkeit wöchentlich an fünfzig Stunden Religionsunterricht zu ertheilen hat. Außerdem sind im Pfarrbezirk noch die Zollersche Hauptschule und eine Oberrealschule, jede mit

einem eigens angestellten Katecheten — die aber an der Seelsorge unbetheiligt sind.

Im Winter wurde zu Hause Schattenspiel und Marionettentheater getrieben. Die vielen hiezu gehörigen Apparate ließ der Vater von einem sehr nothleidenden Maler anfertigen — um ihm einigen Verdienst zuzuwenden.

Einige Vettern, schon etwas älter als ich, leiteten das Bühnenwesen — und es kamen an Sonntagsabenden selbst erwachsene Leute, um sich die Geschichte anzusehen. Ein großes Vergnügen für Spieler und Zuschauer war das Nachbilden des Regens und Sturmes, wie des Donners und Blitzes. Regen und Sturm wurden mit in einem blechernen Sieb herumgetriebenen Erbsen nachgebildet, der Donner mit großen Rollen aus dickem Zeichenpapier gemacht — und der Blitz, mit zerstoßenem Colophonium durch ein Kerzenlicht geblasen, veranstaltet. Besonders das letzte Experiment erregte bei der kleinen Welt allgemeines Interesse, es konnte nicht oft genug wiederholt werden. Um auf den Augenblick der Erscheinung gehörig vorzubereiten, pflegte mein jüngerer Bruder aus der Bühne (die zwischen einer Flügelthür aufgestellt war) in den Zuschauerraum gewöhnlich hinauszurufen: »Acht geben, jetzt wird wieder geblitzt.« — Mit was für einer Aufmerksamkeit wurden da die Coulissen verschoben und die Versenkungen in das kleine Podium geschnitten, um die bösen Zauberer und andere tragische schauerliche Figuren unter Donner und Blitz verschwinden zu lassen! Und welche Freude, wenn der Maler an Samstagen wieder neue Decorationen, einen Rittersaal mit einer Masse von geharnischten Ahnenbildern und gothischen Spitzthürmen

oder eine Felsenhöhle, oder einen düstern Wald mit ölgetränktem Mondschein daherbrachte. Es wurde sich an der Bewunderung der Zuschauer schon im Voraus gefreut, und wir sagten: »Da werden sie morgen wieder schauen.«

Auch entsinne ich mich noch einiger öffentlichen (d. h. auf der Straße) gepflogenen Spiele, denen viele Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Darunter gehören: das Glitschen auf dem Eise in den gefrorenen Rinnsalen, das Scheiben mit kleinen Kugeln aus schwarzen Steinen — (wer weiße aus Marmor besaß, wurde schon beneidet), das sogenannte Anmeideln (eigentlich anmäuerln: etwas an die Mauer werfen), was von großen Knaben mit Kreuzern, von kleinern mit runden Blechen gespielt wurde, die den Namen: Zaberl besaßen; kleine dreieckige Stahlstücke zu demselben Spiel waren besonders gesucht und gerühmt, sie klangen und sprangen besser, und wurden um ihres erhöhten Werthes wegen mit dem Titel: »Zabler« ausgezeichnet.

Wer auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt geboren und erzogen ist — wo schon vor dem letzten Hause oder vor dem Stadtpförtlein »Gegend« anfängt, der hat gar keinen Begriff von der Sehnsucht eines Wienerknaben nach Wald und Flur, Berg und Thal, Fels und Gestein. In der Charwoche werden in den Kirchen Wiens Vorstellungen des heiligen Grabes aufgerichtet. Mich interessirten nur jene, wo (plastisch aus Holz) Felsen und Gesträuch die Stätte umgaben. Heilige Grabvorstellungen, welche im römischen Styl gebaute Hallen zeigten, waren mir höchlich zuwider; die Natur ist stets imposanter als die Kunst — und eine felsenzerklüftete Gegend hat, was den großartig

tragischen Eindruck anbelangt, immer vor jedem Bauwerk etwas voraus.

Auch im väterlichen Hause wurde ein heiliges Grab in der Charwoche aufgerichtet. Es bestand in acht Scenen, welche perspectivisch eine hinter die andere gestellt wurden und die verschiedenen Leidensstationen zeigten — im Hintergrund war der Calvarienberg. Dieses heilige Grab soll schon der Urgroßvater aus Franken mitgebracht haben — es wurde in der Familie als das älteste Erbstück hoch in Ehren gehalten, und ging wie ein heiliges, wenn auch ärmliches Fideicommiß immer auf den ältesten Sohn über. Es trug auch der Kinderwelt seine Zinsen an Freude und Rührung jegliches Jahr, wenn Ostern kam. Wie freute ich mich, wenn die Riesenschachtel, in der es das Jahr über eingeschlossen war, am Morgen des grünen Donnerstages geöffnet wurde und die Herrichtung begann. Unser Garten lieferte gelbe Veilchenstöcke — und Aurikeln; die wurden massenhaft auf einen großen langen Kasten um das Grab gestellt und Lämpchen dabei angezündet, die Fenstervorhänge herabgelassen. Es schien uns dieses Zimmer so ehrwürdig wie eine heilige Capelle. Und wenn am Charsamstag die Scenen verändert wurden, der Hintergrund einen goldenen Strahlenschein bildete und vorn das holzgeschnitzte Bildniß des Auferstandenen mit einer aus rother Seide und Goldfranzen und niedlichen Goldquästlein gemachten Siegesfahne sich zeigte, so war es mir sehr traurig zu Muthe — denn da zog Ostern ja bald wieder vorbei, und ich hätte gewünscht, es solle immerfort dauern. Ich betrachte seitdem Aurikeln mit ihrem wunderlieblichen Duft bis auf den heu-

tigen Tag als ehrwürdige geweihte Blumen, und so oft ich solche zu sehen bekomme, denke ich mit Rührung an meine Kinderzeit — und meine Freude am heiligen Grab.

Eben so regten mich Krippenvorstellungen an, mit ihren kleinen Felsen aus Baumrinden, die mit Spießglanz bestreut werden und zwischen denen natürliches Moos gelegt wird, besonders erquickten mich jene — wo lebendiges Wasser in kleinen Bassins sein Spiel trieb, oder als kleine Wasserfälle über Felsen plätscherte, dann in niedlichen Bächlein hinfloß und kleine Mühlen (in Kaffeeschalengröße) lustig herumtrieb. In der Mechitharistenkirche (Vorstadt St. Ulrich) gab es ein solches Krippel mit vielen großen schuhhohen Figuren und vielem lebendigen Wasser; da starrten hunderte von Schuljungen am heiligen Abend und in den folgenden Abenden der Christwoche in das künstliche Bethlehem, welches sich bei magischer Beleuchtung wunderlieb ausnahm. Was für eine Aufmerksamkeit wurde da den heiligen drei Königen geschenkt die in einer gewissen steifen Zurückhaltung des Oberleibes mit ihren pathetischen Bedienten, Mohren und Kameelen über den Berg herabkamen, mit glitzernden Turbanen und sonstiger orientalischer Pracht — und die vielen Hirten mit ihren Geschenken, im Hintergrund Joseph und Maria und das strahlenumglänzte Jesuskind. Seit der heilige Franciscus Assisi die erste Krippe baute, wie vielen Millionen reiner Kinderseelen wurde da seit 600 Jahren durch die plastische Vorstellung der Begebenheit zu Betlehem — unaussprechlicher Jubel ins Herz gegossen. Der Protestantismus hat auch hierin sehr übel gethan, daß er der Kinderwelt so viele Freuden stahl, die ihr

als ein Quell der Begeisterungdienten — und oft im ganzen Leben noch nachklangen. Gewiß ist durch die kindliche Theilnahme an solchen Freuden noch kein Mensch um den Segen des »reinen Gotteswortes« gekommen, oder gar durch die glitzernden Figürlein zu Götzendienst und sonstiger verschrieener Abgötterei verleitet worden.

Auch im väterlichen Hause gab es eine schöne Krippenvorstellung mit ein paar hundert Figuren — sie ist gegenwärtig in der Kirche des Dorfes Fladnitz (welchem bald einige Aufmerksamkeit gewidmet werden soll), wohin meine Mutter dieselbe schenkte. Der Pfarrer schrieb einen ganzen Brief über die Freude der Dorfjugend und Schulkinder an dieser Krippe, sie wollten gar nicht davon weggehen, als sie zum ersten Mal aufgestellt wurde, und stießen in ihrem Betrachtungseifer die Fenstertafeln ein, die zum Schutz der Figuren angebracht waren.

Der Christbaum hat auch seine schönen Seiten — aber es sind doch bei demselben mehr die materiellen sinnlichen Interessen vorherrschend. Es wird der Leckerei, dem Naschsinn und der Gefräßigkeit, wie durch Gewand und Spielerei, die darauf gehangen sind, auch der Eitelkeit und Zerstreuung Rechnung getragen. Es ist beim Christbaum mit einem Wort nur der Naturgedanke des Habens, Besitzens, Genießens angeregt, während die Krippenvorstellung reinere höhere, d. h. geistige Freude im Kinderherzen erweckt — und die geschichtliche That der Welterlösung in ihnen bilderreich lebendig macht. Daß die Krippenvorstellung specifisch christlich ja kirchlich ist in ihrem ganzen Wesen, der Christbaum aber mehr die allgemeine Na-

turseite anregt, zeigt schon der Umstand, daß in neuerer Zeit auch moderne Juden ihren Kindern Christbäume machen, während sie sich wohl hüten, sie mit einer Krippenvorstellung zu überraschen.

Wenn die Aeltern mich auf eine Landpartie mitnahmen, und ich die Eindrücke von Wald und Flur und Bächlein durcheinander mit mir nach Hause trug, weinte ich darnach nicht selten in der Schule, da dünkte mir alles so öde, traurig und so bestaubt und werkstagmäßig, ich wäre am liebsten immer draußen im Grünen in der freien Natur gewesen. Ein wahres Aufjubeln des Herzens aber empfand ich, wenn mich alljährlich die Mutter zu ihren Aeltern nach Nieder-Fladnitz mitnahm, einem Dorf bei Znaym und Rötz, ungefähr zwölf Meilen von Wien im Waldviertel an der Gränze von Mähren gelegen. Dort verlebte ich die seligsten Stunden, es war das Eldorado meiner Kindheit, und der Leser wird es mir nicht für übel halten, wenn ich ihn auf einen kleinen Besuch nach Fladnitz mitnehme.

Mein Großvater, mütterlicher Seits, war ein Bauer; die Sache ließe sich in Anbetracht seines großen Hauswesens ein klein wenig firnissen, man könnte sagen: »ein Wirthschaftsbesitzer,« oder »ein Oekonom;« es ist aber nicht abzusehen, wem durch solches Sprachzierwerk ein Nutzen erwachsen soll, darum möge es auch unterbleiben. An der Thüre seines Pferdestalles befand sich ein Holzschnitt mit Adam ackernd und Eva spinnend, und unten standen die den Bauer tröstenden und erhebenden Worte:

»Als Adam ackert' und Eva spann,
Wo war da Burger und Edelmann!«

Uebrigens war das Bild sammt der poetischen Beigabe nicht umsonst an die Stallthüre genagelt, das stolze selbstgefühlige Reimwerk sollte mehr eine Herzensstärkung für die Knechte sein, denn der Großvater selbst hatte seine weichen Hände bis zum letzten Athemzuge bewahrt, wie mir meine Mutter öfter und nicht ganz ohne Prätension erzählte — er selbst hatte sich nie mit der Arbeit der Hände befaßt, sondern nur Commando geführt. — Doch zur beabsichtigten Reise.

Damals in den zwanziger Jahren gab es noch keine Dampfkräfte in Oestreich und die Beförderungsmittel waren eben so langsam als mühsam. Der Großvater ließ uns gewöhnlich abholen, und wir traten zu Mittag die Reise an. Selbst die staubigen Auen außer den Donaubrücken und das langweilige unübersehbare Marchfeld dünkte mir ein Vorhof des Paradieses. Nachtlager wurde zu Stockerau oder Hollabrunn gemacht, je nachdem die Pferde noch bei Kräften waren. Wie schmeckte mir im Gasthof alles gut — und wenn es noch so schlecht war, und der Saffran- und Rostbratengeruch, der sich von der Küche durch das ganze Haus zog, erquickte mein Herz, die poetische Stimmung, in der ich mich befand, wußte alles zu erheben, zu verklären. Was für ein Schauer durchrieselte mich, wenn Irrlichter auf sumpfigem Boden neben der Straße ihren eigenthümlichen Spaziergang hielten, die mir dargestellt wurden als die sogenannten »feurigen Männer« und die, wie der Kutscher sagte, sich oft hinten an den Wagen anhängen, so daß dieser gar nicht mehr von den Pferden erzogen werden könne. Vor Häusern und Gebäuden hatte ich durchaus keinen Re-

spect, das war mir natürlich was Alltägliches, aber wenn ich so auf's Land hinaus kam, wie stand mir da die Natur mit all ihren großartigen Erscheinungen und die Menschen in ihrer Urwüchsigkeit geheimnißvoll zauberhaft und imponirend gegenüber! Selbst Hausknechte in Gasthöfen — dünkten mir, wegen dem Verkehr, im dem sie mit so vielen Kutschern, Fuhrknechten und Rossen standen, höchst achtbar wegen ihrer Weltläufigkeit und Umgangskunst; ich hielt dieselben auf Reisen für sehr schätzenswerthe, nicht zu umgehende Autoritäten. Als es am frühen Morgen bei grauendem Tag wieder weiter ging, erschienen mir die Dörfer, welche wir passirten, wie magische Bilder in einer Zimmerreise durch's Glas angeschaut. Alles war so still, die Bäume vor den Häusern mit vom Staub eingepuderten Birnen dicht behängt, weckten in mir den Gedanken: wie glücklich diese Bauersleute sind, und ich hätte gern die Geschichte eines jeden Hauses gewußt, dessen Bewohner noch in tiefem Schlaf versunken waren, oder vielleicht schon bei ihrer Feldarbeit sich befanden. Nur von krähenden Hähnen und bellenden Hunden war die sonst in aller Stille auftauchende Morgenröthe begrüßt.

Und so gings fort. Von der Prager-Heerstraße abseits fing die Romantik an, ein langer Hohlweg, dann Rötz, ferner der tannige und fichtige Mannhartsberg, und endlich Hoffern, die Filiale und ganz endlich Nieder-Fladnitz in einem weiten Kranz von Wäldern, die sich wieder in einigen Fischteichen spiegeln am Waldessaum. Den Wagen hatte die Großmutter wartend und wahrscheinlich schon hundertmal vergebens durch ein schiefes Fensterlein lugend endlich

erspäht; und ehe der Fuhrmann noch von seinem Sitze sprang, hörte man auch schon das schwere Hausthor knarren, es öffnete zum Willkomm weit seine grünen Flügel.

Was für Freude und lauter und stiller Jubel! die Großmutter weinte, als sie ihre Tochter sah, und der dicke große Großvater lächelte behaglich und wunderte sich, wie ich seit Einem Jahre schon wieder gewachsen, und versuchte mit mir allerhand Späße zu machen; und die Großmutter hatte so viel zu fragen und die Mutter so viel zu beantworten, als würde ein Frag- und Antwortspiel geschwind herabgelesen. Auf mein Gemüth aber machten die Begrüßungsceremonien und das Aufwallen von Mutterliebe und Kindesliebe keinen starken Eindruck. Mein Beruf zog mich auf andere Bahnen. Zuerst begrüßte ich meinen alten Freund, den scheckigen großen Haushund, der mich mit Hundefreundschaftsversicherungen überschüttete, dann eilte ich in den Garten zu einigen Bäumen mit Ducatenbirnen, welche zu Wien während der Schulzeit oft als Gegenstand meines sinnigen Nachdenkens und meiner unnennbaren Sehnsucht aushelfen mußten; weil mir sonst beim acht Stunden langen täglichen Banksitzen die Geduld gerissen wäre. Dann gings wieder zurück ins Haus; da wollte die Großmutter mit mir erst sprechen, aber meine Zeit war gemessen, ich konnte ihr keine Minute schenken, denn es gab noch so viel zu thun, ehe die Nacht herein kam; ich holte mir den Schlüssel zum »Kletzenböndl,« d. h. zu jener abgeschlossenen Abtheilung des Dachbodens, in welchem die gedörrten Birnen, Pflaumen, Aepfel, Kirschen aufbewahrt wurden. Da versenkte ich mich in die Tiefen der Fässer und Säcke, die ringsum auf-

gepflanzt standen; und der Duft des Zuckerstoffes aus dem verschiedenen Fruchtwerk durchzog wie ein wohltönender Accordgeruch den ganzen Dachboden. Waren die Taschen gehörig angefüllt, und die Gänse, Enten und Hühner im Hof einige Mal herumgejagt und der Hund von der Kette losgelassen, daß er mir in meinen tyrannischen Gelüsten Bundesgenosse sei, dann entsann ich mich, als der Abend hereinbrach, auch meines mir für heute noch obliegenden kirchlichen Berufes. Ich eilte in das nahe liegende Schulhaus und ersuchte den Schulmeister, er möge mich mitnehmen zum Gebetläuten (Ave Maria); da wandelte ich nun selig an seiner Seite, und schickte er als Stellvertreter sein Söhnlein mit, so war es mir um der Kurzweil willen noch lieber, und der Klang der Kirchenschlüssel tönte wie Musik in den Ohren. Das Läuten machte mir ein unaussprechliches Vergnügen; und war der letzte Schlag des Armenseelenglöckleins nach dem Läuten der Aveglocke hinausgeklungen und vom Waldesrand über die Wasserflächen der Teiche wiedergekehrt, so wurde mir traurig zu Muthe. Schon war der Zauberbecher des ersten Tages bis auf die Neige geleert. — Im Kinderherzen liegt eine tiefe Wehmuth über dahingeschwundene Freuden, wie ein Todesengel nistet sich die Nacht mit ihren schwarzen Flügeln ins Gemüth ein, und was ist es anders, als der halbbewußte Schmerz über irdische Vergänglichkeit und die halbbewußte Sehnsucht nach einem dauernden Zustand von Glück und Seligkeit, wenn selbst schon die Augen des Kindes beim Hereinbrechen der Dämmerung nach einem fröhlich und in freudiger Aufregung verlebten Tag sich mit Thränen füllen, die dem dahin-

geschwundenen Tag ein Lebewohl für die Ewigkeit nachzurufen scheinen, denn er kehrt nimmer, nimmer wieder.

Beim Abendessen kamen Qualen zum Tagesschluß. Die Großmutter rannte Sturm mit Suppe, — zurückgeschlagen, mit Gesottenem und Gebratenen, es half Alles nichts, nur schwarzes Landbrot mit Butter und Honig wollte ich nehmen, ich mußte meinem Vorhaben getreu bleiben, auf das hatt' ich mich ja auch schon so oft gefreut in den öden Schulstunden. Dann ging's zu Himmelbette. Was war das für ein Colosseum von einem Bett! Es hätte können als ein Modell der Festung Belgrad hergezeigt werden. — Die Müdigkeit arbeitete an den Augendeckeln, und hätte die Mutter mir nicht noch das Abendgebet laut hersagen lassen, das Söhnlein würde sich für dießmal sicher Dispens dafür ertheilt haben.

Wie anregend wirkte auf mich der Wald mit seinen Fichten und Föhren und mit dem traurigen Windessausen durch die schwarzen wie zur Abwehr gesenkten Fähnlein des Nadelholzes; und mit seinen laut aufschreienden Vögeln und seinen summenden und brummenden Käfern, und mit den scheuen Rehen und den kecken Hirschen; mit seinen Felsenschluchten und brausenden Gewässern. Ich nahm mir vor alles das Gesehene meinen Mitschülern zu Wien zu erzählen; und wenn ich zu meinen kleinen Residenzfreunden kam, so mangelten mir oft die Worte für meine empfindsamen Erinnerungen, ich mußte die sämmtlichen Waldgefühle zum größeren Theile wie einen verworrenen Knäuel in mir tragen, bis ich in der Folge so glücklich war, einen Unterricht in beschreibender Poesie zu bekommen, wonach ich

die gordischen Sentimentsknäuel entwirren, und in langklaftrigen Liedern jeden noch so dünnen Gefühlsfaden auf der zierlichen Spulenmaschine des Metrums hinausspinnen konnte zum Verbrauch in der großen Baumwollwaarenniederlage der feinfühligen poetischen Lesewelt. Wenn ich dann zu Wien an dem eingenommenen Zauber dieser Waldpoesie in den Schulstunden zehrte, so wurde ich dermaßen verzückt und von den mühsam verschobenen Regeldetrien und anderm Rechnungskunstwerk meine Aufmerksamkeit dermaßen abgelenkt, und es wurde den unregelmäßigen Zeitwörtern wie auch andern Ausnahmszuständen der deutschen Sprachlehre von meiner Seite so wenig die gebührende Hochachtung erwiesen, daß die Madame Embler mir völlig alles Glück für die Zukunft absprach und meinem Vater die erschütternde Kunde mittheilte, wie es wohl im Rechnen mit mir so halb und halb leidlich gehe, wie ich aber im schriftlichen Aufsatz der Schlechteste in der ganzen Schule sei, wie in meinem Kopf sich für die Wortfügung gar kein Sinn vorfinde, und ich mir in selbiger die unverzeihlichsten Verbrechen nach dem abgehaltenen Concilium sämmtlicher Lehrgehülfen habe zu Schulden kommen lassen. — Es war aber durch solche schwere Anklagen mein kindlicher Ehrgeiz durchaus nicht aufzustacheln und in eine arbeitsame Bewegung zu setzen, wie ich hingegen die größte Freude darüber empfand, wenn ich den armen kleinen Kerlen, die nie aus dem Steinhaufen Wien hinauskamen, meine geographischen, dendrologischen, zoologischen und botanischen Vorträge hielt, und wenn ich hiebei die Bursche vor Entzücken über die eben so genaue als begeisternde Beschreibung großer schauerlicher Fledermäuse,

bunter Schmetterlinge, gehörnter Käfer, dunkler Kirchthürme, unergründlicher Fischteiche, voller Pflaumenfässer u. s. w. völlig außer sich kommen sah; so zwar daß meinen Vorträgen größere Aufmerksamkeit zu Theil ward als denen des Lehrers, und ich ihre Blicke und Intention von dem Kreidefelsen der großen Rechentafel weg und auf die geschilderte üppig grünende Waldwelt hinzulenken vermochte. Ich meine, Humboldt dürfte kaum je ein aufmerksameres Auditorium gefunden haben, als ich damals unter den kleinen Jungen fand, wenn ich mit meinen beschreibenden Kosmosanschauungen nach jeder Zurückkunft vom Lande hervorzurücken begann.

Einmal, es war das erste Mal, daß ich mit Selbstbewußtsein und Erinnerungsgabe nach Fladnitz kam (früher hatte mich die Mutter als Menschen an sich aber noch nicht für sich, d. h. ohne Philosophie gesagt: als bewußtloses Wickelkind mitgenommen), hätte meine Genäschigkeit mir bald das Leben gekostet. Ich verspeiste von einem Strauch am Rande eines Waldweges schwarze Beeren und das nicht wenig. Da bemächtigte sich kurz darauf meiner eine sehr heftige Krankheit, der der Dorfarzt und Hausmittel nichts anhaben konnten; ich fing, wie mir darnach von meiner Mutter erzählt wurde, schon an bleich zu werden. Es wurde an mir eine Cur angewendet, die man fast eine prinzliche nennen könnte. Der Großvater besaß einen großen Keller mit vielen Fässerreihen, die Gebünde von 10 bis zu 50 Eimern. Der Großmutter fiel es nun in der Angst ein, wie man Weinbäder als stärkend gerühmt habe, und mir wurde nun in Eile ein solches bereitet, was auch als-

bald seine gute Wirkung that, ich schlief die ganze Nacht und den künftigen Vormittag auch dazu und war gesund. Vor den schwarzen Beeren aller Gattung, guten und bösen, bewahrte ich von jener Zeit an den gehörigen Respect. Die Großmutter rief während meines Krankheitsanfalles ein ums andere Mal zu meiner Mutter: »Um Gotteswillen, was wird dein Mann sagen, wenn Du ohne den Buben nach Wien kommst!« Diese Furcht vor dem Verluste meiner kleinen Persönlichkeit brachte mir einen Begriff von meinem Werthe bei; ich fühlte mich als ein nicht ganz unbeachtetes Glied in der großen menschlichen Gesellschaft.

Eine Hauptleidenschaft war das Orgelziehen an den Blasbalgriemen, das ließ ich mir in Fladnitz nicht nehmen. Unter der Kirchenthüre entwischte ich meiner Mutter und flog die Chorstiege hinauf. Auch machte es mir kein geringes Vergnügen, in den verschiedenen Kasten des großväterlichen Prunkzimmers, in welchem er Verwalter, Rentmeister, Beamte und Pfarrer bisweilen zu fetiren pflegte, alle Lädlein mit wahrer Kindesseligkeit durchzustöbern, dieselbigen zu öffnen und jene Gegenstände, die mir besonders gefielen, meiner Mutter zu geben mit dem Auftrag, sie solle selbe für mich dem Großvater abbetteln. Da gab es eine Menge von überspielten Karten, Pfefferbüchsen, Raspeln, Feilen, Pulverhörnern, Pistolen, messingene Sonnenuhren, Damenbretern, Würfel, Reibeislein zu Muscatnüssen, Ducaten- und andere Wagen, Tabakdosen mit Helden aus dem französischen Krieg auf dem Deckel, Zollstäben, kurz eine Menge altes Geräthe, oder wie man es in österreichischer Mundart nennt: Alts Graffelwerk.« — Einst stieß ich auf

ein Pulversäcklein, das ein paar Pfunde Schießpulver enthalten haben mochte. Darüber machte ich aus guten Gründen meiner Mutter keine Mittheilung; denn es wäre mir als gefährlich und gemeinschädlich der Gebrauch desselben zu pyrotechnischen Zwecken weder vom Großvater noch von der Mutter gestattet worden. Ich eignete mir dasselbe nach socialistischen Grundsätzen einfach an, machte daraus eine teigige Masse (sogenannten Speibteufel) und brannte meine Feuerwerke am hellen Tage im Freien unter den Teichgebüschen ab; zu welchem Schauspiele ich noch ein paar Dorfjungen herbeizog, um ein beifallspendendes Publicum zu besitzen. In der Eisenkammer fand ich zu meiner Freude auch einige alte Schießgewehre, mit denen ich auf dem Felde die Schießkunst versuchte: das machte aber keinen guten Effect, der Großvater erfuhr die Sache, und es wurde ohne Umstände die Entwaffnung vorgenommen und das Arsenal in so ferne befestigt, als man den Schlüssel zur Eisenkammer mir von nun an aus den Zähnen räumte. Auf Attentäterei, Volksbewaffnung und Gewehr- und Pulverraub nannte mich der Großvater lachend den kleinen Grasel. Grasel war nämlich im Waldviertel im zweiten Jahrzehnt unseres glorreichen Jahrhunderts ein sehr gefürchteter Räuberhauptmann, der sich lange Zeit den Nachstellungen der Sicherheitsbehörden zu entziehen wußte, und eine Unzahl von Einbrüchen, wie auch einige Mordthaten mit seiner Bande verübte. Auch meinen Großvater nahm er hart mit, indem er in sein Haus an einem Sonntag, während Alles in der Kirche war, einbrach und sich 1400 fl. in Silberthalern, dann Silberzeug, Uhren, wie auch ein werth-

volles Jagdgewehr und andere Gegenstände als gute Beute mitnahm. Von all dem gestohlenen Gut bekam der Mann keinen Kreuzer und keinen Nagel mehr zu sehen. Auch ein Fäßlein guten Eilferweins mit 5 Eimern entwendete früher schon Grasel während der Nachtzeit aus seinem Keller und führte es bequem mit einem Pferde zur Bande in den nahen Wald. Der Jäger sah noch, um Mitternacht am Keller vorübergehend, manipuliren und vor der Kellerthüre das Fuhrwerk; was ihm aber, da gerade Lesenszeit war, gar nicht auffiel. Das Jahr darauf wurde Grasel eingefangen, nach Wien gebracht und dort mit zwei seiner Spießgesellen zugleich aufgeknüpft. Somit wären die Leser im Auslande auch in einer kurzen Skizze mit dem Dasein und Leben des österreichischen Schinderhannes bekannt geworden, was ich um so lieber gethan habe um zu zeigen, daß wir Oesterreicher in guten und bösen Dingen mit dem Ausland rivalisiren können.

Wie ergötzte mich die Weinlese in den verschiedenen dem Großvater gehörigen Weingärten in den Gebieten von Markersdorf und Nalb, wo es mir gegönnt war, meinen Heroismus an den Tag zu legen, und alte Reiterpistolen nach Herzenslust abzufeuern. Da gab es dann Arbeit in der Weinpresse ganze Nächte durch, denn die Tage reichten nicht aus. Haus und Hof, Garten und Scheuer waren vom süßen Mostgeruch durchzogen, und noch spät in der Nacht kamen die klingelnden Maischwagen mit glockenbehangenen Pferden ins Haus gefahren.

Es ist ein eigenthümlicher Segen der Kindheit, daß sie an tausend Dingen eine Freude und ein Interesse finden

kann, die der Erwachsene keines Blickes würdigt. Wie war ich mit Schauder ergriffen, als man mir an einem October-abend beim Mondschein einen Iltis zeigte, der seine Jungen hinter sich über den First des Strohdaches auf dem Nachbarhaus förmlich spazieren führte! Und wie verdrängte alsogleich die kindische Eitelkeit den Schauder, indem ich mir vornahm, zu Wien meinen guten Freunden und Schulgenossen die höchst staunenswerthe Thatsache vom selbstgesehenen lebendigen Iltis et Comp. zu erzählen und von ihnen hiefür, um der vielen Erfahrungen und Erlebnisse willen, den duftigen Lorbeerkranz der Bewunderung entgegenzunehmen und mit der Pfefferbüchse des Neides bestreut zu werden. Auch eine Fischotter, die ich gleichfalls beim Mondschein sehr nachdenklich an einem Teichesrand sitzen sah, machte auf mich einen grauenhaften Eindruck. Es wollte mir das gegenseitige Lauern in dieser Thierwelt auf Mord und Todtschlag gar nicht gefallen, deßwegen fühlte ich mich auch besonders mehr zu den friedlichen Pflanzenfressern hingezogen. Einigemal kamen wir im Hochsommer nach Fladnitz. Da war das Schmetterlingfangen (man nennt sie hier ohne Unterschied ihrer einfachen oder mit reichem breitem Goldsaum gestickten Mäntel: Weinfalter) eine große Leidenschaft. Besonders jene, welche: »Todtenköpfe« genannt werden, weil sie die Signatur des Todtenschädels an sich tragen, erfüllten mich mit Herzklopfen der Freude, wenn einer in meine Gefangenschaft gerieth. Mir kamen die plumpen geflügelten Bursche wie Heuchler vor, die sich nach außen mit ascetischem Bildwerk zeigen, sonst aber von den andern ihres flatternden Geschlechtes sich nicht

unterscheiden. Uebrigens fand ich es ganz natürlich, daß unser Herrgott das Memento mori mitten in die Blumenwelt des Frühlings hineinversetzt hat.

Die ceremoniellen Visiten, zu denen meine Mutter mich mitnahm, dünkten mir purer Zeitverlust. Bei Honoratioren in der Stadt Rötz fand ich nach damaliger Beobachtungsgabe viele Steifheit. Die Mutter pflegte auch vor solchen Besuchen lange in den verschiedenen mitgenommenen Hutschachteln herumzuwühlen, bis sie das rechte fand; auch ich wurde herausgeputzt, was mir alles höchst lästig war. Ich fühlte instinctmäßig, daß ich zu einer Art Production in meinen neuesten Gewändern mitgenommen wurde, und die geahnte Herabwürdigung und als Zweckverwendung meiner Menschheit kränkte mich. Lederne Hosen, wie sie die Bauernjungen tragen, und ein Pelz mit farbigen Blumen aus Lederstückchen auf die Genickregion genäht, wäre viel mehr nach meinem Verlangen gewesen. Dieses Verlangen wurde leider nicht befriedigt, ebenso wie auch die Sehnsucht nach einer eigenthümlichen schiffartigen Pelzmütze (in Oesterreich Pudelhaube genannt) ein paar Jahre lang ohne allen Erfolg in meinem Herzen getragen wurde und durchaus keine Würdigung fand; bis sie endlich in sich selbst verglimmte und Tage kamen, in denen ich zu besserer Kleideransicht und Einsicht gelangt— mich geschämt hätte, das Haus meines Antlitzes, mit den zwei in die Welt hineinschauenden Fenstern, unter der rauhen Bedachung einer Pudelhaube dieser selbigen Welt zu repräsentiren. Eben so spiegelten sich in meiner kindischen Gedankenwelt lange Zeit vergebens juftenlederne Stiefel; als ich endlich solche bekam,

kaufte ich mir selber Schuhnägel und bearbeitete die Sohlen so sehr, als wenn es mir obgelegen wäre am Himalaya Briefträger zu werden, und tagtäglich den großen Erdenkegel auf- und abzuklettern. In der Schule machte es mir dann kein kleines Vergnügen, meinen anderen kleinen Wissenschaftsgenossen die eisernen Grundlagen meines nunmehrigen Wandels vor die Augen zu halten und an selbe kühn die Aufforderung ergehen zu lassen: es soll einer heraustreten aus ihren Reihen, der eine größere Anzahl von Nägeln aufweisen könne als ich!! — Nur auf Einen Besuch freute ich mich immer; auf den in Carlslust (einem fürstlich Auersperg'schen Jagdschloß, auch Nieder-Fladnitz ist eine Herrschaft desselben Besitzers). Dieß Jagdschloß liegt mitten im Walde höchst romantisch. Bei dem Beamten, den meine Mutter dort besuchte, ging es gemüthlich her, seine Gemalin suchte bei meiner Mutter alle meine Verlangen durchzusetzen und mir wurde erlaubt mich im Freien herumzutummeln, wo ich der großen Menge zahmer Hirsche, die gewohnt sind ans Schloß heranzukommen, Weißbrot reichte; einst stürzte ich aber ganz schreckenbleich in die Wohnung des Beamten, denn ein Hochgeweihiger mußte mich unrecht verstanden haben, senkte sein Haupt vor mir in einer sehr verdächtigen Demuth, welche, wie ich sogleich ahnte, eine Vorbedeutung vom Aufgabeln ist, und machte Miene auf mich loszuschnellen, zum Glück war es nahe an dem Eingang und ich erreichte ihn glücklich. Wenn diese Thiere auch sich zahm geberden, so gleichen sie hierin großen Herren, daß es nicht rathsam ist, mit ihnen keck zu werden, oder gar zu viel auf ihre Zahmheit zu vertrauen; denn sie haben

den Brauch, sich zuweilen zu vergessen. Und am Sonntag »nach Barthlmä« wie freute ich mich da auf's Kirchweihfest in Fladnitz! Noch während des Hochamtes lief ich aus dem Kirchenstuhle davon, um das selige Vergnügen auf dem Musikchor zu genießen, welches darin bestand inmitte der Trompeter und Pauker zu sitzen und den heillosen Lärm — in jener Gegend »Kirchenmusik« genannt, mit gierigen Ohren einzusaugen. Für was für eine hochwichtige Person hielt ich den Schulmeister, der mit seiner Notenrolle in großer Gewissenhaftigkeit dem Tactschlag obgelegen, und wie bewunderte ich den Ernst der Gesinnung, in welchem der Baßgeiger unbekümmert um alles Tactschlagen und Musiciren ringsum mit der Ruhe eines griechischen oder türkischen Weltweisen den Fiedelbogen schief nach unten handhabte! Und wenn der Lehrer einem falsch singenden oder heulenden, geigenden oder kratzenden Schuljungen den Schopf etwas beutelte oder ihm einen kleinen Streich ins Genick gab, um das musikalische Gehör in die rechte Verfassung zu bringen, so war ich so weit entfernt, diese Handlungsweise für tactlos und nicht in die Kirche gehörig zu halten, daß ich dieselbe vielmehr für eine naturhistorische oder auch kirchenhistorische Nothwendigkeit auf dem Gebiete höheren Kirchenlebens ansah. — Der Großvater, dann mehrere Beamte und sonst noch einige wohlhabende Bauern hielten sich gewöhnlich während des Amtes in der Sacristei auf, von welcher man auf den Hochaltar sehen konnte. Diese merkwürdigen Herren entzogen sich wie Hohepriester des alten Bundes den Augen der Menge; und es hatte den Anschein, als ob sie das Volk gar nicht für würdig erachte-

ten, sie in ihrer andächtigen Verfassung und in bittender Stellung vor dem Herrn aller Herren zu sehen, sie, die gewohnt waren, sich nur als Gebietiger zu zeigen.

Zu Mittag strömten dann aus der ganzen Gegend die Herren Vettern und Frau Muhmen zusammen. Es ergötzten mich die wunderlich gebauten Sonntagswäglein, auf denen sie stolz einherfuhren; es geht nichts über die Aristokratie reicher Bauern. Geruch von mannigfachem Backwerk vom kolossalen Prügelkrapfen bis zum niedlichen Butterkräpflein und den verschiedensten gerösteten Leichen zahmer Hausthiere vom Ferkel bis zur Ente setzte die Vettern und ihre Gattinen in eine heitere Stimmung, und der goldene Eilferwein (von 1811) blitzte holdselig aus einer Menge von großen Flaschen, von denen Eine allein schon hinreichend gewesen wäre eine Gesellschaft in weinlosen Gegenden des deutschen Vaterlandes in maßlosen Jubel zu versetzen. Es läßt sich denken, wie mir da die Beschäftigung fast über den Kopf zusammenwuchs. Ich mußte den Pferden und Kutschern meine Aufmerksamkeit schenken, ich mußte auf die verschiedenen Kaleschen klettern und versuchen ob es denn comfortabel auf selbigen zu sitzen sei. Ich mußte mich dann wieder beim großen Tisch einfinden, und an den Witzen, die ein Herr Vetter machte (der als Buffo und Hauptspaßvogel der Gesellschaft galt), auch meinen Antheil von Gefallen kundgeben. Und was waren das für Witze! Wenn der Nachbar des witzigen Vetters eine Bratwurst zerschnitt, so sagte er über denselben in gehörigem lauten Baß: »Gut tranchiren kann er, das muß man ihm lassen, er weiß bei der Bratwurst immer das Glied zu treffen, und kommt nie auf's

Bein.« Wie viele Millionenmal wurde dieser Witz schon in Oestreich gemacht, und doch findet er immer seine genügsamen Lacher und Bewunderer. Wenn diese Herren Vettern auf neugebackene Witze mit solchem Appetit und Durst versessen gewesen wären wie aufs Essen und Trinken; gewiß Juvenal, Voltaire, Swift, Sterne, Lichtenberg und Saphir zusammengenommen, würden sie kaum haben befriedigen können. So aber hatte es ordentlich den Anschein, als wäre auf neue noch nicht dagewesene Witze Todesstrafe ausgeschrieben; und als dürften nur solche Witze angewendet werden, die durch ihren often Gebrauch gleichsam approbirt waren, die schon als gute alte Bekannte erschienen und sich des Bürgerrechtes seit Jahren theilhaft gemacht hatten. Zum Schlusse kam dann erst noch ein Mailberger (in jener Gegend das beste Gewächs) und Markersdorfer Siebenundneunziger als Rarität, und die Herren tranken fort unter allen Titeln. »Aber den Stehwein (der erst nach dem Aufstehen vom Tisch verarbeitet wird) müßt Ihr doch noch ausleeren;« »auf den Johannessegen dürft Ihr keinen Spott legen,« und wie sie sonst noch heißen die Folterwerkzeuge der Gastfreundschaft, welche in jener Gegend zur gewaltsamen Weinvertilgung in Anwendung gebracht werden. — Man würde aber sehr irren, wollte man meinen, daß dann am Ende bei Einem oder dem Andern sich Betrunkenheit zeigte. Davon war keine Rede. Die ehrenwerthen Herren waren meistens Weinbauern und Weinhändler aus dem »Rötzerboden« und hatten den Altvater Noe nicht nur in der Cultur der Weinberge weit übertroffen; sondern auch in der Kunst den Wein zu vertragen und zu überwin-

den, und ihm durchaus keine Oberherrlichkeit über die Nervengeister zu gestatten. Die Uebung macht den Meister! — Wenn der lustige Vetter mit seinen Witzen auch über mich kam, über die Wiener zum allgemeinen Vergnügen der fetten rothnasigen Gesellen heillos schimpfte und die Behauptung aufstellte, »daß die Wienerfrüchteln schon ungeboren nichtsnutzig seien,« da wußte ich höchst tactvoll in das Gelächter miteinzustimmen, und durch eine erhabene Gleichgültigkeit gegen die ländlichen Einfälle des Herrn Vetters mir nicht nur ein großstädtisches, sondern vielleicht sogar ein kosmopolitisches Ansehen zu verschaffen. Besonders ein Witz vom Herrn Vetter wurde immer mit der beifälligsten Befriedigung aufgenommen, wenn er zu mir sagte: »Aber, schämst Du Dich denn nicht; jetzt bist Du noch so klein, und schon ein Wiener!« — Er ist längst schon gestorben der witzige Herr Vetter, und seine Witze werden so gewiß nach ihm noch fortleben, so gewiß sie schon vor ihm dagewesen sind wie er sie von der Vorwelt ererbte, hat er sie auch der Nachwelt als Vermächtniß zurückgelassen.

Wenn es zum Abschiednehmen von Fladnitz kam, weinte ich immer bittere Thränen, auch die Mutter weinte, aber aus andern Gründen. Mir war leid um die manigfache Unterhaltung und bange vor dem Schlund der tausend langweiligen Schulstunden, welche nach abgelaufenen Ferien mir entgegengähnten; der Mutter war bange, daß innerhalb Jahresfrist eines oder das andere ihrer Aeltern sterben könne, und sie dieselben vielleicht jetzt zum letzten Mal lebend gesehen habe. Und so kam es auch. Ich will in Kurzem die letzte Fahrt nach Fladnitz erwähnen, weil hiebei Dinge ge-

schaben, die in ein geheimnißvolles Leben hinein-, oder aus einem geheimnißvollen Leben herüberragen.

Den Großvater, der immer ein heiterer, sorgenloser, in allen Ehren lebenslustiger und freigebiger Mann war, hatte der Schlag gerührt, er ging stumm, theilnahmslos und verloren im Hause umher. Nur beim Tischgebet sagte er bisweilen das Vaterunser mit her — um aber wieder auf Wochen lang in ein gänzliches Schweigen zu versinken. Das war schon ein trauriger Zustand.

Ich war zwölf Jahre alt und schlief im älterlichen Hause zu Wien allein in einem Zimmer neben dem Schlafzimmer meiner Aeltern. Da erwachte ich einst zur Nachtzeit, geweckt durch einen heftigen Schrei meiner Mutter; gleich darauf hörte ich die Stimme meines Vaters, der laut rief: »Um Gotteswillen was ist's, was ist's, was ist Dir geschehen?« Die Mutter antwortete: »Ist's ein Traum, was war's? Meine Mutter stand eben hier beim Bett, in einem weißen Gewand, in weiße Tücher gehüllt, todtenbleich wie sterbend und sagte: Da bin ich.« — Der Vater beruhigte: »Das war ein Traum, nichts als ein lebhafter Traum. Ich träume ja auch öfter und schreie auf!« — Die Mutter ließ sich aber nicht beschwichtigen. Sie blieb dabei, das war was Anderes als ein Traum — so habe sie noch nie geträumt. Sie brachte den übrigen Theil der Nacht in Angst schlaflos zu und ließ sich nicht abhalten, am Morgen sogleich Anstalten zu einer Reise nach Fladnitz zu treffen. Sie hatte keine Ruhe mehr. Ich und mein jüngerer Bruder wurden mitgenommen. Die Reise war diesmal ziemlich traurig. Im Walde von Fladnitz begegnete uns ein Mann,

den meine Mutter ansprach: »Seid Ihr von Fladnitz?« — »Ja.« — »Wißt Ihr nicht was die alte Stetterin macht?« — »Die Stetterin? Nun, die ist ja heut Nacht gestorben!«

Nicht lange darnach kamen wir zum Trauerhaus. Diesmal knarrten die Thorflügel nicht gastlich auseinander, Die Großmutter lag auf einem Bret mit Linnen bis zum Gesicht bedeckt; der Sarg war noch nicht angefertigt. Der durchdringende Schmerzensschrei, mit dem meine Mutter auf die Todte hinstürzte, um das bleiche Antlitz noch mit Küssen und Thränen zu bedecken, machte auf mich einen unverlöschbaren Eindruck. Neben dem Sarge stand der Großvater. Für einen Moment war ihm wieder die Zunge gelöst, er hatte einen Rosenkranz in der Hand, was sonst nie der Fall war, nur in die Kirche pflegte er einen solchen mitzunehmen, und sagte gedehnt leise, so daß es doch durch Mark und Bein ging: »todt.« Und dies Eine Wort war mit vielen bittern Thränen begleitet, die dem alten Manne aus den Augen quollen. Seine krankhafte Verlorenheit trat auf einige Momente zurück und er fühlte tief, was dieser Anblick bedeute. Die kindische Freude über Fladnitz war schon von mir gewichen, dazu kam der Todesfall und der Jammer meiner Mutter, und so ging es dießmal mit der Lustbarkeit schlecht. Die Großmutter pflegte, wie das bei wohlhabenderen Landleuten sehr üblich ist, auch baares Geld in Thalern und in Ducaten aufzubewahren. Ein Säcklein Ducaten zeigte sie meiner Mutter noch im Jahre früher beim gewöhnlichen Fladnitzbesuche. Nun nach ihrem Tode fand sich nichts, gar nichts. Es wurde oft über diesen Umstand gesprochen. Viele Leute waren im Hause während des Sterbens und

auch gleich nach dem Tode aus- und eingegangen, der Großvater verloren und unfähig das Haus zu bewachen. Die Mutter suchte und fand nichts. Nach einem fast wöchentlichen Aufenthalt begann nun ich wieder meine Nachsuchungen nach Effecten, die mir zusagten, und stieß hiebei im untersten Fache eines Kastens, das für den ersten Anblick nur Theile von Gewandstoffen zeigte, auf einen mit der Mündung nach außen gekehrten Sack, in welchem sich harte Gegenstände, wie ich alsbald bei genauerer Untersuchung bemerkte, Silberthaler befanden. Also hatte ich doch Geld gefunden, das man schon gänzlich aufgegeben. Daß hier schon wer zugegriffen haben mochte, sagte mir eine Art criminalistisches Talent (was wohl jedem Menschen innewohnt), denn die Besitzerin des Geldes war sorgsam und genau, die hätte wohl das Säcklein mit der oben daran befindlichen Schnur zugebunden. Ich eilte freudig zur Mutter, um ihr den Fund anzuzeigen, denn ich hielt das Säcklein für eine Quelle großen Reichthums und den Fund von unendlichem Werth. Die Mutter sagte beifällig: »Nun das ist gut, Du bist ein guter Sucher, jetzt forsche noch weiter, vielleicht kommst Du auch auf die Ducaten.« Ich bekam einige Thaler als rechtmäßiges Geschenk, und das war mir sehr lieb. Nun erwachte in mir die Habsucht, ich fing an auch nach den Ducaten zu suchen, und ließ keinen Winkel eines Möbels undurchspürt. Denn auch bei dieser Entdeckung wäre mir ein rechtmäßiger Lohn zu Theil geworden, aber die Füchse waren einmal weg und keine Spur mehr von ihnen zu finden. — Seit jener Fahrt habe ich Fladnitz nur noch einmal gesehen, was an seinem Orte erwähnt wird. Der Großvater überlebte sein hinge-

gegangenes Weib nicht lange. Die Mutter verkaufte nach seinem Tode das Lehen und die Grundstücke; und für mich war die schöne Zeit von Nieder-Fladnitz vorüber.

Eine Begebenheit, welche ins Gebiet des Hellsehens zu gehören scheint, will ich hier berichten, weil ich selber Zeuge des vor dem Ereigniß erzählten Traumbildes bin. Ich war acht bis zehn Jahre alt. Eines Morgens kam eine Arbeiterin, welche im Seidenmagazin meiner Aeltern verwendet wurde, bleich und verstört daher, und erzählte meiner Mutter, welche sich eben in diesem Magazin befand: »sie habe in der Nacht einen Traum gehabt, dessen Schrecken sie noch nicht los werden könne. Es war ihr nämlich als ob sie von ihrer Wohnung in unser Haus ginge, und da sei beim Laden rechts (der zum Logis eines im Hause wohnenden Bandfabrikanten gehörte) ein schwarzer Hund gesessen mit feurigen Augen und fletschenden Zähnen, und habe sie so schrecklich angestarrt, daß sie sich nicht beim Hausthor hereintraute. Sie sei aus Angst darüber wach geworden, und habe das ganze Bild so fest im Gedächtniß, daß sie es für etwas im wachen Zustand Erlebtes, und nicht für einen Traum halte.« — Meine Mutter lachte; das Mädchen ließ sich aber weder aus ihrem Ernste bringen, noch konnte sie sich von ihrem Schrecken erholen, und entgegnete mit Zuversicht meiner Mutter: »Sie werden schon sehen, heut geschieht noch etwas, und gerade beim Laden, ich laß es mir nicht nehmen.« — Es wird zehn Uhr (Vormittag), auf einmal ist im Hofe ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen der Arbeiter von der im Erdgeschoß befindlichen Bandfabrik, schreckenbleiche Gesichter, agirende Gruppen zeigen

sich. — Die Träumerin sieht das Alles von einem Fenster des ersten Stockwerkes, sie eilt neugierig hinab und kommt kurz darauf zu meiner Mutter mit der Nachricht: »Der Bandfabrikant hat sich erhenkt, und zwar gerade inwendig am Laden, wo ich heute den schwarzen Hund gesehen!« — In der That war es auch so. — Ich berichte das authentische Vorgefühl und die darnach folgende Begebenheit, es jedem Leser überlassend ob er einen Zusammenhang darin finden will oder nicht.

Es muß hier auch noch der ersten Eindrücke von Lectüre und Theater gedacht werden. Die Streiche Eulenspiegels und die Abenteuer Robinsons griffen meine Phantasie gewaltig an. Es war mir mit diesem an sich werthlosen Geschreibe zuerst das Vergnügen des Lesens aufgegangen. Ins Theater wurde ich von meinen Aeltern schon in zarter Jugend, vom achten Jahre an, bisweilen mitgenommen. Der Zauber der Darstellung, die fliegenden Genien, die duftigen Gärten (damals war es noch in manchen Stücken Mode bei Vorstellung üppiger Fluren die Bühne mit wohlriechendem Wasser bis zum Kopfschmerzkriegen zu beschütten, so daß das Gewand noch am kommenden Tag den Parfümgeruch von sich gab), die Versenkungen und Verwandlungen, die griechischen Feuer, und über alles die Ritterspectakel, die Kämpfe mit Pferden und Reisigen und Knappen, das alles sprach mich über die Maßen an, nur Tänze galten mir als das Symbol der Langenweile, ich schlief dabei gewöhnlich ein. Auch komische Stücke liebte ich sehr, und vor den Theaterleuten besaß ich nicht geringen Respect. Einmal speiste ich nach einer Comödie (es war

wie ich mich noch entsinne: Die schwarze Frau) im Theatergasthaus in der Josephstadt, wohin mich mein Vater mitnahm; da zeigte er mir nun im selben Gastzimmer den Schauspieler, der den Klapperl, dann jenen, der den Bürgermeister machte und noch andere an einem Tisch beisammen sitzen. Ich betrachtete diese wunderbaren Gesellen unverwandten Auges; ihr Wesen dünkte mir räthselhaft. Gerade der komische Klapperl verschlang mit einem ernsthaften mürrischen Gesicht einen vollen Teller nach dem andern, ohne Scherz, ja ohne ein Wort zu verlieren und ohne zu lächeln, während der früher so ernsthafte Bürgermeister beständig Späße machte und der Heiterste am Tische war. — Diese sonderbaren Widersprüche wurden in mir Gegenstand bedenklichen Nachsinnens. Auch fiel es mir auf, wie ungeheuer schnell diese Leute sich ihrer Costümhülsen entledigen mußten; da sie so geschwind nach dem Theater in ganz gewöhnlicher Kleidung ihr Nachtmahl einnahmen. Ohne dem Theater hiemit das Wort der Vertheidigung sprechen, und ohne im mindesten andeuten zu wollen: daß es für die Jugend von besonderem Nutzen sei, wenn man sie ins Theater mitnimmt, glaube ich doch anderseits mit gutem Gewissen sagen zu können, daß es speciel auf mich keinen schädlichen Einfluß übte. Freilich war es zu jener Zeit noch nicht so tief sittlich gesunken. Die Romantik, doch (wenn auch auf den verkümmerten Breterboden verpflanzt) eine Blüthe des christlichen Mittelalters, war in ihrem Wesen immer von sittlichen Gedanken getragen, während komische Stücke sich in harmlosen Späßen und Situationen abhaspelten. Zu Hause wurde über das Theater (trotz dem öfteren Be-

such desselben), doch nie mit einer Achtung oder Werthschätzung gesprochen. Das Alles zusammen machte nun seine Wirkung und Gegenwirkung.

Nachdem ich in der sogenannten Trivialschule (das war der bureaukratische Ausdruck für Volksschule) im Rechnen nach den Ansichten meines Vaters fest genug war, nach den Ansichten des Lehrers aber, der ein absonderlicher Freund vom Rechnen war, noch bei weitem nicht die gehörige Festigkeit erlangt hatte, und ein weiteres Jahr hätte sollen zu seinen Füßen sitzen bleiben, um auf seine vier Species zu horchen und zu sehen, die wunderlich verschlungenen Regeldetrien, die geraden und die umgekehrten, und die herrlichen Gesellschaftsrechnungen, von denen in andern minder berühmten Schulen gar keine Ahnung war, und die doch für einen künftigen Fabrikanten so nützlich seien, — drang die Ansicht meines Vaters durch und ich wurde in die dritte Classe der Zoller'schen Hauptschule in der nahen Vorstadt Neubau geschickt, um so die nöthige Vorbereitung fürs Gymnasium zu erlangen. In dieser Hauptschule gab es zwei merkwürdige Persönlichkeiten. Die eine war Carl Giftschütz, Titular kaiserl. Rath, Weltpriester und Director der Schule; die andere der Lehrer Schödlberger, renommirt als Landschaftsmaler.

Giftschütz stand dieser Schule fast vierzig Jahre vor, und sein Wirken kann wahrhaft segensreich genannt werden. Er opferte der Schule Fleiß, Mühe und bedeutende Geldopfer aus eigenem Vermögen. Als ich die Schule besuchte, stand er schon im Greisenalter, und erfüllte dennoch seine Pflicht als Katechet mit aller Liebe, allem Eifer. Er

war in derselben Schule und Stellung schon Katechet meines Vaters in den neunziger Jahren. Die Jugend wußte er durch gesellschaftliche Unterhaltungen, die er veranstaltete, und durch Geschenke an sich zu fesseln. Merkwürdig an diesem Manne war seine hohe Frömmigkeit, und er war doch mitten in der josephinischen Strömung, im Generalseminarium zu Wien zum Geistlichen herangebildet. Er pflegte sein Brevier mit großer Andacht und immer auf und abgehend halblaut zu beten. Seine freien Stunden widmete er im Mannesalter belehrender Literatur. Schöblberger fungirte als Lehrer der dritten Classe, als Schulmann war es ihm gar nicht um Bedeutung zu thun, als Künstler erlangte er einigen Ruf, besonders Wasserfälle gelangen ihm über die Maßen. Noch in vorgerückteren Jahren mußte er im Auftrag von Kunstfreunden einige solche in der Gegend um Rom nach der Natur aufnehmen. Die Lehrer in der Zoller'schen Schule wurden Professoren titulirt. Schöblberger war also der erste Professor, der mir unter die Augen kam. Die Physiognomie dieses Mannes, die den vollen Ausdruck des gutmüthigen Bramarbas an sich trug, machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich Jahrelang darnach, da ich doch schon Professoren mehr als genug gesehen, immer noch diesem Manne die Palme im eigentlichen Professorentypus zuerkannte, und mir beim Worte Professor: als Begriff dieser höchst lehrreichen Menschenclasse gedacht, stets Schöblberger's Bild vor Augen schwebte. In der Classe, welche ich besuchte, waren weit über hundert Schüler. Um acht Uhr sollte die Schule beginnen; es wurde gewöhnlich ein Viertel über acht. Da erschien gravitätisch der

Herr Professor mit aufgesetztem Hut und majestätisch den Oberleib auf den Hüften wiegendem Gang, er kam aus seiner weiter entlegenen Wohnung, die Naturalwohnung, die er im Hause besaß, benützte er als Atelier. Es wurde uns von ihm mit Strenge: Ruhe anempfohlen, dann entfernte sich der gute Herr höchst würdevoll, ging in seine Künstlerwerkstätte, die im selben Stockwerke (von der Classe nur einige Schritte) gelegen war, versenkte sich noch auf ein Viertelstündlein in seine still brausenden Wasserfälle und erging sich in den säuselnden Olivenwäldern seiner schattenreichen Landschaften, die nach Oelfarbe dufteten; und hatte er den ersten Anfall seiner Künstler-Morgenlaune durch einige kühne Pinselstriche befriedigt, dann dachte er mit einem essigsauren Gesicht an das laue stehende Wasser der deutschen Sprachlehre, an das ranzige Oel der Rechtschreibung und alle jene verwunderlichen Lehrgegenstände, an denen er als Künstlernatur wahrscheinlich schon allein so viel Behagen fand, als wir alle zusammengenommen. Nun gings ans Dociren. So viel mir erinnerlich, machte er seine Sache kurz und gut, und wir würden wahrscheinlich bei einem Lehrer, der uns pedantisch zugesetzt hätte, auch nicht mehr und nicht weniger profitirt haben.

Die Knaben in der Hauptschule erwiesen sich schon etwas raffinirter, die Ausgelassenheit und der kecke Sinn fanden hier mehr Nahrung und einen größeren Tummelplatz. Wir bildeten uns auch etwas Gehöriges ein, und wurden von den Schülern der Volksschulen, nach dem Namen des Stifters der Hauptschule: »die Zollner« genannt.

Der Aufenthalt hier dauerte nur einen Jahrescursus.

Mit mir gingen täglich einige Gassen weit vier sehr lustige Gesellen nach Hause, die, wenn die Schule Nachmittags aus war, immer, besonders zur Sommerszeit, auf verschiedene Kurzweilen studierten.

Einer von ihnen machte uns Andern absonderlich viel Vergnügen. Der erste durch einige Monate hindurch stereotype Spaß war folgender. Er ging in den Laden eines Zuckerbäckers, und stellte die Frage nach »Hochzeitskügelchen,« ein Miniaturbackwerk aus Zucker, Mehl und Tragant in der Größe einer kleinen Erbse, die Mitte bildete ein Aniskörnchen; es wurde lothweise verkauft und bei Hochzeiten war es üblich, sich durch Werfen mit derlei Kügelchen über den Tisch zu necken. Allerdings ein dummer Spaß! — jener Spaß aber, welcher uns Schuljungen sehr lange Zeit hindurch zu großem Pläsir gereichte, war noch viel dümmer. Der Zuckerbäcker, bei welchem obiger Spaßvogel täglich fragte, führte diesen Artikel nicht. Da nun täglich dieselbe Nachfrage kam und zwar von demselben Kauflustigen, merkte er, daß man ihn zum Besten haben wolle und machte ein heilloses Gezänke, lief dem Jungen mit einem Kehrbesen nach und zeigte seinen Unmuth auf mannigfache Weise. Wir bewunderten die Kühnheit unsers Mitgesellen, der diese Wagniß sammt augenscheinlicher Gefahr durchgebläut zu werden, tagtäglich um unserer Unterhaltung willen auf sich nahm. Wenn so einem Schulbuben ein Spaß einmal gelungen ist und seinen guten Freunden gefallen hat, so wird er auch unermüdlich sein, denselben in allen Formen durch lange Zeit zu produciren. Der Spaß gleicht dann einem Ball aus Gummi-Elasticum, er springt immer auf, so oft man ihn zu

Boden wirft, er findet immer neue Bewunderer, ohne die alten zu verlieren.

Am Ende jeden Monats wurden die Fleißigsten ins Ehrenbuch geschrieben und Jeder, der darin stand, durfte dieß Buch auf Einen Tag mit nach Hause nehmen, um den erfreuten Aeltern durch diese Art Manöver einen Begriff von seinem Fleiß und seinem Fortschritt in der Wissenschaft beizubringen. Für meine Person fand ich in solchen Schulauszeichnungen wenig Erquicklichkeit; mir war aber der Umstand um meiner Aeltern willen lieb, um von den Aufmunterungen zum Fleiß, die ich sehr häufig anhören mußte, mich auf einige Zeit mit dem Schilde des errungenen Ehrenbuches verschanzen zu können. Einmal stand ich mit diesem liber scriptus ängstliche Besorgniß aus. Ich ging mit selbigem im Nachhauseweg von der Schule auf das Eis, und es wurde in einem großen Rinnseile, dessen Eisspiegel eben nicht sehr durchsichtig uud kristallisch aussah, geglitscht. Vor mir brach Einer die Eisdecke und stürzte, ich erlitt durch den Anstoß eine Erschütterung, das Ehrenbuch fiel mir aus den Händen und verschwand in den sehr dunkelfärbigen Gewässern unter der Decke. Ein kühner Griff darnach, und es war gerettet, aber in was für einem Zustand? Zum Glück bedeckten es die verschiedenartigen Futterale, und das eigentliche Buch litt einigen aber nicht auffallenden Schaden. Bei der nächsten Pumpe wurde das Ehrenbuch gewaschen; das half wohl für das Anschauen, aber nicht ganz gegen den üblen Geruch. Die Freude der Unzahl jugendlicher Zeugen bei diesem Vorfalle war groß, es ergötzte die jungen Männer das Versinken »der Ausgezeichneten« im Rinnsale über

die Maßen; sie besaßen aber so viel Corpsehre, in der Schule davon keine Anzeige zu machen. Diese Gattung Ehrenhaftigkeit ist dem eigentlichen Wienercharakter eigen, und tritt schon in der Schule hervor. Als ich darnach meinem Vater zu Hause das Ehrenbuch aufschlug, um ihm meinen Namen zu zeigen, und die chemische Kraft der Wärme des Zimmers die fauligen Substanzen des übel riechenden Buches in Dünste aufduften ließ, sagte mein Vater: Eigenlob stinkt.

Wie Schödlberger mir auf einmal so große Schulgewalten übertrug, als: die Führung der Cataloge, das Einschreiben der Fleißnoten, das Revidiren und Classificiren der schriftlichen Elaborate, ist mir aus meinen Fortschritten in der Schule unerklärlich, denn diese waren höchst gewöhnlicher Natur; sehr erklärlich aber ist es mir aus dem Künstlergeist des Professors, dem es um Wegwälzung einer Last und doch dabei um einen ehrlichen Schüler bei diesen Anvertrauungen zu thun war; und für ehrlich hielt er mich und das glaube ich, nicht mit Unrecht.

Für diese Auszeichnung durfte ich ihm einige Gänge besorgen. Einmal schickte er mich und noch zwei Andere zum damaligen Hoftheatermaler de Pian um das Modell eines Segelschiffes. Er brauchte es, weil er als berühmtester Wassermaler seiner Zeit eben einen Seesturm (auf der Leinwand) anfangen wollte. Mir wurde die Verantwortlichkeit des Schifftransportes aufs Herz gebunden. Der Segler war ungefähr 6 Schuh lang, mit den Masten eben so hoch, und erregte seiner künstlichen Arbeit wegen die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden, besonders die Straßenjugend fand

sich angezogen, beim Rasten wurde er mit der Tragbahre auf die Erde gestellt, es kamen eine Menge Jungen heran, wollten verschiedene Gegenstände berühren u. s. w., da entspann sich nun ein Streit mit einem der Träger, der in der Hitze sogleich darein schlug, es wurde sonach ein Handgemenge daraus, und ich mußte mit der Kaltblütigkeit eines Admirals alle diplomatischen Gaben aufbieten, um eine Vermittlung der streitenden Land- und Seemächte herbeizuführen, und mein Linienschiff durch die hochgehenden Wogen der empörten in Aufruhr begriffenen Elemente mit heiler Haut in den sichern Hafen der Zollerstiftung hineinzubugsiren. Die Straßenjungen aber umschwärmten das Schiff wie Seemöwen, bis es am Ort seiner Bestimmung angelangt war.

Nachdem ich schon einige Zeit in der lateinischen Sprache Hausunterricht empfing, um fürs Gymnasium die nöthige Vorbereitung zu erhalten, wußte ich auch bereits, daß die Römer schon vor Christi Geburt existirten, und daß die lateinische ihre Sprache war. Man kann sich nach diesem den selbstgefühligen Jubel denken, der meiner sich bemächtigte, als der kritische etwas kirchenfeindliche Hausmeister unseres Hauses, der sich zugleich mit Stiefel- und Schuhreparatur befaßte, mir, als er eben mit Gartenarbeit beschäftiget war, alles Ernstes und mit einem unendlichen Pathos, wie er es vom orakelischen Dreifuß seines Handwerkes aus gewohnt sein mochte, die Behauptung hinwarf: »Die lateinische Sprache ist nichts anderes, als aus der wällischen (italienischen) zusammengeflickt, das haben die Pfaffen gethan, denn die müssen immer etwas extra ha-

ben.« Mein ganzer Aufwand von classischer Gelehrsamkeit konnte den Schuster nicht von seiner Behauptung abbringen. Er sagte mir: »Das haben Ihnen alles die Pfaffen vorgelogen; wenn Sie so alt sein werden, wie ich, so werden Sie sich auch nicht mehr so leicht anschmieren lassen.« — So geschah es mir in verschiedenen Weisen, daß ich schon vom zehnten Lebensjahre an in der katholischen Lehre angefochten, und mir die Religion als Trug vorgestellt wurde; — zum Glück war ich aber dieser Art von Gegnern gewachsen, und es freute mich nicht wenig, daß die Wissenschaft in diesen kleinen Kämpfen siegreich auf meiner Seite stand — und die bornirte Starrheit der albernsten Behauptungen mir nur ein Lächeln abnöthigen konnte.

Das Jahr ging zu Ende, von der Schuldirection wurde mir ein über Verdienst gutes Zeugniß ausgestellt. Der greise Giftschütz lebte noch sechs Jahre und starb von Allen geachtet und verehrt, die mit ihm in Berührung kamen. Seine sterbliche Hülle liegt auf dem Schmelzer-Friedhof, und meiner Meinung nach besagt die folgende Inschrift auf seinem Grab eigentlich doch zu wenig, weil sein priesterlicher Charakter darin nicht gezeichnet und sein Leben nur humanistisch skizzirt ist:

»Sein ganzer Lebenslauf war Uebung jeder Tugend,
Sein vorgestecktes Ziel, Erfüllung jeder Pflicht,
Was er der Menschheit that, der anvertrauten Jugend,
Man fühlt es tief bewegt, doch schildern kann man's nicht.«

Auch Schödlberger ist heimgegangen, er lebte aber noch über zwanzig Jahre; einige seiner besten Landschaften sind in der k. k. Bildergallerie im Belvedere aufgestellt.

Daß er die Schulstunde nicht genau einhielt und später kam, ist ein so geringer für die Schüler so liebenswürdiger Fehler, daß gewiß keiner davon ihm völlige Verzeihung dafür verweigern wird. Er war jedenfalls ein Ehrenmann.

II.

1826 — 1830.

Debatten über Berufswahl. Gymnasium. Kosthaus. Fortschritte und Rückschritte. Correpetitoren. Starke Lectüre. Shakespeare's förmliches Auswendiglernen. Blutige Kämpfe mit den St. Annaschülern. Scharmützel und Sieg. Das Kirchengehen. Kirchenmusik. Brentano und Görres hierüber. Charwoche. Ausflüge. Baden. Maria-Zell. Edmund Götz, Sigmund Schultes. Schönbrunn. Der Capelldiener Mayer. Hofluft. Gastereien.

II.

1826 — 1830.

Debatten über Berufswahl. Gymnasium. Kosthaus. Fortschritte und Rückschritte. Correpetitoren. Starke Lectüre. Shakespeare's förmliches Auswendiglernen. Blutige Kämpfe mit den St. Annaschülern. Scharmützel und Sieg. Das Kirchengehen. Kirchenmusik. Brentano und Görres hierüber. Charwoche. Ausflüge. Baden. Maria-Zell. Gmund Göß, Sigmund Schultes. Schönbrunn. Der Capelldiener Mayer. Hofluft. Gaffereien.

Nun ging es an die weitere Standeswahl, ob Industrie? ob Studium? Mein Vater meinte: »Ein paar Jahre Gymnasium kann auf keinen Fall schaden, lassen wir ihn halt zum Studieren anfangen, geht es, so ist's gut, und geht's nicht, so ist immer noch Zeit zu etwas Anderem.« Ich wurde nun mit guten Lehren und Grundregeln gehörig geschnürt und verpackt auf einen neuen Kampfplatz geistiger Heldenthaten spedirt, d. h. ich wurde Studiosus und die sechs Gymnasialjahre standen vor mir wie sechs zu erobernde Ringmauern. Ich kann nicht sagen, daß ich in Anbetracht dieser vor mir liegenden Mühen, von denen ich mir noch zum Ueberfluß eine ungeheure Vorstellung machte — besonders erbaut oder befriedigt gewesen wäre. Man schickte mich ins Gymnasium zu den Schotten, welches von Geistlichen aus dem Benedictinerstifte gleichen Namens aus Mitteln des Stiftes erhalten und mit Professoren versehen wird. Dieses Gymnasium ist von Schottenfeld an gute drei Viertelstunden entlegen. Der Schulweg war demnach ein weiter. Es wurde mir für Mittag ein Kosthaus in der Nähe des Gymnasiums in der Teinfaltstraße angewiesen, in welchem außer mir noch einige andere Studiosen sich befanden, denen ein gemeinsames Zimmer »zum Studieren« angewiesen war, welches das Studierzimmer genannt wurde. Es war sehr vortheilhaft für dieses Zimmer, daß es weder Gedanken noch ein Gewissen

besaß, denn hätte es über seinen Namen nachgedacht, so würde es sich gewiß desselben als unwürdig erkannt haben und von Gewissensbissen hierüber gequält worden sein. In diesem Zimmer, in welchem drei oder vier Studentlein von 12 bis 3 Uhr beisammen waren, ging — die Essenszeit von diesen drei Stunden abgerechnet — der größte Theil der Zeit mit Gesprächen und Kurzweilen aller Art dahin. In Sommertagen wurde das Studierzimmer seinen eigenen Medidationen ungestört überlassen und die Studentlein gingen auf der Bastei oder im Volksgarten spaziren oder machten im Stadtgraben Turnübungen (freilich wurden sie damals nicht so genannt), indem sie Ball spielten, über tiefe und breite Gräben mit Lebensgefahr sprangen und andere derlei Exercitien vornahmen, durch welche die Gesundheit und Kraft — wenn sie dabei nicht momentanen Schaden leidet, sicherlich zumeist gestärkt wird.

Wenn man so zwölf Jahre zählt, meint man auf den Namen Student sich etwas einbilden zu dürfen. In der Parva (so wurde die erste Gymnasialclasse noch nach dem Gebrauch der alten Jesuitenschulen genannt, und Parvist galt für die Schüler dieser Classe von Seite der höher vorgerückten Gymnasiasten als ein Spottname) befanden sich beim Eintritt über 140 Schüler; es kam eine Regierungsverordnung, daß in Einer Classe nicht mehr als höchstens achtzig sich befinden dürfen; mit sechzig mußte also nach der ersten Monatsprüfung Staubaus gemacht werden. Der Gedanke, am Ende unter die zu Entlassenden zu kommen quälte mich sehr und ich war zu fleißig, so daß ich weit über mein Ziel hinausschoß, und nach dieser ersten Monats-

prüfung nicht nur nicht mit dem großen Schube entlassen, sondern sogar als unter die vorzüglichen Schüler gehörend, öffentlich belobt wurde. Das dünkte mir nun thatsächlich zu viel Ehre, und ich ließ nach dieser ersten Prüfung also im Fleiße nach, daß ich nach dem ersten Semester (Halbjahr) im Zeugniß bereits eine zweite Note (Mittelmäßig) vorfand. Das war mir nun auch wieder nicht lieb. Von nun an ließ ich mir durch die ganze sechsjährige Gymnasialzeit angelegen sein es so weit zu bringen, daß ich aufsteigen, d. h. in die je höhere Classe aufgenommen werden konnte; mittelmäßige Fleißnoten machten daher auf mich keinen erheblichen Eindruck mehr, ich war contentirt, daß ich keinen Jahrgang repetiren durfte. Meine ganzen Verhältnisse waren übrigens von der Art, daß ich nicht zu besonderem Fleiß in den kleinen unteren Schulen mich hätte aufgemuntert fühlen sollen. Der Weg in die Schule war täglich hin und her auf zwei Stunden zu rechnen. Im Mittagskosthaus hatte keiner der dort anwesenden Studierenden eine unüberwindliche Neigung an den Tage gelegt: sich den Kopf besonders zerreißen zu wollen. Im älterlichen Hause nahm Abends der Correpetitor auch zwei Stunden weg, denn ich war so unglücklich, meist Leute zu Hauslehrern zu bekommen, die meine Aufmerksamkeit nicht zu fesseln wußten. Dinstag Nachmittag und der ganze Donnerstag waren Ferialtage, an diesen wurde ich mit Meistern im edlen Geigenspiel, wie auch im Französischen torquirt, und übrigens war es im älterlichen Hause, obwohl es Localitäten genug besaß, doch ziemlich unruhig.

Im Sommer wurden die Lehrstunden mit dem Haus-

lehrer in das Gartenhaus verlegt, weil es dort ungestört und ruhig war. Einige meiner Herren Lehrer benützten diese von den Aeltern ganz unbewachten Stunden, um mit mir freundschaftliche Zwiesprache zu führen, Tabak zu rauchen, wozu ich aus der Holländer-Krull-Büchse meines Vaters das Materiale nahm, um bisweilen auch Bier zu trinken; zu welcher letzteren Herzensangelegenheit besonders eines dieser Herren Lehrer ich die steinernen Bierkrüglein aus dem Keller in den Garten schwärzen mußte. Ob es nun unter solcher Umgebung und solchen Umständen leicht möglich war, nach Schulauszeichnungen zu streben, kann Jedermann selbst beurtheilen.

Im dritten Gymnasialjahre fing ich an, der deutschen Literatur mein wohlgefälliges Angesicht zuzuneigen, und was ich von nun an durch vier Jahre las, geht ins Schauderhafte. Zum größten Glück noch übersprang ich die Ritterromanenliteratur und die Lafontainesche Romanenschule, und begann gleich mit Walter Scott; wodurch ich von vorneherein eine etwas noblere Richtung in der Lectüre erlangte — und an der Sturm- und Drangperiode, welche damals (von 1828 bis 1832) noch viele Leser in Oesterreich besaß, keinen Geschmack mehr zu Wege bringen konnte. Mit dem damaligen Neuesten, wie auch mit dem sogenannten Classischen versah mich ein Vetter, der alles besaß was die lectürsüchtigen Abgründe meines Herzens verlangten. Von nun an wurde selbst während der Schulstunden heimlich im Verborgenen belletristische Nahrung genossen, denn zu Hause durfte ich mich mit dieser Gattung Lectüre nicht blicken lassen, mein Vater war ein abgesagter Feind

derselben und sagte: sie führe zu nichts Gutem. Er mochte auch nicht ganz Unrecht haben. Im Durchschnitt verarbeitete ich täglich zwei Bändchen, die mitunter sehr wohlbeleibt waren. Göthe, Schiller, Körner, Kotzebue, Iffland, Wilhelm Hauff, Spindler, Van der Velde, Weißflog, Schoppenhauer, Blumenhagen, Cervantes, Le Sage, Shakespeare, Lessing, Herder, Ludwig Tiek, Grillparzer, Klingeman, Tasso, Ariost, Camoens, Washington Irwing, Cooper, Bulwer, Dante, Calderon, Seume, Hoffmann, Marryat &c. &c. mit einem Wort: drei dichtgefüllte und umfangreiche Bücherkästen wurden in drei Jahren durchgearbeitet. Es war ein schönes Stück Arbeit. Besonders fühlte ich mich aber von der dramatischen Kunst angesprochen, und mein Lieblingsschriftsteller wurde hierin wie überhaupt Shakespeare. Es gehörte zu jenen vergnüglichen Eitelkeiten, denen ich mich sehr oft unter meinen Schulcollegen, unter denen auch über die Maßen eifrige Bücherleser waren, hingab, ganze Monologe und Scenen aus Shakespearischen Stücken auswendig herzusagen. Später beschäftigte ich mich auch mit der anderen englischen Dramenliteratur und zwar von Marlowe und Green, und anderen alten Zeitgenossen Shakespeare's bis auf Sheridan herab, um mir ein volles Bild der Entwicklung machen zu können. So bildete sich schon in der dritten lateinischen Schule ein Lesekreis von ungefähr fünfzehn bis zwanzig Schülern, die sich durch gegenseitigen Bücheraustausch in ihr belletristisches Traumleben immer mehr und mehr versenkten; der Fleiß in den eigentlichen Schulstudien hat bei dieser anderwärtigen Aufsaugung der kostbaren Zeit keine besonders erfreuliche Zunahme finden können, wie leicht

zu begreifen ist, und sämmtliche fleißige Leser waren mittelmäßige Studenten.

Zwischen gewissen Schulen gab es zur Zeit als ich in den unteren Gymnasialclassen mich befand, gewisse Rivalitäten und Feindschaften, deren Ursprünge nicht zu ermitteln waren, wenn sich nicht auf psychologischem Wege eine Lösung ausfindig machen ließe. Die deutsche Hauptschule bei St. Anna in Wien, auch die Normalhauptschule genannt, besaß eine vierte deutsche Classe mit zwei Jahrgängen, in welchen ein wenig mit Geometrie, Geographie und Geschichte gespielt wurde. Die Bursche dieser vierten Classe pflegten nun uns, die wir »Schotten«, von wegen des Schottengymnasiums genannt wurden, anzufeinden, mag sein, daß sie uns um den Ehrentitel »Studenten« und um unsere lateinischen »Kenntnisse« oder vielmehr »Bestrebsamkeiten« beneideten. Diese Feindseligkeiten wurden bisweilen thätlich, und einst war auf dem Glacis vor dem Palais des Fürsten Auersperg eine förmliche Hunnenschlacht drei Tage früher angekündigt, und die kleinen Schotten, d. h. die Schüler der Parva, förmlich herausgefordert; es erschienen wirklich eine Unzahl von Buben — ich sah zu und ging nicht ins Handgemenge, was nicht aus Feigheit geschah, wie gleich nachher säuberlich bewiesen werden wird, sondern weil ich eigentlich keinen Grund fand, mich unnöthiger Weise Schlägen und Beulen auszusetzen, denn die St. Annaschüler scheinen bei der Gegenpartei den geringsten Theil ausgemacht zu haben, es kamen mittelgewachsene wilde zerrissene Proletariergestalten, in Hemdärmeln und baarfüßig zum Vorschein, ich warnte auch meinen Collegen und

Freund X. (der gegenwärtig ein höchst ehrsamer und strenger Gymnasialprofessor in Nieder-Oesterreich ist, und mit Schaudern an diese Scene gedenken wird), sich nicht in den Streit einzulassen, weil er übel enden könne und es seien auch zu viel Gassenbuben darunter u. s. w. X. aber kampfesgierig achtete nicht darnach — und kam auch mit einer von einem Taschenveitel (ordinäres Taschenmesser) ihm in den Schenkel beigebrachten Wunde, wie mit einem in franzenhaften Zustand versetzten Beinkleid, und einem aus seinen Fugen gegangenen Frackschooß, also mit zerfetzten Fahnen — vom Schlachtfeld. Erwachsene Spazirgänger, die sich an jener Promenade (welche, weil sich daselbst viele Spaziergängerinnen mit improvisirten Pantoffeln, d. h. hinten eingetretenen Schuhen, im Wienerdialecte: »Schlapfen« einzufinden pflegten, auch die Schlapfenpromenade seit undenklichen Zeiten genannt wird) eben in Menge befanden, es war ein Montagabend im Jahre 1827, schlugen mit ihren Stöcken in die Feinde der Studenten, und so wurde der Kampf für dießmal beendet. Die Feindseligkeit wuchs mit der Verbreitung dieser Heldenthaten nur um so größer zwischen den Parteien heran. Einige Tage nach obiger Affaire ging ich ruhig auf der Mölkerbastei um Mittagszeit spaziren, und da ich vermuthete, daß ich Nachmittags aus den Präcepten (den Regeln der lateinischen Grammatik) ein Examen werde bestehen müssen, so suchte ich die auferlegten Präcepten mit meinem Gedächtniß in Verwandtschaft zu bringen. Da kamen fünf Jungen daher mit sogenannten Reiß- (Zeichnungs-) Brettern, Dreiecken und längeren Zeichnungslinealen bewaffnet, welche Utensilien sie als Schü-

ler von St. Anna signalisirten. Einer blickte mir ins Buch und sagte höhnisch zu den andern: »Hui! lateinisch; ein Studiorus.« Ich schwieg, wie ich dieses Schweigen und Dulden von den stoischen Weisen Griechenlands bereits gehört und mir in gewissen Fällen angeeignet. Kurz darauf wurde ich mit kleinen Steinchen wiederholt geworfen; die Weisheit Griechenlands wurde repetirt, ich schwieg wiederholt, und ging auf ein eisernes Gitter mit einen Steinsockel los, hinter welchem sich damals die Fenster einer diplomatischen Notabilität (wie ich erst später erfuhr) befanden, nämlich des Staatskanzleirathes Gentz. Mir war es nur um das Fenster zu thun; denn sind Fenster im Hintergrund, so werden es die Bursche nicht mehr wagen mich zu werfen, so dachte ich mir. Nun kamen sie aber sehr nahe an mich heran, bildeten um mich einen Halbkreis und setzten das Bewerfen mit Steinchen unter Hohn und Schimpf über den »Schotten« fort. Daß die eigentlichen Schotten muthige Bergvölker seien, war mir bereits aus der Geographie bekannt geworden. Ich gab die stoische Philosophie auf und wollte diesen Bergvölkern durch Feigheit keine Schande machen, recognoscirte in Eile das Terrain, das ich ohnedieß ziemlich genau kannte, weil mein Mittagskosthaus in der nächsten Nähe war, steckte meine Grammatik mit Ruhe in den Schooßsack des Frackes; dann sprang ich auf, zog an den balkigen Enden zweien der Feinde die langen Zeichenlineale aus dem Reißbrettverbande, und zerbrach sie vor ihren Augen übers Knie und warf sie weg. Darüber war im feindlichen Lager Verwirrung eingetreten. Sämmtliche Bursche kamen grimmig an mich heran, und ich schlug mit

den Fäusten herzhaft darein. Einen stürzte ich über den Haufen, und rannte zum Eisengitterthürlein des nahen Durchhauses, dieses schlug ich hinter mir zu, und flog die bekannten Wege über eine finstere Stiege hinab, unten war freier Ausgang in einen Hof und von da in die Teinfaltstraße. Ich wurde nicht verfolgt. Mochte sein, daß die Bursche meinten, ich gehöre in dieses Haus, und sie hätten dann nichts Gutes zu erwarten, oder hatte ihnen mein Auftreten imponirt, ich kann nichts Bestimmtes sagen, und muß die Weltgeschichte hierüber im Dunkeln lassen. — Daß ich mich wochenlang darnach in den Regionen des Wahlplatzes aus guten Gründen nicht sehen ließ, versteht sich von selbst; auch das hatte ich bereits der classischen Literatur zu danken, denn in einem lateinischen Exempelsatze hieß es: »Die Griechen waren bei ihren Kämpfen eben so tapfer als vorsichtig.«

Es drängt sich mir die nicht ungegründete Vermuthung auf, daß, wenn es schon überhaupt geduldige Leser dieses Büchleins gibt, auch solche minder geduldige darunter sein werden, die da sagen: »Warum bringt uns denn der Verfasser gar so wenig über sein religiöses Leben?« Es handelt sich aber hier erst um die Gedanken und Begegnisse eines Schulknaben, und da ist gerade so viel religiöses Leben hinreichend, als man zur ewigen Seligkeit nothwendig hat. Es ist schon erwähnt worden, daß die Erziehung von Haus aus religiös, ja streng kirchlich war; ja daß dieselbe in mancher Beziehung eher zu nachtheilig streng, als zu nachtheilig leicht genannt werden konnte. Mit meinem Vater brachte ich oft viel länger in der Kirche zu, als es der

stätigen Unruhe und dem Bedürfniß nach Wechsel im Kindesleben gerathen sein kann. So andächtig als ich mein Morgen- und Abendgebet verrichtete, so zuwider war mir das lange Kirchensitzen, und jede Minute, nachdem der eigentliche Gottesdienst vorüber war, dünkte mir überflüssig. Sehr ungern blieb ich in Hochämtern mit der langwierigen dudelnden Chormusik; die aus dem Theater ihren Weg in die Kirche, und leider noch immer nicht den Weg aus der Kirche gefunden hat. Die eigentliche Kirchenmusik ist so was Großartiges, daß eine verkommene Zeit in der That nicht einmal werth ist, eine solche zu hören, weil ihr alles Verständiß dafür abhanden gekommen, und Clemens Brentano hatte ganz Recht, als er einmal sagte: »Ich meine fast, nicht wir haben die alte Kirchenmusik, diesen Abgrund voll Herrlichkeit und Süßigkeit, verlassen, weil sie uns zu schlecht war, sondern sie hat uns verlassen, weil wir zu schlecht für sie waren.« Eigentliche strenge Kirchenmusik wurde mir auch im Knabenalter nicht langweilig und mit Freuden ging ich an den drei Mettentagen der Charwoche mit meinem Vater in die Stephanskirche schon im zwölften Jahre, und machte das Matutinum und die Laudes mit, was an diesen Tagen gegen zwei Stunden dauert, und da wurde mir die Zeit nie lang. Mein Vater kaufte mir ein Hebdomadale, und ich konnte lateinisch mitbeten; verstand ich auch das Wenigste von den Psalmen und ihrer Bedeutung in einzelnen Sätzen; so machten sie doch im Ganzen auf mich den Eindruck eines großartigen Gebetes; und die Lamentationen, wie sie in der katholischen Kirche gesungen werden, die, dünkt es mir, benöthigen nicht ein-

mal die Kenntniß der lateinischen Sprache, um sie zu verstehen; da liegt der Gedanke, der sie durchweht, schon so in dem Tonwerk hineingegossen, als wäre die Musik eine ganz bekannte Sprache, die eines Jeden Eigenthum ist. Ich meine bei dieser Gelegenheit auch eine ziemlich unbekannte Aeußerung (von 1810 her) des alten Görres über diesen Gegenstand anführen zu sollen. Sie lautet: »Man hat sich bemüht, den Gottesdienst durch äußere Verzierungen der neuen Denkweise näher zu bringen. Als ein solches Mittel hat man unter andern auch die Kirchenmusik angesehen. Wie man aber der Welt erst das vergönnt, hat sie vollends all ihren Saus und Braus ins Gotteshaus mit hineingebracht, und nun läßt sie es sich allerdings gefallen, dort zur Abwechslung zu verweilen. Diese neue Kirchenmusik mit ihrem frechen Instrumentenlärm, mit dieser Unzüchtigkeit in allen Formen und Bewegungen, mit dieser frivolen Leichtfertigkeit, mit dieser eitlen Cokettterie, worin eine Partei die andere überbietet, und damit Gottes Lob zu singen wähnt, ist sie ein würdiges Organ, um vom Ewigen zum Ewigen zu sprechen? Sie gleicht einer Bajadere, die wiegend und tanzend einem indischen Gotte der unteren Gattung ihre Reize opfert. Noch einmal würde der alte Kirchenvater, sollte er solche profane Töne im Gotteshause sich umtreiben hören, heiligen Zornes voll all diese Zöllner und Verkäufer aus dem Tempel treiben, und noch einmal würde der Zorn jener alten Päpste über die Entheiligung entbrennen. Damit ist ihre sonstige Trefflichkeit in keiner Weise abgesprochen. Aber der wahre Geist der Andacht ist ihr, einzelne wie Blitze durchschlagende Momente ausgenommen,

fremd geworden, und sie hat dafür großer Künstlichkeit sich hingegeben. Wie das Herz in religiösen Gefühlen erst vollgetrunken, da lief das warme Lebensfeuer in begeisterten Lauten über. Die frommen Empfindungen, nachdem sie den luftigen Körper angenommen, flogen als Engel zum Himmel. Aber wo der Affect nicht ist und die Liebe nicht, da kann auch nimmer der äußere Ausdruck sein, der strenge ernste Choral hat leichten Gesellen Platz gemacht, die ihren Tumult und Muthwillen auf heiliger Stätte treiben.«

An Ferialtagen suchte mein Vater mir und meinem jüngern Bruder bisweilen einige Ausheiterung zu verschaffen; auch konnte ich da öfter einen oder den andern Collegen mitnehmen, der, was sich von selbst versteht, frei gehalten wurde. Wir besuchten zumeist per Wagen das Land, und Wien hat bekanntlich Umgebungen, die alles überbieten, was eine zur Romantik geneigte Seele nur immer wünschen kann; ohne einen sehr ordentlichen Imbiß von Fleisch, Brot und Wein ging es nie ab. Das waren die einzigen Vergnüglichkeiten, die mir angethan wurden, sonst floß mein Leben sehr einödig dahin; und hätte ich mir durch Lectüre nicht eine eigene Traumwelt geschaffen, so würde ich's vor Langweile nicht ausgehalten haben. In der Ferialzeit wurde bisweilen auf acht Tage mit meinem Vater nach Baden bei Wien gereist. Mir kam diese Strecke nach meinen damaligen Ansichten wie eine Reise vor, jetzt legt man den Weg per Eisenbahn in einer Stunde zurück. Die nahen Burgruinen von Rauhenstein und Scharfenstein setzten mich in einen Zustand romantischer Verzücktheit, ich zauberte mir alle jene Ritter hinein, die ich

in den Ritterstücken gesehen, welche zu jener Zeit im Theater an der Wien florirten (und wo bisweilen auf der Bühne sechzig Mann zu Pferde miteinander kampfrasselten), somit hatte ich die Ruine mit einem schönen Gesindel bevölkert. In Baden entzückte mich um der romantischen Lage und Umgegend willen Alles und Jedes — es war bei mir eine en bloque-Romantik. Selbst auf die Schwefelbäder, die ich nur aus Unterhaltung mitmachte, erstreckte sich meine Freude; und auch der Schwefelgestank, der manche Partien der Stadt durchzieht, war mir deßhalb erquicklich, weil er mich immerfort in der vollen Ueberzeugung festhielt, daß ich in Baden und nicht in Wien sei. Es ist aber da auch eine herrliche Gegend. Carl Ernst Jarke, der hier im Jahre 1851 schon todeskrank in einem Hause mit einer eldoradischen Aussicht wohnte, äußerte sich einst, als ich ihn eben besuchte, mit den Augen wehmüthig über die vor dem Fenster liegende Gegend schweifend: »Das muß man doch sagen, dieß Baden ist ein Stück Paradies auf die Erde gefallen.« — — Und wenn ich jetzt an jenen Häusern vorübergehe, in welchen ich vor fast dreißig Jahren gewohnt, da wird mir weh ums Herz; es ist als ob eine Klage aus denselben tönte, eine Klage um das verlorne Paradies der Kindheit.

Eine Reise nach Maria-Zell in Steiermark, wohin mich ebenfalls der Vater in der Ferialzeit mit sich nahm, schloß mir die Alpenwelt auf, ich sog die großartigen Naturbilder gierig in die Seele — damals hatte ich keine Ahnung, zu was für einem Behuf ich in ungefähr zehn Jahren das nächste Mal den Gnadenort besuchen werde.

Im Gymnasium besaß ich durch vier Jahre einen fermen Kenner und Lehrer der lateinischen Philologie, den Professor Edmund Götz, nachmaligen Prior des Schottenstiftes, wie der nachmalige Prälat desselben Stiftes: Sigmund Schultes durch drei Jahre mein Religionslehrer war. Die religiösen Anreden an Sonntagen, welche der letztere Herr hielt, waren gut ausgearbeitet und für die studierende Jugend entsprechend. Mit den von dem Hofstudiensystem vorgeschriebenen Religionshandbüchern für Gymnasien und den Philosophie-Cursus konnte ich aber nie eine besondere Freundschaft schließen; ich werde später Gelegenheit finden, davon zu sprechen, und auch den unermeßlichen Schaden berühren, den diese Bücher unter der studierenden Jugend angerichtet haben.

In Gesellschaften kam ich von Seite meiner Aeltern aus sehr wenig; einige Besuche bei Verwandten abgerechnet. Darunter war ein uralter Mann (ein Firmpathe meines Vaters und Taufpathe eines meiner Brüder) der als Hofcapelldiener zu Schönbrunn fungirte. Der Mann war Besitzer der goldenen Ehrenmedaille, bewohnte im Schloß zu Schönbrunn ein sehr weitläufiges Logis, und war eigenthümlich nobel, ganz rococo, und auch mit ursprünglichen hübschen Rococomöbeln eingerichtet. Eine ebenfalls schon damals bejahrte Tochter führte ihm sein Hauswesen. Von meinem siebenten bis zum zehnten Jahre imponirte mir der Mann ungeheuer, ich meinte, er müsse eine große Macht besitzen und bei Hof einen bedeutenden Einfluß haben, weil er öfter zu erzählen pflegte, wie der Kaiser Joseph II., dann der (damals natürlich noch lebende) Kaiser Franz

mit ihm gesprochen. Seine Tochter erzählte öfter nicht ohne eine aus der Rückerinnerung an ihre Jugend herausleuchtende Selbstgefälligkeit, daß Kaiser Joseph (als ihr, da sie ein fünfzehnjähriges Mädchen war, gegönnt wurde, in der Hofküche selbst kochen zu lernen) auf sie, da er einst die Küchenräume unversehens besichtigte, einige scherzhafte Worte gesprochen. — In den Zimmern des Herrn Joseph Mayer (so hieß der Mann) waren große Bilder von Maria Theresia, Joseph II., Leopold II. und von verschiedenen Kaiserinnen, die Kästen zierten große ausgestopfte Goldfasanen und andere Vögel mit glänzendem Gefieder — die Zimmer durchzog ein eigenthümlicher perennirender Geruch, in welchem Kaffeeduft vorherrschend war. In den ungeheuren langen Corridors des Schlosses roch es beständig wie nach gesottenem Kohl, und wenn ich später von Hofluft etwas las, kam mir immer jener Kohlgeruch in die Erinnerung des Nasengedächtnisses. — Für mein Knabenalter waren die Visiten bei diesem gemüthlichen alten Herrn und seiner guten gastfreien Tochter voll des peinlichsten Hofzwanges, nach meinem Geschmack war bei einem Spaziergang, ein Gasthaus und im Sommer ein Gasthausgärtlein; da lebt man frei und ungezwungen; wir aßen und tranken was uns beliebte, und wurden im Nachhausegehen nicht über dieß oder jenes Unartige in Worten oder Benehmen ausgezankt, wie dieß beim Nachhausegehen von Besuchen zumeist der Fall war. Diesen Hang nach Ungebundenheit nährte auch mein Vater, der besonders bei Landpartien, wenn wir uns in einem Schenkgarten erquickten, zu sagen pflegte: »Danket Gott, daß Ihr da hier

sitzen könnt und Niemand unterthänig zu sein braucht! der Bissen und der Trank, den man zahlen kann, der schmeckt nicht nach Zwang, und wem Gott so viel gegeben hat, daß er für sein Geld essen kann, der soll seinem Gott auch auf den Knieen dafür alltäglich danken; unserem Herrgott dankt man fürs Essen viel lieber und leichter, als den Menschen.« Unleidlich waren mir daher die Besuche bei Verwandten, wo zur Jause Kaffee gegeben wurde, ich fühlte in Gesellschaft immer einen gewissen Zwang, der mir peinlich war bis zur Zeit, wo ich ganz aus dem älterlichen Hause kam, und ich unter ganz fremden Leuten bald jeder Verlegenheit los und ledig wurde. Bei alle dem liebte ich aber in der Knabenzeit großartige Essereien, zu denen ich freilich selten kam. Kostbare Speisen, besonders Backwerke, viele Leute, daß man nicht im Essen durch Beobachtetwerden gehindert ist, Unbemerktheit im Schatten riesiger Blumenvasen auf der Tafel, das machte auf mein Herz einigen Eindruck. — So viel weiß ich aus der Zeit der vier ersten Gymnasialclassen (welche auch die vier Grammatikalclassen genannt werden) zu erzählen. Mit den Humanioren (so werden die letzten zwei Jahre des Gymnasiums genannt), beginnt eine neue Aera.

III.

1830—1832.

Humanitätsclassen. Dichter- und Schauspielerclubb. Privattheater und Vorfälle dabei. Ein unglücklicher Jaromir. Sehnsucht nach publicistischem kritischem Tagewerk. Anregungen hiezu. Theaterproben und ihre Wirkung. Unter den Schülern die Sucht berühmt zu werden. Pläne zur Ausführung dieses Vorhabens. Ein Dichter. Ein Held Israels. Ein präsumtiver Roscius. Eindruck dieser Schulgenossen. Jeder ein Genie und keiner will etwas lernen. Die Religionslehre und Handbücher dazu. Aeußerlichkeiten ohne Innerlichkeiten. Zweifel und Melancholie. Das classische Alterthum. Der Einfluß des älterlichen Hauses. Anstürmen der Lectüre. Der Geist unter den Studierenden. Verdummung und worin sie bestand. Die antiösterreichische Literatur. Gymnasialwesen betrachtet. Universitätslehrer. Philologische Tölpeleien. Professorenanecdoten. Professor Auer. Protestantische Philologen. Rationalismus auf der Universität. Heiligenkreuz und Gedanken daselbst. Das alte und neue Schottenkloster. Ein römischer Sarg. Abtwahl bei deu Schotten. Die Erhaltung des Gymnasiums auf Kosten des Klosters. Ein armer Prämiant. Neue Bedenken über Berufswahl. Ein strenger Professor. Entschluß für Crems.

III.

1830—1832.

Gymnasiastenleben. Dichter- und Schauspielerzunft. Privattheater und Beifälle dabei. Ein unglücklicher Jaromir. Sehnsucht nach publicistischem kritischem Tagewerk. Anregungen hiezu. Theaterproben und ihre Wirkung. Unter den Schülern die Sucht berühmt zu werden. Pläne zur Ausführung dieses Vorhabens. Ein Dichter. Ein Held [illegible]. Ein präsumtiver Roscius. Eindruck dieses Schulgenossen. Jeder ein Genie und keiner will etwas lernen. Die Religionslehre und Handbücher dazu. Aeußerlichkeiten ohne Innerlichkeiten. Zweifel und Melancholie. Das classische Alterthum. Der Einfluß des älterlichen Hauses. Ansichten der Lectüre. Der Geist unter den Heranwachsenden. Verstimmung und woran sie lag. Die antiösterreichische Literatur. Gymnasialwesen betrachtet. Universitätslehrer. Philologische Fakultäten. Professorenmienen. Professor Ender. Österreichische Philologen. Nationalismus auf der Universität. Heiligenkultus und Gebräuche daselbst. Das alte und neue Schottenkloster. Ein römischer Sarg. Abendmahl bei den Schotten. Die Erhaltung des Gymnasiums auf Kosten des Klosters. Ein armer Prämonstrat. Neue Bedenken über Berufswahl. Ein strenger Professor. Entschluß für [illegible].

Im Herbst 1830 wurde ich Schüler der Humanitätsclassen; ich meine, daß ich nie in meinem ganzen Leben mit meiner eigenen Werthschätzung auf einer so erhabenen Stufe stand, als zu jener Zeit. Sorgfältig suchte ich alles Knabenhafte in Anzug und Manieren abzustreifen, und schaffte mir sogar, um der männlichen Würde einen besonderen Nachdruck zu geben, eine Tabaksdose an. Das war vielleicht sehr gut für mich; denn der Schnupftabak wurde mir in einigen Wochen so zuwider, daß ich ihn gänzlich aufgab — und selben seither noch nicht lieb gewinnen konnte; — je weniger aber der Mensch Bedürfnisse hat, desto besser ist er daran. Daß auch zu jener Zeit dem Rauchtabak sein Recht eingeräumt wurde, versteht sich von selbst. Ein Porträt Shakespeare's auf einem Meißnerkopf sollte es augenscheinlich machen, daß der Besitzer des Meißner- und Shakespearekopfes auch überdieß einen Kopf und ein Herz besitze, welche beide mit besonderer Vorliebe für die dramatische Literatur eingenommen seien. Es wurde mir im älterlichen Hause ein eigenes Studierzimmer eingeräumt, was mir besonders wegen des ungehinderten Bücherlesens sehr lieb war. Um diese Zeit fing ich an Gedichte zu machen und in Reimen zu schreiben. Es bildete sich bald in der Classe ein Dichterclubb, wie auch ein Schauspielerclubb. Die Clubbisten ersterer

Gattung machten Gedichte, und quälten sich gegenseitig, indem sie sich dieselben vorlasen. Diejenigen zweiter Gattung spielten auf Haustheatern, und suchten sich förmlich fürs Theater heranzubilden, und es gingen auch nicht weniger als acht aus derselben Classe zum Theater. Freilich waren auch ein paar Schauspielersöhne darunter, die also nur dem Künstlerweg ihrer Väter folgten. Auch am Schauspielerclubb nahm ich lebhaftes Interesse, nie aber ein thatsächliches, obwohl es mich nicht wenig lockte, wenigstens auf einem Privattheater einmal eine Heldenrolle herabzuwettern; in dieser Richtung wäre Hamlet oder Wilhelm Tell mein Lieblingsgerücht gewesen. Daß ich mich nun vom Theaterwesen, selbst auf Privatbühnen, wie sie damals zu Wien häufig waren, activ gänzlich ferne hielt, habe ich der ungeheuren Abneigung meines Vaters — nicht vorm Theater selbst (denn er ging mit mir und meinem Bruder öfter ins Theater), sondern vom Schauspielerwesen — zu danken; hätte ich eine Richtung derart einschlagen zu wollen auch nur Miene gemacht, er wäre vor Gram krank geworden. Mehr als die Hälfte aus dem Schauspielerclubb traten, während sie noch Studenten waren, öffentlich auf den Sommerbühnen zu Hitzing und Meidling im Weichbilde Wiens unter fremden Namen auf; wäre dieses den Professoren bekannt geworden, sie hätten diese Schüler förmlich entlassen und darüber eine Anzeige an die oberste Studienbehörde machen müssen. Solche Excesse können nur in einer großen Stadt vorkommen. Als ein Stück Publicum erschien ich bei Privattheatern sehr gern, aber nicht vielleicht um mich am Spiele zu erlaben, und an mir irgend ein Kunst-

werk im Zustande der dramatischen Täuschung vorübergehen zu lassen, sondern um an den vielen Verstößen, Unzukömmlichkeiten, Tölpeleien und Dummheiten der Schauspielenden, meiner kritischen Ergötzlichkeit Nahrung zu verschaffen.

Um zu zeigen, wie sich gerade bei Trauerspielen oft hochkomische Scenen zutrugen, sei es mir gegönnt nur einer solchen Geschichte zu erwähnen. Einem Studiosus wurde es von seinen Aeltern erlaubt, ein Haustheater zu errichten. Der Vater desselben war ein Stärke- und folglich auch ein Schusterkleistermacher. Es wurde Grillparzer's »Ahnfrau« gegeben. Der Sohn des Hauses natürlich als Jaromir. Ein Stärkmachergeselle mußte sich im plötzlichen Erkrankungsfalle eines Acteurs des Grafen Borotin bemächtigen. Borotin mußte vom Souffleur jede Zeile anhören, ehe er sie mit furchtbarem Gebrülle und mit einer Arbeit der Hände wiedergab, wie er solche bei den alten mechanischen Telegraphen erlernt zu haben schien. Hinter einer Coulisse stand ein fast zur Hälfte mit Schusterkleister gefüllter Zuber. Jaromir war eben beschäftigt, eine herabhängende Soffite fest zu machen und deßwegen, von einer Coulisse gedeckt, auf die Ränder des Fäßleins gestiegen, während Borotin im Angesicht der Zuschauer berserkerte. Borotin gerieth in eine solche Wuth, daß er eine Coulisse umschlug, Jaromir mit den Füßen und der gelben Tricot in die »Pappbutte« und mit derselben auf die Bühne fiel. Bertha und Borotin zogen ihn aus derselben heraus, und der Kleister spann sich an den Füßen nach wie bei einem Wurzelmännchen. Das Gelächter der Zuschauer natürlich schallend. Bertha frägt Jaromir, ob er sich nichts gethan? Die Antwort Jaromirs: »Nein,

aber das ist eine verfluchte Geschicht.« — Die Komödie war aus und die Zuschauer gingen mit einem Vergnügen nach Hause, was sie gewiß nicht empfunden haben würden, wenn sie die ganzen fünf Acte, von diesem Personale herabgearbeitet, hätten vor ihren schläfrigen Augen vorbeiziehen lassen. — Die ungeheuer komische Seite dieser Privattheater wirkte auf mich sehr heilsam, ich verlor bald alle Lust, auf solchen auch einmal aufzutreten und entweder mich selbst, oder wäre es auch mir gelungen durchzukommen, mich durch Andere und mit ihnen herzlich lächerlich zu machen.

Dieweil ich aber das Interesse am Drama doch immer fest beibehielt, so las ich nicht nur Engel's Mimik, sondern auch Alles, was mir von einem Mitschüler über Schauspielkunst geliehen wurde; ich wollte mir die Behelfe zur Kritik über das Bühnenwesen nach Möglichkeit aneignen.

Es lag auch der Betriebsamkeit in diesen Studien eine eigenthümliche Gattung Hochmuth zu Grunde. Da in Wien damals politische Publicistik ganz darniederlag, so florirte um so mehr das belletristische Blumen- und das kritische Distelfeld. Wer so recht Theater recensiren konnte, war ein höchst bemerkenswerther und besonders von den Theaterleuten gefürchteter, wie auch, wenn er es mit seinen scharfen Beobachtungen zu arg trieb, sogar mitunter ein durchgeprügelter Mann. Nach dem letzten Stadium kritischen Renommés hab' ich nun zwar nie Verlangen getragen, während die ersteren, d. h. die Bemerkenswertheit und das Gefürchtetwerden, in meinen literarischen Tölpeljahren mich sehr ansprachen. Ich sah bisweilen kritische Celebritäten im

Kaffeehause neben einer Tasse Melange mit Bleistift auf einem kleinen Fenstertischlein Dichter, Schauspieler und Sänger vernichten, oder vernichten wollen; diese Gattung Schreiberknechtschaft dünkte mir nun außerordentlich genial. Im Kaffeehaus sitzen, Kaffee trinken, Cigarren rauchen, mitunter ein paar Worte, und das noch gewichtige, im höchsten Grad geniale, von den andern Anwesenden mit einer gewissen Hochachtung, als ob es Goldkörner wären, aufgenommene Worte zu sprechen, nebenbei Recensionen anzufertigen, und dann mitunter zu hören: »Sehen Sie, das ist der Kritiker X. Y. Z.«, das erschien mir als gar kein übles Leben. Wenn ich mich so in dasselbige hineindachte, nahm ich mir vor, besonders den sehr vernachlässigten moralischen Theil der kritischen Kunst zu pflegen, und mich nie bestechen zu lassen: so zwar daß meine Unbestechlichkeit eine allgemein bekannte geachtete Thatsache werden müsse!!! — Armselige Träumereien! wie ganz anders schaut man diese Geschichten an, wenn Einem auch nur ein klein wenig der Ernst des Lebens aufgegangen ist! Würde ich jetzt einen Kritiker besagter Qualität im Kaffeehause sitzen sehen: so könnte ich mich des innigsten Bedauerns über den armen Teufel nicht erwehren; der durchaus nicht aus Genialität (wie ich damals meinte) im Kaffeehause seine Artikel schreibt, sondern aus — Kälte; weil er nicht so viel Geld hat, um sich seine ärmliche Stube zu heizen!!

Und wie wichtig (für den Erfahrenen, Gereiften lächerlich, und das im höchsten Grade lächerlich) sich diese Kritiker verschiedener Journale bei Aufführung eines neuen Stückes auf dem Parterre (für das sie Freikarten bekamen)

zu machen wußten! Sie sprachen über gemeinsames Vorgehen in der Kritik, über gemeinsames Lob und gemeinsames Verarbeiten und Herabreißen, und das alles mit einer Wichtigkeit, als hätten sie über Krieg und Frieden von Europa angefangen bis noch eine halbe Stunde hinter dem Mondschein zu entscheiden! Und wie wußten sie es vor dem Beginn des Stückes allen Umstehenden hörbar zu bemerken, wie unentbehrlich und gesucht sie seien; wie sie am selben Abend auch zugleich im Burgtheater, in der Oper u. s. w. hätten sein sollen, und wie sie da einem guten Freund die Karte gegeben, daß er ihnen ein Referat mache u. dgl. — Eine gewisse Befangenheit scheint bei vielen Leuten noch ein Glück zu sein: wer so seine Ameisenarbeit für was Großes halten kann, wer sich etwas einbilden kann, wer sich gehörig oder mehr noch ungehörig selbst hochzuschätzen weiß — den mag man immerhin noch einen beneidenswerthen Mann nennen!

Durch Vermittlung eines Mitschülers sah ich auch einige Theaterproben mit an und zwar im Hoftheater und in jenem an der Wien. Die bei dieser Gelegenheit beobachtete ungeheure Mühsal des Schauspielerstandes, das langwierige schwere Studium, das ofte Wiederholen der Scenen, bis sie gelungen erscheinen, und eine sogenannte gerundete Darstellung geben, die Aermlichkeit der Schauspieler untergeordneten Ranges (und das ist die Mehrzahl), die sich im Gewande schon ausspricht, alles das wirkte auf mich sehr belehrend; der Glanz des Theaterwesens lag abgestreift vor mir, und Schauspieler, die ich in den Tölpeljahren der Phantasie für überirdische Wesen hielt, sah ich nun in allem

Jammer und in aller Noth der Erdhaftigkeit. Auch sie gequält mit dürrem Auswendiglernen, auch sie vom Director oder Leiter des Spiels herabgemacht wie Schuljungen, die ihre Lection nicht hersagen können; auch diese stolzen unbeugsamen Ritter, die am Abend Jeden herausforbern, der nur ein Flaumenfederchen auf ihre Ehre bläst, die so stolz von den Lampen ihre Rüstung bespiegeln lassen, die mit königlichem Schritt die Thronstufen besteigen, und mitunter arme Teufel, die kurz vorher ein Laiblein Brot mit Knackwurst oder in einer elenden Kneipe ein Glas Bier zu sich genommen, mit großen Länderstrichen belehnen, ihnen den Hermelinmantel um die Schultern hängen und den Herzogshut auf die stolze Stirne drücken — ängstlich hinabblickend in den Souffleurkasten, von wannen das Heil kommt, auch diese hochmüthigen Königinen und holdseligen Edelfräulein wie alberne Köchinen und Stubenmädchen herabgemacht und alles zumeist wegen dem wörtlich Auswendiglernen, oder vielmehr wegen dem Nichtwörtlichauswendiglernen (welches letztere auch eine große Lieblingsleidenschaft meinerseits schon damals war und von jeher gewesen ist); all dieser Schulknabenjammer über Leute, die schon hoch im männlichen Alter standen ausgegossen und aufgehäuft, das lähmte nicht nur, es brach vollends die Schwingen der Phantasie, sollte man auch bisher den Theaterhimmel für eine Art wirklichen Himmel gehalten haben. Und ist es vielleicht ein Unrecht, wenn man die Wege zu solchen Erfahrungen, die heilsam auf die ganze Lebensrichtung und auf unser ganzes Sinnen und Trachten wirken, wenn man sie Wege der Vorsehung nennt? Mag man hierüber nach Belieben

lächeln, ich bin des Dafürhaltens, daß der Mensch für jedes lehrreiche Begegniß, das er in seiner Jugend ohne Sünde und Schaden gemacht hat, der Vorsehung Dank schuldig sei; denn gerade die Jugend braucht die practische Lehre der Wirklichkeit, die immer einen größeren Eindruck macht, als alle Lehren im Wort, und alle auch die wohlgemeinteste Mahnung.

Der Dichterclubb besaß Mitglieder, die hinwiederum von maßlosem Hochmuth und Eigendünkel besessen waren. Manche von ihnen sprachen mit einer Sicherheit von ihrem zukünftigen Ruhm, die mir ein Lächeln abnöthigte. Ueberhaupt war die Ruhmsucht bei vielen Gymnasiasten eine Art Krankheit; mag sein, daß dieser Umstand aus der ewigen Erhebung und Lobpreisung renommirter Kriegshelden, Redner und Dichter aus der alten Zeit sich herausbildete. Einer, Namens K., fertigte mühsam ein Heldengedicht an, er schrieb es sehr sauber, und es war ziemlich dickleibig. Er sagte einst zu mir: »Mit diesem Gedicht muß ich unsterblich werden.« Ich blickte ihn an, ob das sein Ernst sei, und seine Stirne bestätigte mir dieß, er kräuselte aus derselben so stolze Falten, daß es mir schien als müßten ihm die Lorbeerblätter aus dem Kopf herauswachsen. Ich lachte über diese Zuversicht laut auf. Nun ließ er sich herab mir meine Zweifel zu benehmen. »Siehst Du,« sprach er, »das will ich so anfangen. Ich mache nun zu diesem Heldengedicht nochmal so viel dazu als ohnedieß schon fertig ist, von dem zieh' ich dann das Beste, den vierten Theil heraus, und die drei Viertheile schwächere Arbeit verwerfe ich, und so bleibt dann nur rein Classisches zurück, und das muß mir Renommé

verschaffen.« — Das renommirte Heldengedicht blieb ungedruckt. Zehn Jahre später machte ich eine Reise durch Deutschland, da begegnete mir in einer bedeutenden Stadt (mit bei 100,000 Einwohnern) derselbe K. und redete mich an. Wir hatten einer von den Geschicken und Lebensläufen des andern seit 1832 nichts erfahren. Er war bei der Oper dieser Stadt einer der ersten Sänger, und sang am Abend den Templer in »Templer und Jüdin.« Ich sollte ihn durchaus als Templer auf dem weißen Schimmel daherreitend anschauen, es war die Abreise aber schon für Nachmittag bestimmt; und ich konnte den alten Collegen aus dem Dichterclubb (natürlich mehr zu seinem als zu meinem Bedauern) nicht in seiner Glorie schauen. Ein anderer College, begabt wie alle Söhne seines Stammes, des Stammes Israel, aber auch heimgesucht mit einer komisch-ernsten Selbstpreisung und Eitelkeit, sagte mir oft vor: »Meine Lebensaufgabe wird sein die Hebung meines Volkes, die Hebung von Israel.« Ich meinte das sei allerdings eine schwere Aufgabe, und er möge nur zusehen, daß er sich dabei nicht beschädige. Auch er lebt noch, hat aber meines Wissens noch keinen Versuch gemacht, das Volk Israel zu heben, sondern es ruhig liegen gelassen, und dafür mit Geschick das einträgliche Geschäft einer politischen Zeitungsredaction unternommen, was von diesem Mann jedenfalls sehr vernünftig war. Ein anderer College, Sohn eines sehr reichen Geschäftsmannes, sprach wieder oftmals aus: »Sein Endziel sei, einmal im Wiener Hoftheater mit Furore auftreten zu können.« Dieser junge Mann war von einer völligen Wuth befallen, die sich im Declamiren entlud; er versam-

melte oft Mitschüler in seines Vaters Haus, die sich von ihm mußten andeclamiren lassen; wofür dann ein bedeutender Imbis aufgestellt wurde. Den geladenen Schälken machte das großes Plaisir; sie lachten in sich hinein, lobten den Declamirkünstler, und aßen und tranken und rauchten feine Tabäke nach Genügen. Was aus diesem geworden, ob er noch lebt, oder bereits von der Bühne dieser Welt abgetreten, ist mir nicht bekannt. Im Burgtheater zu Wien aber ist er weder mit noch ohne Furore aufgetreten. Bis dorthin brachte es nur einer aus derselben Classe, und gerade einer, der sich dem Schauspielerclubb von damals nicht angeschlossen. — Einer aus dem Dichterclubb konnte seinen Ruhm gar nicht abwarten, er ließ ein Heftlein Gedichte drucken; und meinte nun, unter uns — das Heft in den Händen zu haben. Es war elendes Zeug, das sagte ich dem Jüngling ins Gesicht; er aber ließ sich nicht stören und meinte: es habe aus mir der blasse Neid gesprochen. — Es war das erste und letzte Heftlein Gedichte, was dieser Mann herausgegeben, und ich hörte nach einigen Jahren, er sei Todes verblichen. Diesen sehr stolzen Plänen einer guten Zahl meiner Studiengenossen gegenüber kann ich es gewissenhaft sagen: daß ich mir sehr wenig große Pläne für die Zukunft machte, und baute die Phantasie auch bisweilen etwas Luftiges auf, so wurde es doch nie eine fixe Idee. Durch die Beobachtung meiner Collegen war das Hochfahrende mit dem Lächerlichen mir in der Anschauung so eins geworden, daß ich immer bei jeder Lebensäußerung des Hochmuthes auch das darangeknüpfte komische Element herausfand. Obwohl ich bisweilen einige Verse machte, las ich dieselben doch nie

vor; hingegen übte ich an den Arbeiten Anderer, wenn ich eben gut gelaunt war, eine unerbittliche Kritik, was den Betreffenden durchaus nicht ergötzlich vorkam. Unsere Gespräche über Poesie, Lectüre u. s. w. hielten wir in der Schule selbst, vor dem Anfange derselben; wir pflegten immer eine Viertelstunde früher zu kommen. Unnachsichtlich geiselte dann Einer den Andern — und es entwickelte sich eine scharfe Dialectik und eine kritische Anschauung.

Zu dieser Zeit setzte sich auch in den besagten Clubbs der Gedanke fest, der schon so viele junge begabte Leute um ihr ganzes Lebensglück gebracht und in maßlosen Jammer gestürzt hat — der Gedanke: daß bei einem Genie Alles von selber komme, und es für ein solches eine Schande sei, sich mit Studien hinabzuplagen und die Mühsal des Lernens sei nur Pedanten und Dummköpfen zu überlassen. Daß sich jeder der jungen Leute für eine Art Genie hielt, versteht sich von selbst. Als ich nun einmal Oehlenschläger's »Correggio« las, kam ich in selbem auf eine Stelle (der Dichter legt sie, wenn ich nicht irre, dem Giulio Romano in den Mund), welche der besagten Täuschung in den brillantesten Worten noch förderlich ist; obwohl die Stelle einen guten Theil Wahrheit enthält, die aber bei alledem nicht besagt: daß ein Genie nichts lernen dürfe, sondern nur ausspricht: daß die Treibhauswärme der Schule kein Genie schaffen könne. Sie lautet:

Jedoch soll das Genie sich wieder zeigen,
Es blüht nicht in dem Treibhaus, künst'ge Wärme
Entwickelt nicht die wunderseltne Frucht —
Sie muß da draußen wild im Walde wachsen,
Zufällig nur vom Schicksal hingesäet,
Zufällig durch ein Wunder reif geworden!

Diesen Locus sagte ich nun meinen Collegen vor, er wurde mit Jubel als etwas gar Herrliches begrüßt; jeder prägte denselben seinem Gedächtniß ein, und declamirte ihn mit vollem Pathos herab, in der sichersten Hingabe an die Meinung: der pathetische Declamator sei selber nichts anderes, als »so eine wilde Frucht, zufällig nur vom Schicksal hingesäet,« freilich happerte es darnach zumeist mit dem »Wunder des Reifwerdens,« denn das pflegt sich sehr selten zu ereignen. Als ich nun einige Tage die Herren Collegen mit Begeisterung die Worte Oehlenschläger's repetiren hörte, nannte ich unseren Clubb scherzweise das »Geniecorps.« Dieser Name blieb der Gesellschaft, bis uns das Geschick nach vollendeten Gymnasialstudien in alle Winde auseinanderstob.

Wo sind sie nun alle diese guten Gesellen, denen ein nobleres Streben jedenfalls zuerkannt werden mußte, und deren größter Fehler nur in einer der Jugend eigenen üblen Eigenschaft, in großartiger Selbstüberschätzung bestand? Ich weiß von den wenigsten, wo sie hingekommen. Einer, Eduard Melly, erwarb sich in der Folge durch archäologische Forschungen einen Namen und hat sich durch Herausgabe des bedeutenden Werkes: »Die Siegelkunde des Mittelalters,« als einen der vornehmsten Vertreter der Sphragistik bewährt. Auch ihm war es eigen, die Genieträume der Collegen mit Humor zu betrachten, und Carricaturskizzen von künftigen Dichterkrönungen, Apotheosen u. s. w. zur allgemeinen Ergötzlichkeit anzufertigen, so zwar, daß die Gezeichneten und Getroffenen selber des Lachens sich nicht erwehren konnten. Es ist nach vielen Richtungen hin

für ein Glück zu halten, wenn der Sinn für Komisches und eine humoristische Anschauung menschlicher Bestrebungen in jugendlichen Kreisen gepflegt wird; denn das gibt einen gewissen Schliff für das Mannesalter und eine nicht zu verachtende Gleichgültigkeit in manchen Lagen des Lebens. Ein entgegengesetzter Fehler wäre: jenes ins Komische ziehen was nicht komisch ist; aber das, was wirklich komisch ist, auch komisch finden, zeigt immer schon von einem überwundenen Standpunct, von einem Hinausragen über die Verwicklungen eines in einer niederern Sphäre sich abspielenden Lebens. In diesem Sinne meint auch Rosenkranz: die Komödie, wo sie entsteht, sei immer der Verrath, daß der Geist mit irgend einer Gestaltung seines Bewußtseins fertig geworden ist.

In jener Zeit bemächtigte sich meiner eine große Traurigkeit. Theils durch Lectüre, theils durch die Gespräche mit den Collegen, noch mehr aber durch die zweckwidrigen ebenso als ungenügend abgefaßten Religionshandbücher, welche damals existirten, war mein Glaube gewaltig erschüttert worden. Dunkle Zweifel bemächtigten sich meiner und lagen wie schwere schwarze Wolken auf meiner Seele. Die Religionshandbücher gingen an der Strömung der Zeit, an der ganzen Richtung der modernen Literatur unbeachtet vorüber, die dogmatischen Beweise waren so schwach abgefaßt und hingestellt, daß man über das zu Beweisende erst durch sie zum Zweifeln anfing, wenn man bis dahin auch den Glauben, den von Haus aus mitgebrachten, noch bewahrt hatte. — Es war in der Schule modern geworden, die wenigen Schüler, die noch eine Achtung vor der

Kirche äußerlich zur Schau trugen, zu verspotten; leider habe ich da oft an die Spötter mich angeschlossen und wacker mit ihnen gehalten — während ich, und das ist eine psychologische Erscheinung, die ich darnach in der Seelsorge bei vielen Leuten wiederholt fand, doch nie aus meinem kleinen Gebetbüchlein das Morgen- und Abendgebet versäumte; wovon ich, wie sich versteht, vor den hocherleuchteten Herren Buben keine Erwähnung that. So hab ich offen es mit der Welt, und im Stillen mit unserem Herrgott gehalten.

Meines damaligen Seelenzustandes weiß ich mich noch sehr genau zu entsinnen. Ich stellte mir das Dilemma: Entweder ist das wahr, was die katholische Kirche lehrt: Christus ist der Sohn Gottes, der Mensch geworden u. s. w., oder es ist nicht wahr. Ist es wahr, so ist alle Wissenschaft, außer die ihn verkündet und für ihn Zeugniß gibt, und alle Kunst der Rede, so ist selbst mein Lieblingsdichter Shakespeare nur eine Nebensache, und alle Lebenspläne sind nichts, wenn sie nicht ihn und sein Gebot im Auge haben. Ist es aber nicht wahr: so lebt man über die Zukunft in einem reinen Nebel, man weiß nicht sicher ob es einen selbstbewußten denkenden Gott gibt, der die Geschicke der Menschheit lenkt und sich um uns bekümmert; dann ist aber auch das Leben auf dieser Welt kaum der Mühe werth; und alle Wissenschaft und Kunst verliert ihren Zauber und Reiz; denn im Hintergrund steht doch immer der Tod, der alles vernichtet, mit dem alles zu Ende geht. — Diese ringenden Gedanken lähmten mir die ganze Kraft, sie trieben sich tagtäglich in meinem Geiste herum; die Schulstudien fingen an mir über die Maßen zuwider

zu werden; das klassische Alterthum gähnte mich an mit dem Riesenschlunde seiner verzweifelten Melancholie. Ich konnte das ewig vorgerühmte Schöne daran nicht finden, es wehte mich daraus ein eigenthümlicher Todtengeruch an. Mitunter kam es mir sogar vor, als ob Gymnasialprofessoren es für eine Art heiliger Pflicht hielten, Versicherungen von unaufhörlich dampfender Begeisterung für klassisches Alterthum von sich zu geben; und in jedem Vers von Horaz eine so große Menge von Schönheiten zu finden, daß man über die Lobhudelei jedes einzelnen Verses (philologische Noten genannt) ordentlich erbittert wurde, statt in verlangte Extase darüber zu entbrennen. Horaz und Virgil und Cicero mit allen Schönheiten ihrer Sprache und aller Zierlichkeit ihrer Redewendungen waren mir daher zu jener Zeit ziemlich zuwider. Eine schöne Sprache, dachte ich mir, haben ja die deutschen Dichter auch, und bei ihnen braucht man nicht eine Masse von philologischen, geographischen, historischen und antiquarischen Noten wie einen unerträglichen Ballast mitzustudieren, man versteht sie aufs erste Lesen, weil sie mit der Zeit und ihrem Leben verwachsen sind; während uns die Römer und Griechen in einer fabelhaften Dunkelheit ferne stehen. So erzeugte das deutsche und lateinische und griechische Heidenthum in mir die furchtbarste Traurigkeit. Daß ich den Glauben nicht ganz wegwarf, und daß ich denselben im sittlichen Momente immer noch festhielt, das habe ich wohl der Gnade Gottes zu verdanken, die aber da verschiedene Werkzeuge und Organe zuließ. Einmal konnte ich das, was ich zu Hause in religiöser Beziehung gehört und gesehen, nicht losbringen.

Die Sittlichkeit und Rechtlichkeit meiner Aeltern stand in eindringlicher Predigt immer vor mir. Ich wollte aber auch ein Zeugniß in und für meinen Geist haben; und da lehnte ich mich nun an jenen Geist an, auf den ich dazumal die größten Stücke hielt (und auch jetzt noch immer wenigstens viel halte), auf Shakespeare. Ich fand in ihm nirgends eine Verläugnung, wohl aber eine Anerkennung des Christenthums. Die Vorsehung, die sittliche Weltordnung, der Jammer, die Zerrissenheit und die Strafe der Sünde lagen klar ausgeprägt in seinen großartigen Schöpfungen. Selbst sein Zweifler: Hamlet, wagt es nicht den Glauben wegzuwerfen. Er glaubt mehr als er zweifelt und zweifelt weniger als er glaubt. Er läßt sich zum Selbstmord versuchen um des Zweifels willen, er wagt aber zum Selbstmord nicht einmal den Plan zu fassen, um des Glaubens willen. Mit aller scharfsinnigen Sophistik kann er sich des Gedankens an Gericht und Jenseits nicht entschlagen. — Und so erhielt mich Shakespeare, wenn er auch die Zweifel nicht wegnahm, doch wenigstens im Zweifel; und ich fand in seinen Stücken mehr Veranlassung zum Kirchenglauben, als ich z. B. in Tiedge's: Urania (ein Gedicht über Unsterblichkeit) und selbst in Young's Nachtgedanken (über denselben Gegenstand) Veranlassung fand, an die persönliche Unsterblichkeit zu glauben. Ich rang ernsthaft nach religiöser Befriedigung, konnte diese aber nicht finden. Das Morgen- und Abendgebet wurde aber doch hiebei immer regelmäßig fortgesetzt.

So trugen nun verschiedene Elemente dazu bei, den Geist unter der Studentenschaft zu einem sehr schlechten zu ma-

chen. Kam nun bei einzelnen noch die Unsittlichkeit mit ihren Vergehen dazu, so folgte auch bald die volle Verblendung, und der Glaube wurde ganz über Bord geworfen. Durch die Lectüre der Broschürenliteratur über Oesterreich, deren Seichtigkeit wohl constatirt ist, die sich aber besonders bei jugendlichen Gemüthern einzuschleichen wußte, setzte sich gerade unter den begabteren Schülern die oft wiederholte Klage fest: »daß man uns in Oesterreich rein verdummen wolle, und daß die Lehranstalten nichts anderes seien als Verdummungshäuser.« — Ein wenig Wahres war nun auch daran: nur ist nicht wahr, daß man uns verdummen wollte, das ist eine offenbare Verleumdung, und wir können auch der Klage nicht in jener Fassung beistimmen, wie sie von den radicalen Schriften gegeben wurde, und wie wir Studenten nach diesen dieselbe auffaßten und nachbeteten, nein; sondern die Verdummung bestand darin: daß man uns über die literarischen und auch politischen Zustände der Welt nicht vom kirchlichen Standpunct aus belehrte, und daß man uns der vom Ausland hereindringenden Literatur gegenüber keine Waffen in die Hände gab, ja gar nicht im mindesten auf diese Literatur Rücksicht nahm, und wir also rein dem verderblichen Einflusse aller lumpigen und verdorbenen Scribenten wehrlos überliefert wurden. Das war die Verdummung! Und diese Dummheit mit der entsprechenden Bosheit und Verworfenheit im Bunde brachte im Jahre 1848 ihre Früchte sichtbar und fühlbar zu Tage!

Es wurde in Wien an einem Theater längere Zeit hindurch ein Quodlibetstück, eine Zusammensetzung aus Scenen verschiedener Trauer- und Lustspiele unter dem Titel

aufgeführt: »Die zusammengestoppelte Komödie oder: der unzusammenhängende Zusammenhang.« Dem alten Gymnasialwesen konnte derselbe Titel mit vollem Recht gegeben werden, und jeder Schule ist er mit vollem Recht beizulegen, in welcher der Staat die Oberherrschaft führt und die Kirche nur aus einer gewissen Ceremonie, die man noch aus Polizei- und Tugendrücksichten beobachten zu müssen glaubt, in den sogenannten Religions- oder Katechetenstunden den Zutritt hat. Ich weiß nicht wie das neue Gymnasialwesen beschaffen ist; aber das weiß ich, daß jeder Studienplan, der nicht von der kirchlichen Idee der Einheit getragen wird, nothwendiger Weise auf eine zusammengestoppelte Komödie hinausläuft. Ich will mich hierüber näher erklären, um auch Laien im Studienwesen die Sache einsichtig zu machen. Die Doctrin der Geschichte ging ihren Weg in magern zusammengestoppelten Thatsachen; von den Wegen der Vorsehung war darin keine Spur. Die römischen und griechischen Klassiker wurden gelesen, ihre Formschönheiten über den grünen Klee gerühmt, aber von einer Beziehung derselben auf die Wahrheiten des Christenthums, auf die Stellung, welche die Kirche gegenüber dem Heidenthum einzunehmen hat, auf das Wesen des Heidenthums und seine klassischen Autoren, wie ersteres und letztere vom Standpunct der kirchlichen Idee aufzufassen und zu beurtheilen sind, auf dieß Alles wurde keine Rücksicht genommen. Daß aus allen dunklen Nächten der Mythenwelt doch lichte Strahlen auch ausgehen, die als eben so viele Radien nach einer großen Wahrheit hin zusammenlaufen um für sie Zeugniß zu geben, darüber wurde auch

kein Gedankenkörnlein angepflanzt; das lag gänzlich außer dem officiellen »Schulplan.« In den Religionshandbüchern war auch kein Lichtlein, was auf den nothwendigen Zusammenhang aller Wissenschaft und auf ihren nothwendigen Einigungspunct in der Kirche hingewiesen hätte. Die Helden, die Redner, die Staatsmänner der alten Republiken wurden gerühmt, die heidnisch-republikanischen Verfassungen standen als Tugendschulen und Musterstaaten in den Lehrbüchern verzeichnet, von dem tiefen Elend des Volkes, von der Nichtachtung der Persönlichkeit des Menschen, von der Basis der Sclaverei und des grausamsten Tyrannenthums, von dem unabweisbaren Weh, welches die ganze heidnische Welt durchzog, davon gab keines der von dem Staat vorgeschriebenen Bücher einen Wink, davon fand sich in keinem eine vernünftige Spur; und auch die vom Staat uniform befohlenen Religionslehrbücher kümmerten sich nicht darum. Nun war aber noch ein Gutes: die Gymnasialstudien lagen zumeist in den Händen religiöser Genossenschaften, und der Clerus derselben, wenn auch hie und da, was kirchliche Gesinnung anbelangte, manches zu wünschen übrig blieb, trat doch nicht offen oder versteckt (das letztere nur mit den allerseltensten Ausnahmen) gegen die Kirche auf, was aber auf Lehranstalten mit weltlichen Lehrern sehr häufig geschieht. — Dieß Gute kann man aber im Grunde doch nur einen geringeren Schaden nennen; nach den Worten des Herrn: »Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich;« der alte planlose Gymnasialplan war nun aber einmal nicht für den Herrn. Das Commandiren in den Gottesdienst, wenn der belebende Geist fehlt, bringt auch

wenig gedeihliche Früchte. Die geistlichen Professoren gaben in der Kirche durch ihr Benehmen nirgends Aergerniß; schaut aber eine gute Zahl weltlicher Professoren von Gymnasien und Realschulen an, wenn diese ihre Schüler in die Kirche führen müssen; welche Attitüden, welche Gesichter, wie ungezwungen zeigen sie den Zwang, der ihnen mit diesem fatalen Kirchengehen auferlegt ist, und wie reagirt dieser Anblick, dieß Beispiel auf die Schüler, die entweder bereits glaubenslos oder doch schon in wankenden Zweifeln befangen sind. Wie aber sollten diese Professoren anders sein; auf was für Lehranstalten sind sie gebildet, von was für einem Geiste durchweht! und wer sieht denn bei der Wahl derselben auf eine kirchliche Gesinnung? Und nehmen sich die Lehrer an den Mittelschulen an Gymnasien und Realschulen ihre Beispiele an den Universitätslehrern, von denen sie gebildet wurden, was können sie denn da anders sein, als hohle eingeschrumpfte Rationalisten, oder aufgeblasene und eben so hohle Pantheisten, die mit einigen wissenschaftlichen Floskeln Wind machen.

Wie (wird nun der scharfsinnige Kritiker, der mit obigem Raisonnement aus guten Gründen weniger einverstanden ist, fragen), wie konnten aber die alten Klassiker verderblichen Einfluß üben, wenn sie in der Regel nicht sehr beliebt waren? Die Antwort folgt aus einem einfachen psychologischen Rechenexempel. Das Schlechte weiß der Mensch überhaupt und die Jugend insbesondere überall herauszusuchen und gehörigen Orts davon Gebrauch zu machen; das Verderbliche hat man bald gefunden, dazu bedarf es keines besonderen Studiums. Daß die griechi-

schen und römischen Republikgedanken in den Köpfen zum lodern gebracht wurden, dafür sorgte die ausländische Literatur, die von den Studenten fleißig beachtet wurde; und das Verderben der Unsittlichkeit liegt im klassischen Alterthum selbst, wenn es nicht geistig beschnitten wird. Daß man aus Ovid für die Schule nur herausnahm, was unanstößig ist, hinderte nicht, daß jeder Schüler wußte, was eigentlich der Kern der Ovid'schen Poesie sei; und Ovid wurde doch ganz gelesen, und nicht vielleicht lateinisch — was zu mühselig gewesen wäre; nein, in deutschen Uebersetzungen lieh denselben ein Schüler dem andern. Wir sind keine absoluten Feinde der klassischen Literatur, und durchaus nicht der bornirten Meinung, sie solle gänzlich aufgehoben und aus den Schulen eliminirt werden, aber man soll lehren: sie vom rechten Standpunct betrachten, daß die heidnischen Gedanken in Religion, Sitte und Politik unschädlich werden, und man soll dieses klassische Alterthum auch nicht überschätzen, was so häufig auf eine wahrhaft exaltirte und lächerliche Weise geschehen ist. Es gab hierin vollendete Narren von Professoren. Einer, um das Gesagte nur mit einem Beispiel zu erläutern, der an einer österreichischen Universität angestellt war, ergab sich mit einer solchen Begeisterung dem Cultus der Alten, daß er, als ihm seine Frau Gemalin ein Söhnlein gebar, dasselbe bei aufgerissenen Fenstern zur Winterszeit opfernd den Wolken entgegenhielt und ausrief: »Euch weih ich ihn, ihr Musen.« Die Musen scheinen die Dedication insofern angenommen zu haben, als das Kind einige Mal aufzappelte und mit Tode abging. So wird von diesem Mann

erzählt, ich kann es nicht verbürgen, aber gewiß ist, daß eine solche Narrheit ihm ganz gleichsah. — Derselbige trug gegen das Tabakrauchen (dieweil es bei den Römern und Griechen nicht üblich, also nicht: klassisch war) einen so tief eingewurzelten Haß, daß er ein eigenes in zierlichen lateinischen Versen abgefaßtes Büchlein gegen das Rauchen herausgab. Die Nemesis ereilte den Mann auf eine eigenthümliche Art. Er ging eben mit einem guten Freund spazieren und sah eine noch rauchende Cigarre am Boden liegen. Diese hob er auf und sprach zu seinem Begleiter gewendet: »Es ist doch unglaublich, wie man so verblendet sein kann, an solchem Gestankgewächs zu saugen und daran Vergnügen zu finden!« Während dieser Aeußerung tabakfeindlicher Gefühle kamen die Beiden an einer ungarischen Schildwache vorüber, die den guten Professor, ohne auf irgend eine Erklärung zu hören, mit auf die Hauptwache schleppte — weil er mit brennender Cigarre am Posten vorübergegangen war. Aergeres hätte dem Mann nicht widerfahren können. — In neuerer Zeit wurde vom Piaristenordenspriester und Gymnasialprofessor Auer in Wien in einem eigenen Werke auf die Kirchenväter als Lectüre für Gymnasialschulen hingewiesen, es soll nämlich zugleich mit der heidnischen auch christliche alte Literatur (im Griechischen und Lateinischen) betrieben werden. Wir wünschen, daß der Plan des tüchtigsten Philologen in Oestreich (der gewiß jedem der aus dem Ausland berufenen katholischen und protestantischen den Handschuh, was gediegene reelle philologische Wissenschaft anbelangt, hinwerfen kann) Anklang finde, aber auch im Sinne dieses Mannes, im wahrhaft

kirchlichen Sinne ausgeführt werde. Die protestantischen Philologen werden, das versteht sich, dem Plan nach ihren Principien entgegenarbeiten, denn diese kennen die Kirchenväter nicht und wollen von ihnen nichts wissen. Aber es steht zu hoffen, daß ihre Rathschläge in dieser Sache nicht angehört werden, indem es schon im Voraus an den Fingern herzuzählen ist, daß sie dagegen rathschlägeln werden.

Es wäre hohe Zeit, daß einmal auf Gymnasien und Hochschulen der unheimliche Geist vagen Rationalismus zu spuken aufhörte. In Geschichte, Philologie, Philosophie und in Naturgeschichte wie auch in den Rechtsdoctrinen wurde zur Zeit meiner Studien allenthalben nicht nur auf der Wiener Universität, sondern auch auf anderen in einem höchst antichristlichen Geist gearbeitet. Man sehe sich wohl vor, ob dieser Geist zu rumoren aufgehört hat, er macht noch an vielen Orten gewaltigen Lärm, und er ist für den Staat kein guter Geist; er ist immer ein Wettermännlein, das auf trübe Tage der Zukunft nicht nur hindeutet, sondern sie vorzüglich herbeiführen hilft. In den Rechtsdoctrinen war kein christliches Element, selbst in den gedruckten Schulbüchern sind die nackten Theorien der Revolution nachzuweisen, ich hörte selbst im Jahre 1848 einen in Oestreich sehr gerühmten Rechtslehrer, der auch dazu besonders ausgezeichnet wurde, bei Gelegenheit einer Wahlbesprechung sich vor mehr als 100 Wahlmännern in offener Rede den anwesenden Radicalen zu Liebe äußern: „er sei nur deßwegen nicht für die Republik, weil die Mehrzahl des Volkes nicht dafür ist,“ — — — so redete ein mit glänzendem Honorar angestellter kaiserlicher Lehrer der Hochschule, der Mann

ist bereits todt; es kann also die Erwähnung dieser Thatsache als keine Denunciation angesehen werden. Für die Weltgeschichte war zu den Zeiten meiner Studien an der Wiener Universität ein gewisser D., der bei sonst sehr beschränkten Gaben, in der Geschichtsanschauung ebenfalls dem wässrigsten Rationalismus huldigte, und nebenbei durch seine maßlose Lächerlichkeit und sein höchst komisches Pathos den Herren Studenten zu einem unerschöpflichen Quell maßlosen Vergnügens wurde. Die Jungen trieben es so weit, an dem Namensfeste dieses Mannes im Hörsal einen Frack auf einen Kleiderstock zu hängen, und ein schauerliches Aquarellporträt ihm auf den Katheder zu legen, das unten die Inschrift trug: Etsi desunt vires, tamen laudanda voluntas. — Ein nicht enden wollendes Vivat empfing den Pedanten, als er den Katheder bestieg; er bedankte sich förmlich für die ihm angethanen Ehren, und rühmte die Bescheidenheit des Porträtmachers, dessen Wille ein sehr guter sei, wenn ihm auch die Kunstfertigkeit in etwas gemangelt zu haben scheine. Das Etsi desunt vires bezog sich aber offenbar auf das Talent des Professors und war somit eine schmähliche Verhöhnung. Wäre der Mann überhaupt je witzig gewesen, so hätte der eingenommene Standpunct, von dem aus er die Unterschrift als Bescheidenheit des Malers betrachtete, eine glückliche Wendung genannt werden können. In den Vorträgen der Philosophie wurden Lehrsätze der Kirche rundweg als Unsinn geläugnet. Die Naturgeschichte fand Jahrelang nicht einmal das Wort Gott, sondern kannte nur eine unbekannte Urkraft, und wußte viel Bausbäckiges zu sprechen über »finstere Jahr-

hunderte des Mittelalters.« Gegenüber diesen traurigen Erscheinungen wurde im philosophischen Cursus wohl auch Religionslehre vorgetragen; die pedantische Manier aber, mit welcher dieses geschah, wie auch die höchst zweckwidrigen vorgeschriebenen Lehrbücher hiezu sind bereits erwähnt worden.

In den Ferienzeiten dienten mir in Begleitung mit einigen Collegen kleine Wanderungen in die Gegenden um Wien zu wahrer Erheiterung. Ein Lieblingsausflug aber war einige Mal die Umgegend von Heiligenkreuz. Das Kloster Heiligenkreuz selber galt mir als ein voller Ausdruck der mittelalterlichen ritterlichen Zeit, und es ist mir auch jetzt noch eines der liebsten Gebäude in der ganzen Welt. Die gothische Kirche trägt an der Fronte noch die Spuren der byzantinischen Ornamentik aus der Zeit der Babenberger. In dieser Kirche brachte ich öfter Viertelstunden ganz allein zu in tiefes Nachdenken versunken. Glaube und Zweifel lagen hier im Streit. Mit dem Bleistift schrieb ich hier manche Seite in mein damaliges Tagebuch. — Die Kühle, welche in Sommertagen in den weiten Räumen erquickend herrscht, war zum Nachdenken sehr einladend. Diese Bauten, welche der echt kirchliche Sinn und Glaube vor Jahrhunderten aufgeführt inmitten von gelichteten Waldkesseln, sprechen wundersam ans Herz. Ein solcher Baumeister schrieb in Stein eine Predigt nieder, die Jahrhunderte noch in tausend und tausend Herzen nachtönt. Unter der Last der aufgeregten Gedanken und des geweckten Gewissens, das zum Glaubensinhalt der Kirche sein Ja und Amen spricht, unter dieser gewichtigen Last werden hier die Zweifel erdrückt. Noch

habe ich die Grundrisse meiner damaligen ringenden Gedankenwelt in einem Tagebuch aufbewahrt, es möge ein Fragment hier folgen:

»Wie, sollen alle die tausend und tausend Gebete, welche in diesem Tempel seit sechs Jahrhunderten in Bedrängnissen und Nöthen aller Art unter Weinen und Flehen, in Angst und Noth, in Weh und bitteren Schmerzen von bebenden Lippen zum Himmel gesendet worden sind, sollen sie nicht mehr gewesen sein als ein leerer Hauch, der in der Luft zerronnen, und ist das Menschenleben nicht mehr als das des Holzwurms, der in den alten Betstühlen mit seinen feinen Zähnlein vernehmbar hämmert wie ein unermüdlicher Schreiner, dem dasselbe Bret Wiege und Grab zugleich wird. Wenn das Menschenleben aus ist nach dem Tode, dann hätte das Gebet gerade so viel Dauer und Werth als das Picken des Holzwurms, der auch die Todtenuhr genannt wird. Unter meinen Füßen die Gräber von Aebten und Rittern, von Fürsten dieses Landes, von den Markgrafen und Herzogen aus dem erlauchten Geschlecht der Babenberger! Alles Staub und Asche! Asche, der Lohn der Tugend und des mühsamen um Gotteswillen opfermuthigen und opferfreudigen Lebens, Staub, die Strafe des Lasters! Kein Gott, kein Gericht, keine Ewigkeit, keine Fortdauer, keine Erlösung, keine Tugend, keine Sünde — alles und alles Blendwerk, Lüge, Betrug!! Nur ein Dießseits und kein Jenseits! Furchtbarer Gedanke! Der Geist des Menschen sträubt sich dagegen mit aller Gewalt, sein Gewissen zwingt ihn an Gott, an Erlösung und Gericht zu denken!«

Und in diesen Sturm von Gedanken, in dieses Weh einer zerrütteten zweifelgequälten Seele, leuchteten die Sonnenstrahlen durch die Heiligenbilder in den Glasmalereien und alle Statuen fingen an zu reden in einer, wenn auch lautlosen doch vernehmlichen Sprache: »Die Welt gab uns für Thoren aus, und der Sünde waren wir zuwider, den Juden ein Aergerniß, eine Thorheit den Heiden, weil wir das Kreuz trugen. Nur in Einem ist die Freude, nur in Einem auch hier auf Erden die Erlösung von den Qualen des Zweifels, der Ungewißheit!

Auch das Ringen und Streiten, auch der Kampf der Gedanken, die sich gegenseitig anklagen und vertheidigen, auch das Streben nach Wahrheit und der Durst nach Erkenntniß wird vor Gott zu einem Gebet.

Wenn ich aus der stillen kühlen Kirche heraustrat in den sonnigen Klosterhof, so war es mir immer wohl ums Herz, die Zukunft schien mir weniger trübselig, und ich fand mich von einem wundersamen Trost gestärkt, von dem ich nicht wußte, woher er kam. Auch im alten Klostergang mit seinen gothischen Fensterlein und herrlichen Ornamenten, welche die glasgemalten Fensterrosen bilden, mit seinen Capellen und mit der eigentlichen Grabeshalle der Babenberger fand ich mich eigenthümlich angeregt. In einer herrlichen gothischen, capellenähnlichen Rondelle mit bunten Glasfenstern steht inmitten frei ein mächtiger Brunnen, der seinen riesigen Wasserstrom von kleineren Becken in größere gießt; dieser Brunnen durchrauscht wie ein Wasserfall den Klostergang und durchhaucht ihn mit frischen kühlenden Lüften. Wandelt man nun auf den Grabsteinen der Ba-

benberger und auf den Rittergräbern, welche Namen längst ausgestorbener Geschlechter kaum leserlich auf den abgeschliffenen, von Millionen Fußtritten fast geglätteten Steinen weisen, so ziehen die vergangenen Tage Oesterreichs am Geiste vorüber, und die strömenden Gewässer des Brunnens tönen in den weiten Hallen wieder, und es wird einem, als hörte man den Strom der Weltgeschichte eine Zeitlang rauschen. — Es wird später über diese merkwürdigen Fürstengräber ausführlicher die Sprache kommen.

Die Zeit der Gymnasialstudien ging ihrem Ende entgegen; ich brachte sechs Jahre lang, wie es recht und billig, in den sechs Klassen zu. Am innern Leben des Benedictinerstiftes nahmen wir Studenten gar keinen Antheil, wir wußten nichts davon, uns waren nur die mehr oder minder strengeren Professoren, die man uns als Lehrer gab, am Herzen gelegen. Gerade während der sechs Jahre von 1826 bis 1832, welche ich am Gymnasium bei den Schotten zubrachte, wurde das ganze Kloster sammt dem weitläufigen Zinsgebäude, welches mehrere Höfe ausmacht. umgebaut. Mir that es sehr weh, als ich den alten gothischen Klostergang mit seinen Grabsteinen, mit seinem kühlen Gärtlein und lieblichen Fenstern abreißen sah, das neue modern gebaute Haus und Stiftsgebäude mag zeitgemäßer und bequemer sein, es mag viele Vorzüge vor dem alten haben, aber es gefällt mir durchaus nicht; der alte Klostergang mit seinen prächtigen Ribbenbogen schrieb es wie mit gothischer Fracturschrift, wozu dieß Gebäude bestimmt ist; das moderne Haus gibt so wenig Auskunft über seine Bestimmung, wie ein leerer Bogen Papier.

Während des Umbaues sollte uns Gymnasialschülern auch ein klassischer Genuß werden. Beim Graben zu den Grundvesten stießen die Arbeiter auf einen großen steinernen Sarg. Unter den Capitularen des Stiftes herrschte eine Freude, als er noch nicht bloß gelegt war, man meinte, es werde das Grab des Babenberger Herzogs Heinrich Jasomirgott sein, der das Kloster gestiftet hat, dessen Grabstätte aber (durch Kriegsverheerungen, Feuerbrände, Pest, wodurch die Mitglieder des Ordens zum großen Theil ausstarben und die Strömung der Tradition abgeschnitten war) Niemand mehr wußte. Als aber der kolossale Sarg aus der Erde kam, fand es sich, daß darin ein vornehmer römischer Krieger seine Ruhestätte gefunden; so viel war aus dem Insiegel und aus den unter dem Sarg liegenden Ziegeln zu erkennen, welche die Signatur XIII. L. (13. Legion) eingebrannt trugen. Es war eine Reliquie des hier bestandenen Feldlagers der Römer: der uralten Vindobona. Der Steinsarg steht im gegenwärtigen Stiftsgarten von Trauerweiden umpflanzt.

Einmal nahmen auch die Studenten Antheil an dem Leben des Stiftes—nämlich bei der Abtwahl nach dem Tode des Abten Andreas (1831). Man sagte, unser Religionsprofessor Namens Sigmund Schultes, habe eine gute Anzahl Stimmen für sich. Am Tage der Wahl versammelten sich nun ziemlich viele Studenten und auch anderes neugierige Volk im Stiftshofe unter den Fenstern des Saales, in welchem der Wahlact vor sich ging. Nach abgezählten Stimmen und im Saale verkündetem Resultat machte uns aus Gefälligkeit ein jüngerer Mitwähler mit dem Ende der

Wahl bekannt — indem er in eine vom Dunst angelaufene Fenstertafel ein großes S. hineinschrieb; so daß nun alle Unterstehenden ausriefen: Der Sigmund ist's geworden, der Sigmund ist's geworden! Kurze Zeit darnach schritten auch sämmtliche Capitularen in Chorröcken mit brennenden Kerzen in der Hand über die große Prälatenstiege herab, den Schluß machte unser Religionsprofessor — als neuerwählter Abt des uralten Stiftes zu den Schotten. (Ursprünglich waren nämlich hier schottische Benedictiner, wie in Regensburg, sie hatten auch die Bestimmung, ihre in das heilige Land pilgernden Landsleute in ihrem Hause zu beherbergen, so daß diese mehrere hundert Meilen weit von ihrem Vaterlande auf einmal ihre Muttersprache hörten, und sich auf einige Tage lang in ihrer Heimat dünken konnten.)

Wenn man bedenkt, daß die besprochene geistliche Körperschaft aus eigenen Mitteln ein Schulhaus (das Gymnasium) im Jahre 1807 gebaut, welches in jenen wohlfeilen Bauzeiten 80,000 fl. CM. gekostet, wenn man ferner bedenkt, daß dieses Gymnasium bisher durch 47 Jahre auf Stiftskosten mit Professoren, Vorständen und allen Lehrapparaten versehen, geheizt, kurz in Allem und Jedem auf Stiftskosten erhalten wurde; wenn man ferner bedenkt, daß dieses nämliche Verhältniß bei vielen Klöstern der Fall ist, welche Gymnasien haben, so dürfte es doch auch billig sein, daß bei dem Rathe über Gymnasialstudien zunächst klerikale Stimmen vernommen werden, und daß es für den Staat selbst gewiß nicht förderlich ist, wenn Gymnasialreformpläne von Fremden und Akatholiken entworfen werden, wie dieses im Jahre 1849 geschah. Wo die Kirche für ihr gutes

Geld lehrt — da wenigstens sollte ihr die Lehrmethode überlassen bleiben und nicht octroyirt werden, so viel dürften immer alle Jene bedenken, die beim Studienwesen etwas dareinzusprechen haben. Die Studiendirection könnte sich immerhin mit den geistlichen Körperschaften ins Einvernehmen setzen; wo aber die Kirche für ihr Geld lehrt, da soll sie auch nach ihrem Sinn und Wollen lehren können, geschähe dieß nicht, so bliebe das Wort des großmüthigen Herrn von seinen Dienern unbeachtet, der da gewollt und ausgesprochen: die Kirche sei frei und sie ordne ihre Angelegenheiten selbst.

In jüngster Zeit ist den Bischöfen der östreichischen Monarchie eine Art Inspectionsrecht über die Gymnasien eingeräumt worden. Soll dieß segensreich werden — so muß es eingreifend, wirksam sein können, und sich nicht auf Klagen und Andeutungen beschränken. Die Bischöfe müssen die Lehrbücher revidiren, und zwar auch die nicht direct auf Religion sich beziehenden. Auch in Geographien und Grammatiken, in Geschichten und Naturgeschichten kommen feindliche Ausfälle gegen die Kirche und die Verläugnung der Welt als eine Creatur Gottes, wie die Verläugnung des Schöpfers selbst vor. Philosophie und Naturgeschichte treiben offenbar noch hie und da ihr atheistisches oder heidnisches Wesen. Auch gegen Lehrer, die unkirchlich lehren und dessen überwiesen sind, müßten die Bischöfe ein Veto haben, endlich müßte im Sinne der Kirche (was auch dem Gedanken der Einheit der Monarchie höchst dienlich wäre) gesorgt werden, daß die Gymnasien keine specifisch nationale Färbung erhalten. Es darf deßwegen das na-

tionale Element nicht unterdrückt werden; es soll aber nicht auf Kosten der höheren kirchlichen und staatlichen Einheit sich geltend machen.

Von den 140 Schülern, welche im Herbste 1826 in die erste Gymnasialklasse aufgenommen wurden, kamen nur 25 im Herbst 1832 zu den philosophischen Studien aus der sechsten und letzten Gymnasialklasse, alle anderen waren zerstreut, entweder von den Studien weg, oder auf andere Lehranstalten gekommen, andere wendeten sich dem chirurgischen oder Apothekercursus zu, einige sind auch Todes verblichen. Merkwürdig ist, daß aus dieser sechsjährigen Wandertruppe gerade die fleißigsten und bravsten Studenten wegstarben. So der erste der Klasse am Ende der Gymnasiallaufbahn, noch ein paar Tage, ehe er hätte sollen als Princeps mit Trompeten- und Paukenschall verkündet werden und sein in Saffian gebundenes goldschnittiges Prämium empfangen. Er war der Sohn armer Landleute, die mit der größten Betrübniß dem Leichenbegängniß ihrer glänzenden Hoffnung beiwohnten. Auch allen seinen Mitschülern that herzlich leid um ihn, weil er ein sehr bescheidenes anspruchsloses Bürschlein war, er hieß Gottlieb Stippany, und der Professor Conrad Luttinger verkündete bei der feierlichen Klassenverlesung seinen Namen als ersten Praemifer: Theophilus Stippany, quem morte erreptum lugemus (den wir betrauern, weil der Tod ihn uns entrissen). Die Fanfaren der Trompeten und der Paukenwirbel tönte schon über dem Grabe des Hingegangenen.

Nun war das Gymnasium vollendet, was sollte mit mir geschehen? Es begannen zu Hause allerhand Consulta-

tionen, und wurden verschiedene Vorschläge gemacht. Darunter war auch der, daß ich das Studieren aufgeben und eine Seidenzeugfabrik übernehmen soll, denn diese Art Geschäft war zu jener Zeit noch einträglich und es ließ sich ein Vermögen dabei erwerben. Der Plan scheiterte aber an meiner gänzlichen Stimmung dagegen. Mit Fabriksarbeitern einerseits und mit Handelsleuten anderseits sich herumbalgen, eine Menge Bücher und Büchlein führen, Arbeiten austheilen, Seide abwägen, das taugte durchaus nicht in meinen Kram. Ich war jedenfalls fürs Weiterstudieren. — Nun trat aber ein einziger abschreckender Umstand ein — im philosophischen Cursus herrschte zu Wien damals eine furchtbare Strenge bei den Prüfungen; die fleißigsten mühsamsten Schüler wurden geworfen, besonders hatte sich der Professor der Physik unter der Studentenwelt das horribelste Renommée erworben, bei ihm regnete es die zweiten und dritten Classennoten. Ich für mein Theil habe diesem strengen Haushälter und Gebietiger im Reich der Naturwissenschaften sehr viel zu verdanken, nämlich zwei sehr angenehm verlebte Jahre, wie die Folge zeigen wird. — Um der Gefahr zu entrinnen, schlechte Noten zu bekommen und am Ende einen Jahrescursus repetiren zu müssen, beantragte ich: man möge mich in eine andere Studierstadt versenden. Zuerst sollte ich auf die Universität nach Gratz kommen', und daselbst bei einem sehr soliden, meinem Vater geschäftsbefreundeten Kaufmann einlogirt werden. Gratz aber war zu jener uneisengebahnten Zeit drei Tage von Wien entlegen. Das wollte meine Mutter nicht; somit wurde Krems, wo sich ein Lyceum oder eine sogenannte philosophische Lehranstalt befand, als der Ort

meiner Bestimmung auserkoren, und der Plan gefaßt, mich als zahlenden Zögling in das von dem Piaristenorden geleitete k. k. Convict zu geben. Ich war damit ganz zufrieden. Zwar verfuhr man in Krems bei den Prüfungen auch ziemlich strenge, aber die Schüler waren leichter zu übersehen (in einer philosophischen Classe schwankte die Zahl zwischen 40 und 70), und wer im Jahre hindurch bei kleinen Examinibus Proben seines Fleißes abgelegt, der wurde, wenn er beim Hauptexamen Malheur, d. h. unglückliche Fragen bekam, wenigstens schonender behandelt. Mich erquickte der Gedanke, einmal ein wenig in die Fremde und unter andere Leute zu kommen.

IV.

1832 — 1834.

Krems, Stein und Mautern. Lyceum und Convict. Professor Siebinger. Der Piaristenorden in Oesterreich. Die Forderungen an denselben. Betrachtungen hierüber. Stellung des Ordens in pecuniärer und wissenschaftlicher Beziehung. Verhältniß zur Bureaukratie und zum Bischof. Die Elemente im Convict. Erfahrungen. Bosheiten. Gemeinheiten. Respectverschaffung. Stichblätter. Die Art der Vorträge. Eindruck derselben. Die Lehrgegenstände. Schulbücher. Feindschaft gegen Jesuiten. Studententheater. Besuche in Göttweih. Liberalität der Klöster. Ausflüge. Kloster Langegg. Nachtphantasien daselbst. Mölk. Maximilian Latour. Ueber falsche ascetische Ansichten. Benehmen der Geistlichen überhaupt. Eine Winterpartie nach Dürrenstein. Ein gefährliches Wasservergnügen. Ein trauriger Ostersonntag. Die Examina. Ferien. Neustadt. Historische Quellenlectüre. Voltaire. Licht über Geschichtschreibung. Mühlthal. Beschreibung desselben und Leben daselbst. Die Kremser Originalcharactere. Philosophische Conversationen. Ein Mediciner. Autoritäten. Intermezzo über Shakespeare. Der Apostel Spinoza's. Traurigkeit und Ungewißheit ob der Standeswahl. Dumme Ansicht von den heiligen Vätern. Aenderung derselben. Die Bekenntnisse St. Augustins. Einfluß derselben. Ein provisorischer Plan. Kritik katholischer Belletristen. Professor Schwegler. Characteristik, Wissenschaft, Edelmuth und Humor desselben. Der gebrochene Equilibrist. Das verunglückte Pfandl. Beobachtungen an Cretinen. Erschütternder Eindruck derselben. Abschied von Krems.

IV.

1832—1834.

Krems, Stein und Mautern. Lyceum und Convict. Professor Stichinger. Der Piaristenorden in Oesterreich. Die Forderungen an denselben. Betrachtungen hierüber. Stellung des Ordens in pecuniärer und wissenschaftlicher Beziehung. Verhältniß zur Bureaukratie und zum Bischof. Die Elemente im Convict. Erfahrungen. Bosheiten. Gemeinheiten. Respectverschaffung. Stichblätter. Die Art der Vorträge. Eindruck derselben. Die Lehrgegenstände. Schulbücher. Feindschaft gegen Jesuiten. Studententheater. Besuche in Göttweih. Liberalität der Klöster. Ausflüge. Kloster Langegg. Nachtphantasien daselbst. Möll. Maximilian Fatour. Ueber falsche ascetische Ansichten. Benehmen der Geistlichen überhaupt. Eine Winterpartie nach Dürrenstein. Ein gefährliches Wasservergnügen. Ein trauriger Ostersonntag. Die Examina. Ferien. Neustadt. Historische Quellenlectüre. Voltaire. Licht über Geschichtschreibung. Mühlthal. Beschreibung desselben und Leben daselbst. Die Kremser Originalcharactere. Philosophische Conversationen. Ein Mediciner. Autoritäten. Intermezzo über Shakespeare. Der Apostel Spinoza's. Traurigkeit und Ungewißheit ob der Standeswahl. Dumme Ansicht von den heiligen Vätern. Aenderung derselben. Die Bekenntnisse St. Augustins. Einfluß derselben. Ein provisorischer Plan. Kritik katholischer Belletristen. Professor Schwegler. Characteristik, Wissenschaft, Edelmuth und Humor desselben. Der gebrochene Equilibrist. Das verunglückte Pfandl. Beobachtungen an Cretinen. Erschütternder Eindruck derselben. Abschied von Krems.

Während der Ferialzeit reiste ich in Begleitung meines Vaters nach Krems, um sowohl in die philosophischen Studien als in das Convict mich aufnehmen zu lassen. Ich stellte mich den Professoren aus dem Piaristenorden vor und fand in ihnen gleich beim ersten Anblick humane Männer, was mir sehr tröstlich war, denn Professoren mit mißmuthigen, leidenschaftlichen, giftigen, krankhaft verzerrten Gesichtern, Eisenfresser und Bramarbasse machen auf die Jugend überhaupt keinen guten Eindruck. Ueberaus aber gefiel mir die herrliche Umgegend des uralten Städtchens, der majestätische Donaustrom, das sehr nahe Städtchen Stein, wie ein langwieriges Nest (es ist eine geschlagene halbe Stunde lang) sich an den Felsenufern der Donau hinspinnend. Ueber dem majestätischen Strom und seiner vorletzten Holzbrücke vor dem schwarzen Meer, das uralte schon zu Römerszeiten dagewesene Mautenr, welches im Nibelungenliede vorkommt. Auf einem hohen Fichten- und Tannenberg das majestätische Benedictinerstift Göttweih viele Stunden weit hinablugend über die Donau. Die Studierstadt war also von mir in Augenschein genommen und ich mit selbiger in hohem Grade zufrieden gestellt. Schon machte ich im Geiste an den Donauufern, in den Felsenthälern, in den prächtigen Waldeinsamkeiten meine Spaziergänge; ich fuhr

sehr vergnügt nach Wien, und freute mich auf den Beginn des Studienjahres.

In drei Wochen darnach waren meine Effecten gepackt, ich reiste am Morgen von Wien ab, und kam am Abend in Krems an. Der Status des Convictes mit allen Zöglingen (aus Gymnasium und Philosophie) bestand ungefähr aus 28. — Im ersten philosophischen Cursus befanden sich Convictisten 7, im Ganzen mit den auswärtigen Schülern im selben Cursus gegen 50. Die Convictisten waren meistens Wiener; an einige davon erinnere ich mich noch mit Vergnügen, ein paar darunter aber zeigten sich bald als ekelhaft nichtsnutzige Gesellen, die auch in nicht langer Zeit vom Convict und dem Liceum in optima forma entfernt werden mußten. Die Hausordnung wurde strenger gehandhabt, als es den Herren Studiosis lieb war. Die gemeinschaftlichen Studierzimmer nannte man Museen; Spaziergänge mußten in der Regel gemeinschaftlich stattfinden, nur zu gewissen Zeiten durften die Philosophen als eigenes Corps miteinander gehen; wir besaßen das Recht, eine Uniform zu tragen, aber es bemächtigte sich keiner desselbigen, denn es dünkten uns die gewöhnlichen Röcke schon warm genug. Als Präfect des Convictes (eine mit sehr vielem Verdruß verbundene Stelle) fungirte dieß Jahr Dr. Joseph Siebinger, Piarist und zugleich Professor der griechischen und lateinischen Philologie, wie der Geschichte an der philosophischen Lehranstalt. Der Mann nahm sich meiner an, als er sah, daß ich ein Freund der Literatur sei, und ich bin ihm jetzt noch (er ist gegenwärtig Director des Obergymnasiums zu Innsbruck) für die freund-

schaftliche Behandlung vielen Dank schuldig. Das Zeugniß eines durchaus tüchtigen Philologen und eines Kenners der klassischen Literatur ist ihm unbedingt zu geben. In der Geschichte leistete er, was ihm selbst bei seinem nicht gewöhnlichen Talente, trotz Beschränktheit aller äußern Mittel an Geld und Büchern, möglich sein konnte. Siebinger hielt wöchentlich fünf Stunden Geschichtsvorträge aus dem Gedächtnisse ohne alles Manuscript in fließender einnehmender Sprachweise.

Ich komme bei dieser Gelegenheit auf den vielgeschmähten Piaristenorden überhaupt zu sprechen, und meine, behaupten zu können, daß der Piaristenorden in Oesterreich trotz allen durchaus ungünstigen Constellationen, in welche ein kirchliches Institut nur gerathen kann, bei Allem und Vielem, was der Orden zu wünschen übrig läßt, doch noch sehr anerkennenswerthe Männer und Leistungen aufzuweisen hat und es als ein völliges Wunder anzusehen ist, daß der Orden noch so ist, wie er ist.

Von der früheren Studienbehörde aus wurde der Orden mit seinen Collegien und Schulen als eine »wohlfeile Gymnasialmaschinerie« betrachtet; denn ein Gymnasium mit weltlichen Lehrern kostete sicherlich mehr als fünf Gymnasien mit Piaristen besetzt. Das Honorar eines Gymnasialprofessors bestand (außer dem Tisch, Wohnung und Beheizung was vom Collegium bestritten wurde) in 60—80 fl. CM., das Honorar eines philosophischen Professors in jährlichen 100 fl. CM. Da läßt sich nun von Literatur natürlich sehr wenig anschaffen, höchstens müßte sich ein Schnupfer mit der Maculatur begnügen, in welche sein Loth Ta-

bak gewickelt ist, und der Raucher mit dem Studium der Packetinschrift: »Dreikönigrauchtabak von der Hauptfabrik Hainburg.« Von diesen 60—80 respective 100 fl. soll nun Frühstück, Gewand, Papier, Tinte, Federn, Bücher, Wäsche ꝛc. ꝛc. bestritten werden, und zu einer kleinen Ausheiterung für die Ferialmonate auch noch etwas übrig bleiben. (Vom Collegium aus wird keine Literatur angeschafft, denn die Collegien ringen in der Regel sehr mit Geldmangel.) Da läßt sich nun wohl mit Recht das verwunderungs- und entrüstungsvolle Wienersprüchlein anwenden: »Wohin denn mit der Welt?« Stellte sich nun die materielle Lage des Professors aus dem Piaristenorden als eine höchst ärmliche und nothdürftige heraus, so untersuchen wir die geistige Stellung (abgesehen noch vom oben angedeuteten Geld-, daher Bücher- und Behelfmangel), wie sie der ganzen Erziehung und Bildung nach sein konnte, und wir werden auch da auf sehr entschuldigende Resultate gelangen. Bis zu jener Zeit, in welcher ich nach Krems kam, wurde das Noviciat und Clericat im Orden auf folgende Weise durchgemacht: Der junge Mann, welcher in den Orden treten wollte, wurde schon nach vollendetem Gymnasium in denselben aufgenommen. Ein Jahr lang dauerte das Noviciat. In diesem Noviciat mußte er sich mit allem Fleiße schon auf Uebernahme einer Schule vorbereiten, und die eigentlich geistliche Erziehung stand tief im Hintergrunde. Der Orden bedurfte Leute, um die vielen Lehrstellen zu besetzen, und es war immerwährender Mangel. Der Studienbehörde kam das größte Votum in den Ordensangelegenheiten zu, die Bischöfe mußten sich mit dem Wenigen begnügen, was

ihnen dem gewohnten Herkommen nach eingeräumt war. (Von dem Dasein eines Ordensgenerals wußte man natürlich nichts.) So verlief das Noviciatjahr mit Schönschreiben, mit Wiederholen der deutschen und lateinischen Grammatik u. s. w. und der 17- bis 19jährige Clericus wurde gleich Lehrer in einer deutschen oder in einer lateinischen Klasse, je nach seiner Verwendbarkeit — als solcher Lehrer (mit täglichen 6 bis 8 Schulstunden) studierte er nebenbei die theologischen Hefte und ließ sich, wenn er einen Jahrescursus fertig studiert hatte, zu Wien an der Universität oder in St. Pölten im bischöfl. Seminar prüfen. Bei dem Zeitmangel zum Studieren konnte nun nicht Jeder in vier Jahren fertig sein, Mancher brauchte 6 bis 8 Jahre und wurde erst dann zum Priester geweiht. Collegienbesuch in der Theologie gab es also gar keinen. Der lebendige Vortrag wurde nur durch eine Bogenmasse abgegriffener Schrifthefte ersetzt. In seinem Zimmer mußte der junge Lehrer nun theils die Aufgaben seiner Schüler durchsehen und sich als Lehrer — theils seine Hefte studieren und sich als Schüler beschäftigen, von einer eigentlichen geistlichen Erziehung also konnte da keine Spur mehr sein. Das ganze Gymnasialwesen mit seiner humanistischen Richtung bietet auch durchaus nichts kirchlich Erhebendes dar.

Erwägt man nun alle diese Umstände gewissenhaft, dann kann man, auch was die kirchlichen und geistigen Anforderungen an den Orden angeht, wie oben bei den materiellen ausrufen: »Wohin denn mit der Welt?« Wem man nichts gibt, von dem kann man nichts verlangen. Und wer nur Weniges bekommen und mit dem Wenigen wucherte,

und treu gewesen ist, der Mann ist noch Alles Lobes werth. Und so, sagen wir, ist es auch mit dem ganzen Ordensinstitut der Piaristen in Oesterreich, Anforderungen, große viel verlangende Anforderungen zu machen, ist etwas Leichtes, es gehört aber zur Billigkeit, daß man auch fragt: Was und wie viel dem gegeben worden ist, was und wie viel derjenige möglicher Weise sich erwerben konnte, an den man die Forderung stellt. Der Orden war von seinem kirchlichen Verkehr total abgeschnitten, er war ein reines Staatsinstitut, der Zusammenhang mit dem Bischof allein (von der Kirche selbst bei Orden als ungenügend anerkannt) war dazu auch noch so lose und unwirksam, daß man jene in kirchlichen und wissenschaftlichen Beziehungen ausgezeichneten Männer, die aus dem Piaristenorden hervorgegangen sind, als Wunder der göttlichen Gnade zu betrachten hat.

Was für verschiedene wunderliche Elemente fanden sich nun in dem Convicte, dessen Zögling ich geworden, zusammengewürfelt! Söhne aus den verschiedensten Familiengattungen, mitunter Bursche, mit denen sich die Herren Aeltern zu Hause nicht mehr zu helfen und zu rathen wußten. Da nur drei Plätze für Kremserkinder gestiftet sind, so mußte für alle anderen gezahlt werden; es konnten also nur mehr wohlhabende Leute ihre der Wissenschaft und Tugend geweihten Sprossen in ein solches Institut geben. Ein Vereinsleben mit Jungen, wie sie der Wind aus der ganzen Monarchie zusammengeblasen, konnte in Beziehung auf Menschenkenntniß nur höchst lehrreich sein, vorausgesetzt, daß man mit einigen Funken Beobachtungs- und Erwägungsgabe ausgerüstet war. Die Mehrzahl jedoch bestand aus sogenannten

Wienerfrüchten (wie die Wienersöhne in der Provinz genannt werden). Gleich am ersten Abend machte ich die Erfahrung, daß den Herren (die Jungen, welche Philosophie studierten, wurden zur großen Erweiterung ihrer aufgeblasenen Herzen universitätlich behandelt, im Hause und in der Schule wie auch auf dem Studierzeugnisse mit dem Namen: Herr titulirt, zum Unterschiede von den Gymnasiasten, welche sich dieser Auszeichnung nicht erfreuen durften) immer Einer als Stichblatt, als sogenannte »Hetze« dienen mußte; je mehr nun der Gehetzte sich ärgerte, in Zorn entbrannte, tobte und wüthete, desto erquicklicher wurde gelacht, gejubelt und sich herzlich gefreut. Mitunter wurden die gemeinsten Bosheiten ausgeübt, wie man selbe nur in Handwerksstätten verkommener Gesellen finden kann. Mein Tischnachbar, ein Herr von X., ließ sich beim ersten Abendessen mit mir in ein Gespräch ein. Zuerst rühmte er seine großartigen Bekanntschaften, dann das noble Leben in seinem väterlichen Hause u. s. w.; es war die lächerlichste, abgeschmackteste Prahlerei, ich schwieg und dachte mir meinen Theil; gleich darauf machte er aber auch Späße über meinen schweren silbernen Löffel, über das plumpe Alterthum für ein Antikencabinet u. s. w. Sein Silberlöffel war von moderner Form, dünn wie Papier. Ich entgegnete: »Gerade Sie sollten einen schweren Löffel haben, denn mich wundert es, daß sich Ihr papierner bei Ihrer unbändigen Windmacherei noch nicht vor dem Maul umgebogen hat.« Es wurde von den Neben- und Gegenübersitzenden gelacht. Der Plusmacher sann aber Rache. Als ich am folgenden Tage nach dem Tischgebet meinen Stuhl im Speisezimmer

einnahm, bemerkte ich die ebenhölzernen Griffe von meinem Messer und meiner Gabel, jeden mit drei Einkerbungen bis aufs Eisen verunstaltet. Ich fragte den Diener, was das zu bedeuten habe? Der Diener, der meinen liebenswürdigen Nachbar, den Herrn von X., bei seinem Werk neidiger Bosheit überraschte, antwortete: Das hat Herr von X. zuvor gethan. Herr von X. wähnte sich im Speisezimmer unbeachtet, denn er war allein vor der Zeit hingegangen, der Diener aber trat ein und bemerkte seine Manipulation. X. wurde roth bis über die Ohren, er schämte sich seiner erwiesenen Bosheit, und wäre derselben sehr gern nicht überführt gewesen. Als er sah, daß er das Factum nicht in Abrede stellen konnte, gab er schnippisch und keck lachend zur Antwort: »Weil Sie ein so schönes Besteck vom Haus aus mitbekommen haben, zeichnete ich Ihnen dasselbe, daß es nicht ausgetauscht werde.« Ich war voll Aergers, nicht so sehr über die Verunstaltung von Messer und Gabel, sondern mehr im Gedanken: mit Gesellen solcher bübischer Bosheit unter Einem Dache den äußeren Frieden bewahren zu müssen; ich erwiederte aber in gelassenem Tone: »Ah, Sie waren es, ich dachte, es wäre einer von den kleinen L . . . buben aus der Parva gewesen.« X. schwieg und sann auf neue Rache.

Im ersten Monat schlief ich in einem sogenannten Philosophenzimmer mit sechs Andern. Als ich mich ein paar Tage nach dem erzählten Ereigniß zu Bett legen wollte, war das Unterbett ganz naß; man hatte einen Krug Wasser hineingeschüttet. Ich hörte zwei der Herren Collegen in die Kopfkissen kichern; sie konnten mein Schmähen und Losbrechen nicht erwarten, um ihre »Hetze,« ihr Plaisir daran zu

haben. Herr von X. war auch dabei; von ihm ging der »Spaß« aus, das ahnte ich sogleich. Ich beherrschte mich wie ein junger Sokrates und dachte bei mir: dieses elenden Burschen mußt du doch Meister werden. Ich regte mich nicht und ertrug schweigend, und nachsinnend wie ich mich den Herren energisch und ruhig dabei, als ein zur Ertragung ihrer Späße durchaus nicht geeignetes Subject am eindringlichsten darstellen könne, das Ungemach. Die Thäter wollten sich nicht verrathen und schwiegen, nicht wissend, was meine sehr vorsichtige Ruhe zu bedeuten habe. Als ich vermuthete, sie und die übrigen »Herren« seien eingeschlafen, drehte ich sachte die Matratze um und schlief ein. Am folgenden Abend, als es zum Bettgehen kam, und Einige sich schon niedergelegt hatten, sprangen die beiden Herren, die am vorigen Tage das Lachen schwer zurückhielten, von ihren Lagerstätten so schnell auf, so schnell sie sich in dieselben geworfen, und stürzten auf mich los, in mir den Wiedervergelter ahnend. »Das haben Sie gethan.« »Was?« »Unsere Betten voll Wasser angeschüttet!« Ich entgegnete mit Ruhe: »So? ist Ihnen das geschehen? Mir hat man gestern dasselbe gethan, und es muß uns jetzt gemeinschaftlich daran liegen, des Thäters habhaft zu werden.« — Diese Begebenheit ist hier nur als ein kleines Beispiel von vielen anderen erwähnt worden; um damit den Beweis zu liefern, wie das Zusammenleben mit Leuten etwas roher und burschikoser Qualität zu einer wahren Lebensschule werden kann. Durch meine Ruhe hatte ich an Respect bedeutend gewonnen, und die überlustigen Herren mußten sich um andere »Stichblätter« umsehen. Die liebenswerthen

Herren fühlten, daß sie nun die Dupirten seien, ich aber fand Gelegenheit mich zu überzeugen, daß nicht Alles wahr ist, was der chinesische Weltweise im Buche Lun-yü, 1. Buch, 4. Cap., 1. Vers sagt: »Die Humanität oder die Gesinnung des Wohlwollens gegen die Anderen wird auf eine bewunderungswürdige Weise auf dem Lande geübt.«

Es gibt so rohe verkommene tyrannische Naturen, denen es erst wohl ums Herz wird, wenn sie Jemanden ein Leid zufügen können; mit dieser Tyrannei ist nun auch gewöhnlich jene Feigheit verbunden, die sich Opfer wählt, denen es entweder an physischer Kraft oder an einer Stellung gebricht, und die es nicht wagen können, mit ihrem Tyrannen in einen Kampf sich einzulassen. Zwei meiner ehrenwerthen Collegen quälten mit Worten und Thaten die jüngeren Gymnasialschüler des Convicts über die Maßen, so daß ich mich der armen Teufel energisch annahm, und ihnen zu meiner Freude jedesmal für eine geraume Zeit Ruhe verschaffte; mit einem dieser damals kleinen Jungen, der besonders viel erdulden mußte, kam ich ein Jahrzehent darnach zusammen, er war Mann geworden, und sagte mir herzlichen Dank für meine einstige kräftige Beschützerrolle, indem er sprach: »Wenn Sie nicht gewesen wären, so hätten uns diese rohen Bengel aus purem Privatvergnügen zu tod geprügelt.« Ich gestehe aufrichtig, daß mir diese Anerkennung und Dankbarkeit nach so langer Zeit — Freude machte.

Der Winter verging ziemlich öde. Professor Siebinger versah mich mit Lectüre aus seiner Bibliothek und so wurde die Lage etwas erträglicher. Die Flora der Poesie

war hier keineswegs so reichhaltig, daß sich ein Dichterclubb hätte bilden können, wie dieß am Schottengymnasium der Fall war. Ein einziger Poet und Freund poetischer Lectüre befand sich in der ganzen Klasse. Er war sehr begabt, besonders für lyrische Dichtung, und es ist mir unerklärlich, warum er bisher noch nichts Durchgreifendes geleistet hat. Sein Name ist Carl Rick. Unter den Schulgegenständen vermochte mich nichts anzusprechen, als die Weltgeschichte; Philosophie wurde nach dem Lehrbuch eines gottseligen Professors Namens Karpe vorgetragen; ein Name, den gewiß jeder Leser mit Staunen erblicken wird, weil er ihm hier das erste Mal unter die Augen kommt. Hätte unser alter Philosophie-Professor Lehman nicht über das Lehrbuch selbst seine unerschöpflichen Witze gemacht, so wären die Stunden zum verzweifeln gewesen. So was Abgeschmacktes, wie diese damaligen philosophischen, logischen und metaphysischen Compendien ist mir noch nicht vorgekommen.

Das Schulbuch der Religionslehre war nach kantischen Principien ausgearbeitet. Der Verfasser desselben, der selige Bischof Frint von St. Pölten, welcher es als Religionsprofessor im philosophischen Cursus an der Wiener Hochschule anfertigte, war als Priester und Bischof eine höchst ehrwürdige Persönlichkeit; auch sein Fleiß und sein Streben als katholischer Schriftsteller verdient alle Anerkennung; trotz dem aber muß es zur Steuer der Wahrheit auch gesagt werden, daß sein Religionsbuch durchaus nicht für jene Studierenden taugte, für welche es bestimmt war. Es wirkte fast durchgehends mehr schädlich als nützlich. Die höchst matten Beweisführungen ließen mich und Andere nur

noch tiefer in die Dämmerung der Zweifel verfallen und völligem Unglauben an die Gottheit Christi nahe kommen, statt daß sie das Gegentheil bewirkt hätten. Meiner jetzigen Ansicht wäre eine wörtliche gute Uebersetzung des römischen Katechismus mit einigen wenigen auf die Zeitumstände und die Wissenschaft der Zeit hinweisenden Anmerkungen tausendmal besser und geeigneter gewesen, ringende Geister zu befriedigen, als dieses in seinen Wirkungen höchst unglückliche Buch. Ich bin weit entfernt, hier meine Meinung als alleinstehend auf den Markt der Oeffentlichkeit zu tragen; die gewiegtesten Theologen, welche ich kenne, haben dieselbe Meinung über besagtes Buch ausgesprochen. In der klassischen alten Literatur fand ich mich von Cicero angesprochen, weil er als Heide auf einen persönlichen denkenden Weltschöpfer hinweist; in der griechischen Literatur wurden mehr Auszüge aus Dichtern als aus Philosophen gelesen. Mathematik sprach mich wenig an, ich fühlte keine Lust dazu, und war froh beim Examen darüber den Anforderungen zur Noth genügen zu können. Das war das Schulstudium.

In Geschichte las ich viel Neueres, aber nichts von Bedeutung, nichts was mich ergriffen und mir eine tüchtige Geschichtsanschauung zu Wege gebracht hätte. Chronikenbücher aus dem Mittelalter sprachen mich um so mehr an; es herrscht in diesen einfachen Berichten ein eigenthümlicher kindlicher treuer Geist, der alles so niederschreibt, wie der Rumor geht, und die Begebenheiten trocken auf das Pergament heftet, ohne in Reflexionen und leidenschaftlichen Parteiergüssen das zu jener Zeit kostbare Schreibmateriale

der glatt gegärbten Thierhäute unnöthiger Weise zu verderben. Der Ueberfluß des Papiers brachte einen Ueberfluß der Gedanken und Phantasien in die Literatur und einen Ueberfluß von Schreibereien in die Staatsmaschinerieen; ob die mit tausend und tausend Tinteneimern übergossenen Räder der Staatsuhren jetzt ruhiger, tactvoller, verläßlicher gehen als früher, ist eine Frage, die sich schon sehr oft beantwortet hat, und auf deren alltägliche wiederholte Antworten wir bei unsern europäischen Zuständen leider von Tag zu Tag gefaßt sein müssen.

Das gegenwärtige Piaristencollegium zu Krems ist von den Jesuiten gebaut und war im Besitz derselben bis zu ihrer Aufhebung 1773. Einige Jahre später wurden die Piaristen mit ihren Schulen aus dem Städtchen St. Pölten in das leerstehende Collegium nach Krems beordert, und ihr verlassenes Haus zu St. Pölten in eine Caserne verwandelt. Das Piaristencollegium zu Krems liegt auf einer Anhöhe und gewährt eine herrliche Aussicht über den Donaustrom, jenseits der Donau sieht man das Benedictinerstift Göttweih wie eine weiße Riesenkrone auf dem dunklen Föhrenhaupt des Berges. — In dem Hintertract des Piaristencollegiums befand sich das Convict.

Wir ältern Convictoren waren in der Antijesuitenliteratur ziemlich bewandert und ich erinnere mich noch, wie einige (an diese besagte Literatur besonders frommgläubige) Studenten die Mauern in alten ebenerdigen Rumpelkammern des Hauses, dort wo sie hohl klangen, mit Eisenstänglein örmlich anbohrten, in der Meinung es seien daselbst große Schätze verborgen, welche von den Jesuiten eingemauert

und vergessen worden sind. Obwohl ich nun gegen die Jesuiten sehr eingenommen war, mußte ich doch über jene Forschergeister schon damals lächeln, denn zum Einmauern von Schätzen fand sich ja bei der Aufhebung, selbst für den Fall keine Veranlassung, daß Schätze wirklich vorhanden gewesen wären.

Im Winter sannen die Philosophen auf einige Theatervorstellungen, welche, wie es früher schon einmal Sitte und vielleicht aus der Jesuitenzeit noch herüber-ererbt war, zur Feier von Namenstagen der Vorstände von den Zöglingen in irgend einer größern Localität des Hauses abgehalten wurden. Der Dichter Carl Rick, von dem ich oben sprach, schrieb ein Drama nach einer Houwald'schen Erzählung, und dieses wurde zuerst aufgeführt. Da gab es nun eine Menge Arbeit, auf dem Dachboden fanden sich noch einige Decorationen, Cortinen u. s. w., das wurde restaurirt, zum Theil Neues dazu gemacht. Ich spielte dabei einige Characterrollen, und wurde über mein Spiel sehr belobt; was meiner jugendlichen Eitelkeit nicht wenig convenirte, mir aber über das Schauspielwesen meine Meinung, daß es eine große rastlose Lebensmühsal sei, nicht mehr ändern konnte. Weil zu den Productionen Honoratioren der Stadt eingeladen waren, und die Ausstattung ziemlich hübsch war, so konnte man die Gefühle des Schauspielers an sich so ziemlich durchleben. Die Musik, ehe der Vorhang aufgezogen wird, hat eine begeisternde Wirkung; und es dünkt einem nicht angenehm, wenn man nicht gleich im Anfang etwas auf der Bühne zu thun hat, und für spätere Scenen aufgespart ist; man möchte seine Begeiste-

rung augenblicklich zum Ausverkauf bringen können, und es ist zuwider, warten zu sollen, bis dieselbige zum Theile verraucht ist. Mir war einmal die Rolle des Abtes von St. Bernhard zugetheilt, ein sehr ernster Part, dem ich durch die gehörige Gravität zu genügen suchte. Frauenrollen wurden von jüngeren Studenten gegeben. — Zu demselben sehr romantischen Stück, bei welchem auch einige Choralnoten zur theatralischen Erbauung zwischen die Coulissen aus einer »nahen Capelle« hineinrauschen mußten, bedurfte man einer Orgel. Die musikalische Rolle, welche hiebei mir und noch einem starken Individuum zufiel, bestand darin: ein durch den Meßner von der Pfarrkirche zu leihen genommenes Orgelpositiv mit Zinnpfeifen, gegen drei Centner schwer, auf den Berg ins Convict schleppen zu müssen. Wir fungirten also buchstäblich als die Träger der Kirchenmusik. In freien Stunden wurde auch im Declamirgeschäfte viel gearbeitet, wobei ich aber nur bisweilen zuhörte; mir war das Declamiren von Wien aus bereits zum Ueberdruß und lächerlich geworden.

In Bezug auf die von Studiosen gegebenen dramatischen Darstellungen lag bei den Jesuiten, welche dieselben zuerst in Schulen oder vielmehr in den von ihnen geleiteten Erziehungsanstalten einführten, ein sehr practischer Moment zu Grunde. Die jungen Leute sollten sich an das öffentliche Auftreten gewöhnen, und jene Schüchternheit in der Rede abstreifen lernen, welche denen besonders eigen zu sein pflegt, die ihre Kindheit in den gar ruhigen Verhältnissen des Landlebens oder in kleinen Städtchen zugebracht haben. Eine freiere Bewegung in Sprache und Haltung kommt ja

dem Juristen und Mediciner eben so gut zu Statten, wie dem Prediger und Lehrer.

Für Faschingdinstag nahmen sich Einige vor, das Stift Göttweih zu besuchen, und für Mittag von der Gastfreundschaft daselbst Gebrauch zu machen. Die Donaubrücke bei Stein hatte der Eisgang einige Tage früher zerrissen; ich war Zeuge dieses imposanten Schauspiels, welches sich ereignete als ich zufällig am Donauufer außer der Stadt Stein spazieren ging. Die Eisblöcke schwammen daher wie wüthende Riesenseehunde, unter einem furchtbaren Gekrache hob sich zuerst ein dann ein zweites Brückenjoch, das Gebälke ging mit einem donnerähnlichen Lärm aus seinen Fugen, ein Joch tanzte wie in einem Rundsprung und legte sich dann auf die Eisblöcke, als hätte es eine plötzliche Lust angewandelt nach Wien zu reisen, und als müßte es sich aus der Umarmung seiner andern Familienglieder mit Gewalt losmachen. Unter den herschwimmenden Eisschollen schifften wir über die Donau. Nachdem wir reichlich gespeist, machten wir uns auf den Rückweg. Einer der saubern Herren Collegen fing nun in den gemeinsten Ausdrücken über die Mitglieder des Stiftes, über den Clerus überhaupt und insbesondere zu schimpfen an, so daß ich mich verpflichtet fühlte selbigem raren Herrn eine collegiale Reprimande zu geben. Wer so eben abgefüttert worden, der soll in dankbarer Erinnerung doch wenigstens so lange schweigen, so lange er noch satt ist, das wäre doch keine unbescheidene Anforderung an die Lebensart eines Menschen, oder eines Gebildes, das einem Menschen von außen etwas gleichsieht. Diese ganz simple Begebenheit erwähne ich hier aus dem

Grunde, weil ich ihre Wiederholung schon so häufig erlebt habe. Gibt ein Pfarrer bei einer feierlichen Gelegenheit, oder um Gäste zu ehren, eine Gasterei, so kann er versichert sein, daß einige der Geladenen, die es sich ganz besonders schmecken ließen, über das Wohlleben, über Fraß und Völlerei der Pfaffen in kritischen Erörterungen sich Luft machen werden, zum Danke für die stattgefundene Fütterung. Wenn die Stifter und Klöster mit ihrer großen früheren Gastfreiheit ein klein wenig nachgelassen haben, so ist es ihnen in der That nicht zu verargen; an Undank für ihre Liberalität hat es ihnen wahrlich nicht gefehlt.

Im Frühling und Sommer fing das Leben schon an erquicklicher zu werden. Am meisten interessirten mich Spaziergänge in Waldeinsamkeiten, oder wohl auch Ausflüge in romantische Gegenden, die den Vortheil gewähren, daß man in denselben keinem Engländer oder anderem Volk, welches sich das Verspeisen schöner Gegenden mit den Augen zur Aufgabe macht, begegnet. Und wie großartig ist Krems mit derlei Ausflügen gesegnet! Ich will beispielsweise nur einen davon erwähnen. An den Bitttagen ging ich mit einem Collegen, der leider gar keine Sympathie für irgend etwas Sublimeres besaß, und welcher rein nur als eine Gattung Spazierstock, den man nicht tragen darf, die kleine Reise mitmachte, über Langegg nach Mölk. Wenn ich über Leute und Gegend meine Bemerkungen machte, so konnte ich höchstens ein: »Das ist wahr!« oder ein: »Hm! hm!« von meinem Begleiter herausbringen; dafür beschäftigte er sich in zärtlicher Sorgfalt mit Kämmung seines Backenbartes, mit gewissenhafter Zurechtziehung seiner Halskrägen, und über-

haupt mit den verwickelten Angelegenheiten zierlicher Gewandung, als ob jeder Baum ein kritischer Dandy wäre, oder als ob er die ganze Wald- und Steinnatur zur Anerkennung seiner Reize zwingen wollte. Menschen dieser Qualität vermögen in mir von je den Brunnen innigen Erbarmens aufzuschließen, aber auch zugleich mich zu verstimmen. Der arme Ziergärtner seiner selbst geschätzten Individualität hat die irdische Hülle längst in den großen Garderobekasten der Erde gelegt, und sein Geist ist gewiß im Stande, jetzt mit mir und meiner Gattung Eitelkeit Erbarmen zu verspüren.

In Langegg ist ein Servitenkloster. Gegenwärtig befinden sich drei Priester und zwei Laienbrüder dort, seiner weitläufigen Anlage nach ist es für vierzig Klosterleute gebaut. Das Kloster und die herrliche große Wallfahrtskirche liegen mitten im Wald, rings von dichtbewachsenen Hügeln eingeschlossen, nur nach einer Seite hin ist die Scene offen und da sieht man weit hinaus bis Mölk und die Donau aufwärts. Im Kloster blieben wir über Nacht. Wie liebreich und freundlich wurden wir da von einem alten eisgrauen Herrn aufgenommen: er hieß P. Athanasius, und ist wohl längst schon gestorben. »Sie müssen halt heut schon vorlieb nehmen; wir haben nicht viel; aber was wir haben, das wollen wir redlich theilen.« Und wir bekamen vollkommen genug. In protestantischen Ländern hat man von solchen Studentenreisen gar keinen Begriff. Die Beherbergung wird da nicht in Form einer Bettelei, sondern in der Form der nobelsten Gastfreundschaft gepflogen, wenigstens so war es noch vor zwanzig Jahren.

Neben dem Zimmer, das mir zum Schlafen zugewiesen wurde, war eine Thüre zum Musikchor der Kirche; ich schlug auf der Orgel einige Accorde an, und überstauchte mir den Fuß, als ich über den Schämel der Claviatur herabsprang. Eine Halsentzündung, mit welcher ich den Ausflug begonnen, fand nun noch eine Schmerzgenossenschaft zu unterst bei der Achillessehne. Ich brachte die ganze Nacht schlaflos zu, und vermeinte schon hier liegen bleiben zu müssen. Auf dem Fuß zu stehen oder mit selbem gar zu gehen war keine Möglichkeit. Gedanken und Nachtphantasien quälten mich abwechselnd. Bald dachte ich an den Tod, an das Liegen im Sarg, an das Eingesegnetwerden in der nahen Kirche; dann kamen die Zweifel über das Jenseits herangerückt; hatten die Gedanken mich ermüdet, so verfiel ich in Phantasien; die Mönche, welche in diesem Kloster schon gestorben, zogen schlürfend draußen im Klostergang an meiner Thür vorüber, es brauste die Orgel und es tönte mir Gesang in den Ohren. — Froh war ich als das Morgenroth beim Fenster hereindrang. Ein Frater (Laienbruder) erschien, und tröstete mich; er war ein recht naiver gutmüthiger Bursche.

Er brachte eine Flasche guten Weines und Brot, wir stärkten uns, dankten für die guten Gesichter (die bei der Gastfreundschaft eine Hauptsache ist) und gingen unseres Weges.

Was ist das für eine wundervolle Gegend! große Wassernattern ringeln sich dutzendweise mit ihren in der Sonne schimmernden Bälgen über den Fußpfad, und man hat Acht zu geben, daß man keine tritt, weil sich die Getretenen um den Fuß ringeln. Und Guckgucke! eine solche Un-

zahl, meine ich, kanns in der Welt nimmer geben, wie hier. Das ging so schlagend auf einander, wie das Unkengeschrei in einer großen Pfütze. Die Guckgucke sind aber sehr scheue Vögel, und wo sie sich in solcher Menge aufhalten, da müssen sie selten von Menschentritten gestört sein. Es wurde mir hier fast urwaldlich zu Muth.

Gegen Mittag gelangten wir zum Benedictinerstift Mölk; es liegt imposant wie eine Königsburg auf einem Hügel und beherrscht weithin stromaufwärts die Donau. In diesem Stifte sind Gäste keine Rarität; man nimmt dieselben gastfrei auf (besonders Studierende besaßen aus uralten Zeiten her ein Privilegium), ohne aber, was bei dem großen Verkehr nicht anders sein kann und sehr natürlich ist, sich viel um dieselben zu kümmern. Jeder hat sein sauberes Schlafzimmer und speist zu Mittag und Abends mit den Geistlichen im Refectorium. Ein junger Geistlicher aus Wien gebürtig, Namens Max von Latour, schenkte mir besondere Aufmerksamkeit, führte mich in der Umgegend herum und leistete mir Gesellschaft. Der Mann ist auch schon längst heimgegangen, wie ich nach der Hand erfuhr. Das freundliche Wesen von Geistlichen macht auf die Jugend einen sehr guten Eindruck, wie es hingegen höchst unangenehm berührt, im Gesicht und Wesen eines Clerikers etwas Grämliches, Zuwideres, Störrisches zu finden. Es herrscht da bei Manchen die verkehrte Ansicht, daß angenommene abstoßende Manieren der Ausdruck der Ascese seien. Eine solche Ansicht ist ein wahres Unglück. Der selige auch als Schriftsteller bekannte Dr. Schlör (der vor einigen Jahren als Spiritual im Priesterhause zu Graz gestor-

ben ist) war doch gewiß ein Ascet par excellence, und in seinem Wesen lag selbst dann, wenn er krank und leidend war, eine sehr einnehmende Heiterkeit und ein ungestörter Friede. Die Versöhnung, welche der Erlöser auf die Welt brachte, soll sich doch zunächst im ganzen Wesen seiner Sendboten und Verkünder der Heilswahrheit abspiegeln; die katholischen Laien haben ein Recht, dieß versöhnliche Wesen zu fordern, und wenn sie an dem scheuen, scharfkantigen, mürrisch abgeschlossenen Benehmen mancher Geistlichen ein Aergerniß finden, ist es ihnen in der That nicht zu verargen. Der entgegengesetzte eben so häßliche Fehler ist eine sich wegwerfende Connivenz, welche Characterlosigkeit und Fügsamkeit nach allen Seiten hin zur Schau trägt — und die, wenn man auch äußerlich einem Besitzer solcher Eigenschaften sich freundlich erzeigt, doch innerlich Verachtung und Geringschätzung hervorruft. Bisweilen, ja sehr oft finden sich die beiden Eigenschaften im schönsten Bunde vereinigt, Beugsamkeit nach oben und trockene Starrheit nach unten. Das ist das wahre Signalement niedriger Naturen, wie sie sich in allen Ständen und natürlich auch im geistlichen Stande finden. So viel heilsame Betrachtung im Andenken an den guten Pater Maximilian von Mölk.

Auch entsinne ich mich noch eines sehr gefährlichen Winterausfluges. Es waren ungefähr ein Dutzend Studiosen beisammen. Das Treibeis kam in Massen auf der Donau herab; wir genossen eben einen Ferialtag mit freiem Ausgang (d. h. ohne Mitgehen eines Convictsvorstandes) und es war Nachmittags zwei Uhr. Da wurde nun, weil Zeitraum genug vor uns lag, beschlossen, über die Brücke

bei Mautern am rechten Donauufer aufwärts zu gehen bis gegenüber von Dürrenstein. Bei Dürrenstein (Richard löwenherzlichen Andenkens, der in der Felsenburg, jetzt Ruine, gefangen saß) sollte übergeschifft und der Weg nach Hause am linken Ufer zurückgelegt werden. Es äußerten sich natürlich einige Stimmen dagegen, dabei war auch meine, und zwar in Anbetracht der Tollkühnheit, welche dazu gehört, die schweren unerbittlichen Eisblöcke zu passiren. Zudem rinnt bei Dürrenstein die Donau ungetheilt in Einem Flußbett im Felsenpasse, und hat bei hohem Wasser eine starke Strömung. Wir wurden als Feiglinge ausgelacht, und waren falsch geschämig und albern genug, uns einschüchtern zu lassen. So ging es nun im tollen Uebermuth zuerst am Felsenufer stromaufwärts. Eine sogenannte Martersäule mit einem Heiligenbild, deren Steine am Grunde bis auf die Mitte des Sockels ausgehöhlt waren, genirte einige Musensöhne gewaltig. Sie wollten die Säule vollends umwerfen. Das verhinderte mein energischer Protest. Ich führte zwei Gründe an, einen ganz ernsten und einen halb scherzhaften: »Wenn Euch irgend wer sieht, so könnt Ihr am Ende Fatalitäten haben und eingesperrt werden, das war der ernste Grund;« der andere lautete: »Und wenn Ihr nun bei der Ueberfahrt, die ihr durchaus machen wollt, ersauft, so kann Euch gleich der Teufel holen auch dazu.« Ueber den letzteren Grund wurde gelacht, und der erste als vernünftig angenommen; man müßte aber ein schlechter Psycholog sein, wenn man in Anbetracht der tollkühn herausgeforderten Gefahr dem letzteren Grund nicht ein bei weitem tieferes und einschüchternderes Eingrei-

fen zuschreiben wollte als dem ersteren, wenn auch der letztere hölzern belacht wurde. Als wir am Ziele der dießuferlichen Wanderschaft angelangt waren, wurde durch eine Viertelstunde lang »Urfahr« gerufen; was die Fuhrleute jenseits anging, daß sie herüberkämen uns abzuholen. Ich mahnte nochmal: »die Schiffleute wollen offenbar nicht fahren, wozu sollen sie auch der paar schäbigen Groschen wegen, die sie von uns bekommen, ihr Leben aufs Spiel setzen?« Alles war vergebens und steigerte nur den hartnäckigen Sinn. Endlich kamen die Schiffleute und sagten: »Das sei heut eine böse Fahrt, und es reue sie schon herübergeschifft zu sein.« Alles umsonst. Es wurde eingestiegen und ich stieg auch ein. Ueber die Gefahr und Lächerlichkeit der falschen Scham sollten der Jugend eigene Vorträge gehalten werden. Kaum waren wir ins Wasser hineingekommen, so wankte das Fahrzeug sehr bedenklich und sehr unheimlich krachte das Gebälke, wie die Eisblöcke an dasselbe mit Gewalt heranstießen. Jetzt hörte das Gelächter und Lärmen auf, die Gesichter wurden blaß und nur die rothen Nasen gaben ein Lebenszeichen. Ich zog den Oberrock aus und legte denselben weg. »Wozu das?« fragte mich die Gegenpartei. »Um leichter auf einen Eisblock springen und vielleicht auf selbem noch ein Stück fortschwimmen zu können, wenn es uns den Wassertrog zerquetscht oder umwirft.« — Erneutes aber schon sehr gezwungenes Gelächter. Jedes Lachfragment hatte zu thun, um über die trockene Kehle zu kommen. Ich schwieg und dachte daran, daß es doch Momente gibt, wo man einen Gott noth-

wendig braucht, denn die starren Naturgewalten sind unerbittlich, sie verstehen kein Gebet!

Es war eine im höchsten Grad unangenehme Situation. Vier Schiffleute beschäftigten sich mit eisenbeschlagenen Stangen, die Schollen, welche daherschwammen wie Felsentrümmer einer zerstörten Welt, vom Schiffe abzuwehren. Die Sonntagsruhe dünkte mir dießmal höchst unheimlich über dem Gewässer zu liegen. Ein dichter Nebel war eingefallen, Schneeflocken senkten sich häufiger nieder, das Fahrzeug ächzte und krachte und schwankte. Die Schiffer äußerten ihre Besorgniß. Selbst gezwungene Späße konnten sich keine Bahn mehr brechen, sie kamen nicht über den Mund; nur ein unangenehmes Grinsen zeigte sich auf den Gesichtern Jener, welche früher zur Ueberfahrt hindrängten. So dauerte es fort eine Viertelstunde. Während unserer Wasserreise bekam es den Anschein, als ob irgend ein bedeutendes Linzerhaus es übernommen hätte, den Wienermarkt mit Eisblöcken großartig zu überschwemmen und die Preise des im Sommer gesuchten Artikels herabzudrücken. Die sehr gespannte Schweigsamkeit fing erst an zu weichen, als die Schiffer durch den Nebel die Umrisse des Ufers erblickten, und einer sagte: »Gott sei Dank, jetzt haben wir's gewonnen.« Kaum war nun die Todesangst vorbei, als sich der Jubel über mich, den Anführer der Nichtfahrenwoller, in Spottreden zu äußern begann. Wir gelangten glücklich ans Ufer und da war es an mir, einen kleinen Triumph zu feiern. Die Männer des Spottes schlotterten mit den Knieen wie elende Taschenmesser, die schlecht verhehlte Angst war ihnen in die Beine gefahren, so daß sie kaum aufrecht zu

stehen vermochten. Ich wies auf ihre Schwäche hin, welche an mir nicht sichtbar wurde; obwohl sie nun dies sehr starke Zittern der Kälte zuschrieben, so war's doch mit dem Spott auch vorbei. Wir stärkten uns mit Trank und Speise, und trotz dem weiten Zurückweg, trotz dem Watenmüssen durch Schneeverwehungen, trotz der Kälte, klagte Keiner, es war ein sicherer Boden, es war das liebe Element Erde, wenn auch in einem unangenehmen, doch in keinem unsicheren Zustande, wie das Element Wasser.

Außerdem bestand ich verschiedene andere Todesgefahren auf der Donau, welche sämmtlich hier anzuführen gar zu langweilig wäre. Nur eine Begebenheit soll noch erwähnt werden.

Am Samstag vor Pfingsten selben Jahres gerieth ein College auf den Einfall, wir sollen auf einem ruhigeren Donauarm eine Lustfahrt in einem Kahne machen; Kähne werden aber in Oesterreich Tschinakel genannt; von dem persischen Worte Tschinak, das Kahn bedeutet. Dies Wort ist erst mit den Türkenkriegen nach Ungarn und Oesterreich überpflanzt worden. Die kleinen philologischen Lectionen und Errungenschaften mußte Oesterreich den seldschukischen Sprachmeistern sehr kostbar honoriren. Somit wäre in diesen vielen Wassergeschichten auch dem Sprachforscher ein kleines Geschenk dargeboten. Wir (ungefähr unser Sechs) mietheten ein Tschinakel von einem Schiffmanne bei Weinzierl; der Anordner des Wasservergnügens gab sich für einen guten Fährmann und gewandten Ruderer aus, und so plätscherten wir denn eine zeitlang zwischen einer Insel und dem eigentlichen Ufer herum. Doch plötzlich ergriff uns eine

Strömung, und ehe wir's uns versahen, flogen wir auf der großen offenen Donau dahin. Ein sehr bornirter Bursche ruderte noch immer, daß es noch schneller abwärts flog. So kamen wir an einem großen gelandeten Schiffe vorüber, auf dessen Dach die Schiffleute eben mit Kochen beschäftigt waren. Als diese uns (denen doch schon etwas unheimlich war) bemerkten, riefen sie in verworrenen Stimmen uns zu: »Zurück! zurückrudern! Ihr seid hin! Ihr kommt zum Sporn! den Vorderen schlagt nieder, der rudert euch noch hinein!« Ungefähr 15 Klafter vor uns sahen wir die Wellen der Donau wie aufwärts über einen Bogen springen; das war der gefährliche Sporn; kleinere Fahrzeuge wirft er um wie Nußschalen. Wir ergriffen die Ruder und fingen an zurückzurudern. Der bornirte Abwärtsruderer hörte aber nicht auf abwärts zu rudern. Auf unser Geschrei und angstvoll schnelles Demonstriren und Berufen auf die Schiffleute sprach er: »Was verstehen diese Esel?« — Da wurde mir der Gedanke klar, daß ein eigensinniger dummer Mensch nicht nur eine Landplage, sondern auch eine Wasserplage ist; ich schlug ihn eingedenk der Erinnerung vom großen Schiffe her mit meinem Ruder so über die Hände, daß ihm das seine entfiel und von dem Wasser fortgetrieben wurde. Die Andern munterte ich auf mit aller Gewalt zurückzurudern, denn ich könne nicht. Der blöde Mensch, jetzt erst noch enragirt, versuchte mir nämlich mein Ruder zu entreißen; ich stellte mich mit demselben wie mit einer Herkuleskeule vor ihn hin und drohte: wenn er nur die kleinste Bewegung mache von seinem Bretlein sich zu erheben, so sei er des Todes! — Und das war bitterer Ernst, es blieb kein anderer

Ausweg, als den Menschen unschädlich zu machen. Wir kamen unter großen Mühsalen glücklich ans Ufer; ich betete einige Vaterunser aus Dankbarkeit. — Den Geschmack an kleinen Lustpartien auf der Donau habe ich seit jener Zeit gründlich verloren. In den Augenblicken der Todesgefahr dachte ich an meine Aeltern — was die sagen werden, wenn als Pfingstfreude die Nachricht meines Ertrinkens nach Wien kommt.

Der Abwärtsruderer erbarmte mir trotzdem sehr; ich machte ihm die lateinischen Elaborate, er kam aber in den andern Gegenständen beim Examen nicht durch, wegen gar zu geringfügigen Antworten. Als er mich einmal für ein solches Elaborat mit ein paar Silberlingen honoriren wollte, fragte ich ihn: »Ob er aufs Neue wolle niedergeschlagen werden, wie damals auf dem Tschinakel.« Er nahm beim Schlusse des Schuljahres traurigen Abschied von Krems und bedankte sich bei mir: »da ich es mit ihm doch gut gemeint.« Wo den armen Jungen das Schicksal hingeworfen, ich weiß es nicht, mir kam er nimmer zu Gesichte.

Sehr gut erinnere ich mich noch an den Ostersonntag dieses Jahres. Die Osterferien verlebte ich zu Wien bei meinen Aeltern. Am Morgen wohnte ich einer Messe in der Pfarrkirche am Schottenfelde bei. Die trübseligsten Zweifel waren über meinen Geist gelagert. Ich besuchte die Kirche theils aus Gewohnheit, theils weil Ostersonntag war, wo doch jeder Christ in die Kirche geht — und endlich auch noch aus einem gewissen Drang und Ruf des Gewissens. Gebetet hab ich während des Aufenthaltes in der Kirche gar

nichts, aber mit dem ernstesten Gedanken über Tod und Fortdauer nach dem Tode mich beschäftigt. Im vagen Rationalismus, der auf eine Art Fortleben des Geistes hofft, konnte ich durchaus keine Befriedigung finden. Die Lehre von der einstigen Auferstehung — von der Wiederherstellung des ganzen Menschen fand ich sehr beglückend — wäre mir auch nur der volle Glaube hiefür vermittelt gewesen, hätte ich nur meiner Zweifel und Bedenklichkeiten hierüber los werden können. In Thränen gedachte ich des seligen Glaubens der Kindheit, als ich die großartige Vorstellung des heiligen Grabes mit Felsen und Palmen an einem Seitenaltar der Kirche betrachtete; es stand ein Engel in Lebensgröße am leeren Grab und an der Wand waren mit Goldlettern die Worte geschrieben: »Er ist auferstanden und nicht hier!« — Die Worte klangen mir den ganzen Tag über in den Ohren, und stimmten mich zu unendlicher Wehmuth. Es war ein prachtvoller sonniger Ostertag, ich ging ins Freie hinaus und kam bis zum Währinger Friedhof, den belebtesten, das will sagen den betodtetsten in Wien. Wie in einem ungelichteten Urwald wachsen da tausende und tausende von hölzernen Kreuzen aus dem Boden, und ganze lange Gassen von steinernen Grabmälern machen den Ort zu einer eigentlichen Todtenstadt (Nekropolis). Von da begab ich mich auf den nahen Judengottesacker. Eben wurde eine Leiche herbeigeschleppt, und nach jüdischem Gebrauch in einem eigenen Waschhause vor der Beerdigung mit Wasser überschüttet. Ein unbeschreiblicher Schmerz lag auf den Gesichtern der Verwandten des Gestorbenen; — ich fühlte mich bei all meinen an Unglauben streifenden Zwei-

feln erst noch recht glücklich, daß ich ein Christ war, und hätte um Alles in der Welt kein Jude sein wollen. — Erst später konnte ich mir über meine damalige Stimmung Aufschluß geben. Wer in der Kirche erzogen ist und ihre Lehrworte vernommen hat, der vermag es nimmer, den Glauben radical aus sich herauszubringen; er kann gar nicht mehr radical ungläubig werden, und hat immer mehr Glaubensgehalt in sich, als er sich selber eingesteht. Dem verzweifelten Hinstarren der jüdischen Leichenleute gegenüber fühlte ich mich wie vom Morgenhauch der Erlösung angeweht; ich war mit Christus, dem ewigen Gottessohn und zum Leben wiedergekehrten Menschensohn, nicht zum vollen Bruch gekommen.

Es geht vielen Zweiflern so, wie es dem englischen Atheisten David Hume Esq. einmal ergangen. Die Geschichte ist meines Wissens ziemlich unbekannt (ich besitze selbe in einem Büchlein, welches zur Lebenszeit Hume's in London herauskam), darum mag sie hier ihren Platz finden. — Hume wohnte in der Neustadt zu Edinburgh. Die Neustadt ist mit der Altstadt durch eine schön gebaute Brücke verbunden, welche über einen Sumpf führt. Hume wollte nun einmal den Weg abschneiden und ging über einen aus Bretern gemachten Nothsteg; einige Breter brachen und der gottverläugnende Philosoph stack im — Schlamm und schrie schrecklich um Hülfe. Ein altes Weib eilte herbei; als sie aber Hume sah, verweigerte sie ihm die Hand zu bieten. Sie rief ihn an: »Was, Ihr seid ja Hume, der Gottesläugner?« — »Nein, nein, nein,« rief der Philosoph, »ich bin kein Atheist, Ihr verkennt mich, gute Frau, so wahr

Gott im Himmel lebt, Ihr verkennt mich!« »Nun,« erwiederte das Weib, »so laßt hören, ob Ihr den Glauben hersagen könnt.« Hume in der Todesangst, dem Untersinken nahe, begann: »Ich glaube an Gott den Vater, u. s. w. (I believe in God etc.) und sagte das Glaubensbekenntniß säuberlich in Demuth und Eile bis zum Amen herab. Dann wurde er von der alten Frau herausgezogen.

Ob dem David bei diesem nothgedrungenen Glaubenspsalter wirklich auch in seinem Geist ein Glaubenslicht aufging, oder ob ganz allein der thierische Selbsterhaltungstrieb (hier beim Menschen Todesangst genannt) ihn zu einer vollen Lüge bewogen hat — wer vermag das mit Sicherheit zu entscheiden? Sicher aber ist es, daß sehr häufig die docirenden Atheisten, wenn sie in die Lage gekommen sind, von Gott allein Hülfe erwarten zu können, den Verläugneten schneller, oft im Augenblicke der Gefahr, gefunden haben und ihn anerkannten, als sie ihn verloren haben, d. h. verläugneten; denn das Verläugnen des persönlichen selbstbewußten Gottes ist für den Menschen ein sehr mühseliges undankbares Geschäft; es ist nicht so leicht damit zu Stande zu kommen; mag man noch so viel bösen Willen im Herzen haben, und alle Fugen des Geistes mit dickem zähen Lehm der Negation verstreichen und verkleben, so zieht doch immer wieder der Glaube an Gott wie eine feine Lebensluft ins Haus des Geistes ein, und züchtigt den Menschen seines thörichten Beginnes wegen, wie es schon der alte David (der doch kein kleinerer Mann war als David Hume, der langweilige Esquire) im Psalter sagt: dixit stultus in corde suo, non est Deus!

Das Schuljahr nahte seinem Ende; außer vielen ganz unerheblichen Dingen entsinne ich mich nur noch einer großen Qual. Das Studium der Geometrie sparte ich mir auf die Zeit vorm Examen auf. Um ungestört zu sein, setzte ich mich in die Capelle, welche für den sonntäglichen Gottesdienst der Philosophen bestimmt war (zu den Jesuitenzeiten diente dieselbe Localität als Apotheke) und rüstete mich, an den hundert vollgeschriebenen Bogen mit aller Energie zu arbeiten. Ungefähr beim zwanzigsten Bogen entsank mir der Muth, der Kopf war angefüllt mit einem solchen Gewirre von Kreisen, Quadraten, Dreiecken, Polygonen, daß mir schwindelte, und nun sollte auf dieß Gepäck erst noch die Körpermaßlehre und die Lehre von den Kegelschnitten aufgeladen werden, ich fürchtete unter der Last zusammenzubrechen. Bald beschloß ich das weitere Studium ganz aufzugeben, um nicht in meinem Gedächtniß eine völlige Verwirrung anzurichten, und wenigstens das Erlernte unbeschädigt zu erhalten. Bei den Prüfungen hab ich nun schon öfter zu beobachten Gelegenheit gehabt, daß Strenge und Milde von Seite der Examinatoren wie Ebbe und Flut zu wechseln pflegen. Prüfungen sind eben auch menschliche Institute, und wo ist etwas Menschliches, das vollkommen wäre? Vor mir war eine gute Anzahl im Examen gefallen. Der damalige Prüfungscommissär, Decan Stöhr von Krems, äußerte sich zum Professor, daß der Vorgang doch etwas gar zu streng sei. Die straffen Zügel wurden nun nachgelassen, auf die Flut der Strenge folgte die Ebbe der Milde. Ich wurde glücklicherweise aus jenem Theile gefragt, den ich mir zu eigen gemacht. Ich war mit Dank

gegen die Vorsehung erfüllt, daß das erste Schuljahr der Philosophie gut vorübergegangen. Die andern Lehrgegenstände bereiteten mir für die Prüfung durchaus keine Furchtsamkeit.

Die Ferien im Jahre 1833 verlebte ich in Wien. In mein sehr geliebtes Heiligenkreuz machte ich mit einigen früheren Studienfreunden von Wien einen Ausflug — die Genossen setzten ihre Reise ins Gebirge fort, ich wollte aber einmal nach Neustadt, die einstige Kaiserresidenz (von Friedrich III. und Max I.). Es war mir zu thun, einmal ein Stück Fußweg zurückzulegen, von dem es der Mühe werth ist, auch sich hören zu lassen, wenn von Fußpartien geredet wird.

Wenn man im Leben so recht gewissenhaft alle Schritte zählen möchte, die aus irgend einer Art thörichter Eitelkeit geschehen sind, das gäbe gewiß eine ansehnliche Zahl. O vanitas vanitatum et omnia vanitas! O Eitelkeit über Eitelkeit, spricht der Prediger im alten Bunde — und Alles ist Eitelkeit, das wiederholt auch Thomas von Kempis, setzt aber noch hinzu: außer Gott zu lieben und ihm allein zu dienen. — Wenn man das so recht verstünde, würde man sich im Leben gar viel sehr unnöthige Schritte ersparen.

Da verließ ich nun um 2 Uhr Heiligenkreuz und ging ununterbrochen über Baden bis Neustadt, wo ich um 8 Uhr ankam. Unterwegs wäre ich bald für meine Wanderlust sehr gezüchtigt worden. Auf einsamer Straße im langwierigen und langweiligen Theresienfeld kamen mir auf kreuz und quer zuckendem Fuhrwerk vier Kerle entgegen, johlend

und lärmend, und mit weinglühenden Gesichtern, aus denen überdieß Gemeinheit und Rohheit leuchteten. Mochte sein, daß ich auf diese Cumpane einen gewissen Blick im Vorbeigehen geworfen, der ihnen von meiner innerlichen Verachtung Kunde gab: denn Einer aus ihnen schrie plötzlich: »Da haben wir Einen, den prügeln wir durch; weißt Du, wie den neulich bei Barndorf.« »Ja, ja,« scholl es von den Andern mit rauher versoffener Stimme, »der muß tüchtig geschlagen werden.« Sie hielten an, sprangen vom Wagen und ich bemerkte zu meinem Vergnügen, daß sie etwas taumelten. Daß es ihnen mit ihrem vorhabenden Vergnügen völliger Ernst war, zweifelte ich keinen Augenblick, denn von derlei Fällen hatte ich schon öfter reden gehört. Sie wollten mich ergreifen und liefen mir nach; — ich verließ aber die Straße und rannte über holperige Aecker, die Canibalen verfolgten mich — da kam mir nun die Turnübung vom Gymnasium sehr gut zu statten; ich übersetzte einen sehr breiten vollen Wassergraben. Als die Tölpel an selben kamen, wichen sie zurück, überschütteten mich mit Schimpfworten und zogen wieder gegen die Straße zu ihrem Wäglein. Es gab das Aussehen dieser Leute durchaus nicht Veranlassung, zu vermuthen, daß sie auf meine Habseligkeiten ausgingen; mir dünkten sie rohe Fleischhauerknechte oder Wirthe, die eben in der Trunkenheit Lust bekamen, einen geistreichen Spaß auszuführen. Nach Neustadt betrachtete ich, aber als Wagenreisender, den Typus von ein paar Städten des Ungarlandes: Eisenstadt und Oedenburg.

Nun begann der zweite Jahrescursus der Philosophie.

Ich und ein gewisser G. bezogen auf besondere Erlaubniß zusammen ein Zimmerlein außer der Convictsclausur im Collegium parterre. Die Convicte erhielten zu jener Zeit den Auftrag von der Studiencommission, in Zukunft Zöglinge nur in die 4. Gymnasialclasse noch aufnehmen zu dürfen. Wer vor oder noch in derselben schon Convictist war, durfte auch in die höheren Classen und in die Philosophie als solcher aufsteigen. Wer aber erst in die Philosophie aufgenommen worden, durfte nicht mehr bleiben. Dem Rector des Hauses war, wie er versicherte, leid um uns, er hätte uns gerne im Hause behalten; aber er wagte es nicht der Verordnung entgegen zu handeln, und setzte uns den Termin von October bis Ende December. In dem Kämmerlein lebte ich nun zwei und ein halbes Monat. Hier las ich unter Andern mit unermüdetem Eifer die sechs großen Foliobände der Pezischen Sammlung österreichischer Chronisten und Geschichtsschreiber: Scriptores Rerum austriacarum. Das erweckte in mir mit der Kenntniß der Geschichte eine große Liebe für Oesterreich, und die Gegend um Krems wurde mir besonders werth, war es doch klassischer historischer Boden. Ich fühlte zum ersten Mal so recht das Vergnügen zusagende Studien mit Lust und Liebe zu betreiben. Nebenbei ergötzte es auch meine jugendliche Eitelkeit: daß ich mir durch specielle historische Kenntnisse den (wenn auch sehr matt leuchtenden) Nimbus von Gelehrsamkeit aneignete, und daß der Professor der Geschichte ein gutes Stück auf mich hielt.

Zu gleicher Zeit las ich auch die Schriften Voltaire's. Wie fand ich mich da enttäuscht! Wie langweilig und

wie selten eine Witzoase in gedehnten Wüsten von Wortgewäsche! Wie flüchtig und alles Ernstes baar seine kritischen Aphorismen, seine Geschichtschreibung! Der Mann war eigentlich mehr Witzmacher in der Conversation; da werden von ihm wirklich prächtige Anekdoten erzählt; — so z. B. wie er einst auf demselben Corridor mit einem ihm höchst feindlichen Kritiker wohnte. Voltaire kommt nach Hause und findet auf seiner Thürtafel, wo sich die Besuchenden hinschrieben, das Wort: Schuft! mit großen Lettern. Voltaire kennt in den Schriftzügen die Hand seines feindlichen Nachbars, geht zu ihm und fragt: »Mein Herr, mit was kann ich Ihnen dienen?« Der antwortete pikirt: »Ich brauche Sie nicht, warum fragen Sie mich?« Voltaire sagt: »Sie waren bei mir, ich hab Ihren Namen auf meiner Thüre gelesen.«

In diesem Genre wird vieles Amüsante von ihm erzählt; ich meinte nun, seine Schriften seien eben so amüsant, da fand ich mich sehr getäuscht. Witzige Gedanken finden sich da wohl, aber sie sind zumeist so breit ausgeschlagen, so in die Länge gezogen, daß einem beim lesen vor langer Weile angst und bange wird. Daß man diesen wohl geistreichen und gewandten Wortspieler je einen Philosophen nennen konnte, zeigt von der großen Leere und Unwissenheit seines ganzen Zeitalters und aller seiner Anbeter. Rousseau baute wenigstens Systeme: darum ist er aber auch viel gefährlicher gewesen und ist es noch, weil er denkenden Menschen den Kopf zu verdrehen vermag, während Voltaire nur den civilisirten verkommenen Pöbel electrisiren konnte, und seine verderbliche Wirkung auf die

Massen ausging. Was Voltaire übrigens für ein unwissender und dabei gegen wahre Wissenschaft und ihre Träger neidisch erboster Wicht war, geht aus seinen eben so albernen als wegwerfenden Urtheilen über Cartesius und Leibnitz hervor, den ersteren nannte er einen Charlatan, und den Letzteren le gascon d'Allemagne. Voltaire verstand sicherlich keinen von Beiden.

Durch die Scriptores rer. aust. fand ich mich wieder auf historischem Wege der Kirche näher gezogen. War ich auch über die Glaubenslehren in steten Zweifeln und durchaus im Unklaren, so kam ich doch zur Ueberzeugung, wie die Feinde der Kirche, besonders die modernen protestantischen Historiker und Romanschreiber, furchtbare Lügner sind, und dem Mittelalter, das sie gar nicht verstehen, großen Tort und Schmach anthun. Die alte Zeit erscheint einem ganz anders, wenn man zu ihren eigentlichen Quellen zurückgeht und sie studiert, als wenn man sich begnügt das schmutzige Wasser zu trinken, was durch die Pfützen der protestantischen Geschichtsverfälschung durchgelaufen. Betrübend war es mir, daß ich mit meinen ringenden Gedanken immer allein stand, daß ich mir immer selber Bahn brechen mußte; ich glaube gern, daß vielleicht nicht wenige unter den Studierenden gewesen wären, die für gleiche Lectüre und für eine gesprächliche Erörterung darüber einen Sinn gehabt hätten, im Convicte aber lebte man von den andern Studierenden abgeschlossen.

Inmitte December besorgte mir der damalige Convictspräfect, Professor Seidl (er ist gegenwärtig Provinzial der österreichischen Piaristenordensprovinz), der mir eine wohl-

wollende Gesinnung zeigte, wofür ich ihm jetzt noch dankbar bin. für den übrigen Theil des Schuljahres ein ihm bekanntes Haus, als sogenanntes Kosthaus. Es war dieses beim Gutsbesitzer und Müllermeister Maurer, der die eine halbe Stunde von Krems gelegene Herrschaft Mühlthal sammt der sogenannten Jesuitenmühle besaß. Ich wurde nur auf besondere Anempfehlung des obgenannten Herrn angenommen; denn bei diesen sehr wohlhabenden Leuten war es durchaus nicht auf einen Gewinn abgesehen; sie gaben im Gegentheil tagtäglich armen Studierenden an einem eigenen Tisch die Mittagskost ohne Bezahlung. — Von mir wurde die Bezahlung nur ehrenhalber angenommen. Hier hätte ich nun ein sehr zufriedenes glückliches Leben führen können, wenn nicht die innerliche ganz unbefriedigte Stimmung und die so nahe bevorstehende Berufswahl mir immer ängstigend und quälend in den Weg getreten wären.

Das Gut Mühlthal liegt in einer herrlichen romantischen Gegend. Es gehörte vor der Aufhebung des Ordens den Jesuiten von Krems. Sie bekamen es als ein Legat von einer Gräfin Althann. Der gegenwärtige Bau ist von den Jesuiten aufgeführt, und war ihr Sommerhaus. Noch steht das Refectorium mit den alten Gemälden, und zur Zeit, wo ich im Hause wohnte, war die Capelle noch ganz in dem Zustande wie zur Zeit, als die Jesuiten dieselbe verließen. Im großen lichten Refectorium standen noch die Tische, Bänke und Sessel, die Wände waren noch geziert mit Bildern von Heiligen aus dem Jesuitenorden, sogar das Getäfel und die Thüren wie die Schnitzwerke ober denselben zeigten sich noch unverändert. In der großartigen lichten Hausflur

sind noch die lebensgroßen Abbildungen Carl VI. und anderer früherer Kaiser in zwei Klafter hohen, eine Klafter breiten geschabten Kupferstichen, wie sie zu jener Zeit Mode waren. Da ist noch das werthvolle marmorne Waschbecken vor dem Speisesaal, die kleinen Schublädlein in einem Wandkasten, in denen die Eßbestecke aufbewahrt wurden u. dgl. Man wird vielleicht in ganz Europa mehr kein Haus finden, in welchem selbst das kleinste Meublement, wie es die aufgehobenen Jesuiten im Jahre 1773 liegen ließen, mit so großer historischer Treue und Gewissenhaftigkeit aufbewahrt worden wäre. Ein dichter Laubgang von Sträuchern und Bäumen führt in gerader Linie vom hintern Theil des Hauses bis zu einer kleinen Muttergottescapelle, an einer Seite rauscht der Mühlbach aus dem Kremsflusse und erhebt sich ein steiler Berg mit Tannenwald und Felsenwänden wechselnd, auf der andern Seite sprudeln lustig viele Brünnlein zum Bewässern der Wiesen, die mit Aepfelbäumen bepflanzt sind. Der Baumgang mißt vom Hause bis zur Capelle genau die Länge der Peterskirche zu Rom (160 Wiener Klafter). Das großartige Gebäude ist mit sehr genauen Sonnenuhren an verschiedenen Seiten ausgestattet, wie solche Uhren in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehr modern waren. Ein nettes Thürmlein mit einer Schlaguhr und einer Aveglocke dient als Zierde der Bedachung, und hinter dem Thurm sieht man die schwarzen Nadelhölzer vom Bergesgipfel in den Hof herabschauen. Dieses prächtige Gut schenkte nun die erwähnte Gräfin Althann den Jesuiten. Was würde die fromme mildthätige Gräfin gesagt haben, hätte sie im Jahre 1775

von hiezu aufgestellten Beamten, Haus, Herrschaft, Mühle, Wirthschaftshof, Wald, Weingärten, Obstgärten, Gemüsegärten, kleine Unterthanenhäuser, ein eigenes Wirthshaus in einem stockhohen Gebäude, Gerichtsbarkeit, Jagdbarkeit, Fischerei, um den Preis von 10,000 fl. verschleudern gesehen? Hier pflegten nun an Ferialtagen im Sommer die Patres zu speisen und den Nachmittag zuzubringen. Auch fleißige Studenten wurden mitgenommen, und konnten sich im prachtvollen waldigen Parke erheitern. — Die Fenster meiner Wohnung zeigten kaum dreißig Schritte vor mir den Wald, und nach der rechten gelichteten Seite hin zeigten sich Anhöhen mit Weinbergen. Das war eine sehr romantische Wohnung. Jagdgewehre hingen neben dem Studiertisch und lockten mich fast täglich hinaus. Einigemal versäumte ich sogar das Collegium; so hatte mich die Waidmannslust in ihre mörderischen Kreise gezogen. Es mag dieses Herumwandern in Schnee und Nebel zur körperlichen Abhärtung beigetragen haben, Lectüre und Studium traten aber dabei etwas in den Hintergrund und mußten sich auf die Abendzeit beschränken. — Die Familie bestand außer dem Hausherrn und der Frau in einem Sohne, der um einige Jahre jünger war als ich, und zwei noch kleinern Töchtern. Es waren durchwegs seelengute Leute, und ich wurde wie das Kind im Hause behandelt. Der Sohn war geschäftig mir jeden Gefallen zu erweisen; er war Theilnehmer an meinen Jagdausflügen und an Spaziergängen, später an größeren Reisen. Wie lachte da der Frühling so herrlich bei meinen Fenstern herein, Linden, Fichten und

Tannen wetteiferten, um mir die Wohnung des Morgens, Mittags und Abends mit Parfüm zu erfüllen.

In kleinen Städtchen, wo Einer den Andern beobachtet, einer sich um die Verhältnisse des Andern bis ins Kleinlichste kümmert, pflegen sich auch die Originalcharactere mit allen ihren Ecken und Unebenheiten viel schärfer herauszustellen, als in einer großen Stadt. — Was gab es da in Krems besonders unter den älteren Leuten für höchst sonderbar komische Käuze! Man könnte ein ganzes Buch schreiben, wenn man dieselbigen mit ihren Eigenschaften und Lächerlichkeiten schildern wollte. Nur beispielshalber sollen hier ein paar aufspazieren. Es war da ein pensionirter alter Hauptmann, diesem schien es nicht unangenehm, wenn man sich laut in die Ohren raunte: er sei eines gewissen sehr großen und volksthümlichen Herrn natürlicher Sohn. Bei jeder Gelegenheit, auf die auch nur ein Schatten von Poesie fallen konnte, machte der gute Mann seine Courbetten auf dem Pegasus. Seine Gedichte waren unvermeidlich; natürlich wurden sie nie gedruckt, und er war froh, wenn er sie Abends in der Kneipe einigen Beamten und Spießbürgern vordeclamiren konnte. Er besaß schon so viele von ihm selbst geschriebene Werke, daß sein Erbe gewiß in einem strengen Winter sich acht Tage lang davon die Stube geheizt haben mag. Es ist sehr gut, daß die deutsche Sprache an sich keine Person ist, sie hätte sonst gewiß gegen Hauptmann R. wegen muthwilliger Beschädigung unzählige Mal Klage eingereicht. Einmal war in Krems ein großes Militärfest dem Helden Erzherzog Carl zu Ehren. Was konnte da gewisser sein als ein unausweichliches Gedicht

von Hauptmann R. Er beschrieb die Festlichkeit in Versen auf mehreren Bogen; unter andern hieß es:

»Da sah man Liebeshändel an
Soldaten und Mädchen — spinnen.«

Das hätte eigentlich auf deutsch heißen sollen: man sah Soldaten mit Mädchen Liebeshändel anspinnen. In ähnlicher Weise pflegte dieser grausame Tyrann und Kriegsheld in dem Gebiete der deutschen Wortfügung zu sengen und brennen, zu verwüsten und brandschatzen. Abgesehen von der Blutgierde, mit welcher er Wortleiber auf dem Schlachtfelde der Reimerei mit scharfem Schwert vom Schädel durch den ganzen Rumpf unbarmherzig in echt türkischer Grausamkeit spaltete, war Hauptmann R. der beste gemüthlichste Mensch von der Welt, der sein Leben zwischen Dichtgeschäften, Spazierengehen und Abends im Wirthshaussitzen höchst symmetrisch eingetheilt hatte; auch in diesem seinem Unterhaltungsleben pflegte militärische Accuratesse und gewissenhafte Genauigkeit als Grundlage zu dienen.

Eine Merkwürdigkeit anderer Art war der Kreiscommissär Baron X. — Einmal reiste Kaiser Franz durch das Städtchen Horn. X. wurde vom Kreishauptmann zu Krems, der eben verhindert war, nach Horn gesendet, um dem Kaiser bei der Durchfahrt im Namen des Kreisamtes die Aufwartung zu machen. X. kam von seiner Sendung zurück und konnte allenthalben nicht genug rühmen, wie freundlich der Kaiser mit ihm gesprochen. Da fragte nun einmal der Kreishauptmann: »Sagen Sie mir nun doch, was hat denn der Kaiser eigentlich zu Ihnen gesagt?« X. antwor-

tete: »Nun, es stand Graf Hoyos, der in Horn sein Schloß hat, beim Wagen und ich auch; und Hoyos bat den Kaiser um die Ehre, Se. Majestät möge in sein Schloß kommen. Der Kaiser aber sagte: »Sehen Sie, lieber Hoyos, das kann ich jetzt unmöglich; nachdem mich viele vom Adel in Böhmen ebenfalls einluden und ich es Ihnen wegen Zeitmangel abschlagen mußte.« Darauf sagte ich zum Kaiser: »Aber Ew. Majestät sollten doch die Gnade haben, dem Grafen Hoyos die Ehre zu erweisen.« — Da wendete sich der Kaiser eigens zu mir und sprach: »Reden Sie doch nicht so dumm daher, das geht Sie ja gar nichts an.« — Das war die Conversation mit Kaiser Franz, über welche sich X. nicht genug Rühmens wußte.

Einmal litt X. an einem gichtischen Uebel, das zog sich in den Kopf und verursachte ihm Schmerzen. Da wurde er nun in der Kanzlei einst bedauert von wegen dieser Wendung seiner Krankheit. X. erwiederte: »Ja, der Doctor sagte mir, es sei noch ein rechtes Glück für mich, daß sich die Krankheit auf keinen edlen Theil geschlagen hat.«

So gab es in den Spitzen der Kremsergesellschaft noch viele andere Originale, die einer breiteren Schilderung würdig wären.

Ein Bursche aus dem Volke zwischen 30 — 40 Jahren hatte den Spitznamen »der Pfarrer von der Gänsweide.« Er nährte sich vom Betteln. Alltäglich fand er sich auf der sogenannten Gänseweide um 12 Uhr Mittags in einer kleinen Capelle zwischen Felsen und Weingärten ein und hielt dort eine Predigt an eine halbe Stunde lang. Er war in der Gegend bekannt, es hörte ihm nie ein Mensch zu, höch-

stens Kinder standen bisweilen heraußen und lachten. Wenn er so recht in die Begeisterung kam, heulte er wie ein Schakal. Die Leute, die an der Straße vorübergingen, oder zu Sommerszeit in den Weingärten arbeiteten, pflegten zu sagen: »Es ist 12 Uhr, der Pfarrer von der Gänsweide haltet seine Predigt.« — Derlei Originale in den verschiedensten Fächern gab es nun zu **Krems** eine große Menge; es gewährte mir einiges Vergnügen, mich in die Lebensgewohnheiten derselben hineinzudenken und darüber psychologische Betrachtungen anzustellen.

Einige Conversationen blieben auf mich nicht ohne düsteren Einfluß. Ein Studierender der Medicin (nachmaliger Doctor und Professor der Medizin an der Universität zu Lemberg, auch medicinischer Schriftsteller und bereits todt) kam auf Besuch nach Krems. Ich brachte mit demselben einige Nachmittage zu. Er war unläugbar ein sehr talentirter Mensch; aber ganz in das kranke Sonnengeflecht materialistischer Weltanschauung hineinverflochten. Ich machte mit ihm Waldwanderungen, und wir philosophirten gewaltig über Gott, Geist und Natur, er ließ nur die letztere gelten und erklärte den Geist als eine bloße Potenz derselben, und Gott war ihm gleich 0, nur ein leeres Wort, ein hohler Begriff. Er suchte sehr Propaganda zu machen und besaß bedeutende Sophistik. Mir wurde angst und bange, den Materialismus so nackt in seiner vollen Verzweiflung an mich herankommen zu sehen; in unsern Schulbüchern war auf Zeitansichten gar keine polemische Rücksicht genommen, und so stand ich nun da ganz in seine Hände gegeben. Endlich fragte ich: »Sagen Sie mir nur, wenn sich nun die Sache

verhält, wie Sie mir vordemonstrirt haben, was soll man denn da thun? Da ist ja jeder Tag des Lebens eine Hölle; hat man keine Hoffnung auf ein Jenseits, so wäre es ja viel besser Thier zu sein als Mensch, und gar nicht sein noch besser als Thier oder Mensch sein.« »Ja wohl,« erwiederte er, »mich genirt aber der Gedanke nicht viel; und selbst vorm Tod hab ich keinen großen Schrecken. Ich denk mir halt, hin ist hin.« Ich meinte: mich genire der Gedanke sehr, denn das Leben an und für sich, ohne Gott und ohne Jenseits, sei eine höchst elende Geschichte, und die herrliche Natur sei nur eine großartige Tragödie; was hab ich an diesen Felsentrümmern und an den Wald- und Nadelhölzern und an der perlenden Quelle und am murmelnden Bach und allen Blümlein und Wiesenteppichen, das ist doch nur Moder und Fäulniß, und wenn ich da nur ein chemischer Organismus bin, der auch wieder in Moder und Fäulniß auseinander geht, so weiß ich nicht wozu ich die Qual des Lebens ertragen soll.« — »Ist auch gar nicht nothwendig,« entgegnete mir der medicinische Philosoph lachend. »Pulver und Blei haben Sie ja, knallen Sie sich eine Blaue vor's Hirn und aus ist der Spaß.« — »Ei,« erwiederte ich, »da könnte man in der That sagen: Wer Ihnen etwas glaubt, der ist erschossen. Was aber das Erschießen anbelangt, so erfordert dieses doch einige Ueberlegung. Ich muß eher zur Ueberzeugung gelangen, ob denn Sie auch Recht haben, und ob Ihre Ansicht die wahre ist. Wenn man's gewiß wüßte, daß es nach dem Tod aus ist, sagt Shakespeare, oder läßt seinen skeptischen Helden Hamlet so sagen, dann wäre es freilich besser, dieß Leben, durch Wider-

stand, d. h. durch Selbstmord zu enden, als seine Qual länger zu ertragen. Aber Sein oder Nichtsein, das ist eben die Frage. Und glauben Sie, weder Shakespeare noch sein Hamlet sind dumme Kerle!« — »Shakespeare?« entgegnete mein Widerpart mit einem stolzen Hohn, »Shakespeare gilt mir mit seinen philosophischen Ansichten keine Prise Tabak, er lebte noch in dunklen Zeiten, von denen er beeinflußt war; lebte er in unseren Tagen und wären ihm die neuesten Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften bekannt gewesen, er hätte ganz anders gedichtet. Was er von Gott, Jenseits, von Religion überhaupt gehalten, ist veraltet wie die Götter des Sophokles, dafür gibt der Jude nichts.« — —

In diesem hier angedeuteten Genre philosophirte, oder besser schwätzte ich mit dem Mediciner. Es ist immer gut, wenn der Mensch irgend ein Heiligthum des Glaubens hat, das ihn mit dem wahren und rechten Glauben, mit der Erkenntniß Gottes und seiner Offenbarung in einem, wenn auch noch so losen Zusammenhang hält. Daß nun der Mediciner meinen Shakespeare so geringschätzig behandelte, konnte ich ihm nicht vergeben und ich dachte mir innerlich: Gegen Shakespeare ist der Bursche doch nur ein aufgeblasenes Studentlein, das sein bischen Gelerntes aus Anatomie und Physiologie, aus Chemie und Mixturmacherei nicht hoch genug anschlagen kann. Was ist er und Shakespeare? vom Shakespeare wird wenigstens die Welt noch reden, wenn das letzte Bröcklein Schädelknochen von dem angehenden Hippokrates in Atome zerstäubt ist! — So dachte ich mir, nachdem ich von ihm geschieden. Sonderbar,

daß er vom persönlichen Gott, daß er vom menschgewordenen Logos, von der Kirche nichts wissen wollte, das legte ich ihm nicht als Hochmuth und Aufgeblasenheit aus, daß er sich aber über Shakespeare erheben wollte, daß er meinte den Heros der Dichtkunst geringschätzig behandeln zu dürfen, das brach ihm in meinen Augen das Genick, das brachte ihn um jene Achtung, in welche er mich früher mit seiner großen wissenschaftlichen und naturhistorischen Prahlerei wie ins Bockshorn hineingetrieben.

Im Vorbeigehen muß ich hier bemerken, daß ich Shakespeare nicht oberflächlich, sondern kritisch las; besonders auf Stellen, die einen religiösen Inhalt besaßen, suchte ich das Augenmerk zu wenden. Ich wunderte mich wie dieser Dichter — doch als Protestant, mit so großer Werthschätzung von den Sterbsacramenten den Geist von Hamlets Vater sprechen läßt; so etwas konnte man bei deutschen Protestanten (Schiller in Maria Stuart ausgenommen) in ihren Dramen nimmer mehr finden. Es sagt nämlich der Geist (1. Act, 5. Scene):

»Thus was I, sleeping, by a brothers hand,
Of life, of crown, of queen, at once despatch'd:
Cut off even in the blossoms of my sin,
Unhousel'd, disappointed, unanel'd:
No reckoning made, but sent to my account
With all my imperfections on my head.«

(So ward ich schlafend, von des Bruders Hand, von Leben, Krone, Königin in Eins getrennt, dahingerafft in voller Sündenblüthe, ohne Abendmahl und Beicht und letzte Oelung, mit ungeschlossener Rechnung ins

Gericht gesendet mit dem schuldbeladenen Haupte.) — So ließ Shakespeare den Geist im Hamlet reden, und Hamlet wurde doch vor dem Hofe der Königin Elisabeth aufgeführt! Das Stück war wie der Shakespeare-Kritiker Malone mit Sicherheit angibt, 1596 produzirt, und Elisabeth starb erst sieben Jahre darnach, 1603. — Ueber diese Stelle nun vermochte ich nicht leichtsinnig hinauszukommen, mit der flachen Erklärung, Shakespeare habe als Dramatiker sich in die Zeit, in der Hamlet spielt, hineingedacht und die Personen so reden lassen, und die Rede des Geistes sei nur, wie der ganze Geist ein Reflex, ein Hirngespinnst des lebenden Hamlet! — Diese Erklärung hielt ich eher für eine Ausflucht von protestantischen oder ganz ungläubigen Auslegern, denen die Stelle unbequem war. — Als mir jüngst eine Schrift: »Ueber Shakespeare's religiöse und ethische Bedeutung von einem H. Rietmann Verbi divini minister« aus der Schweiz (St. Gallen 1853) unterkam, bewunderte ich die Naivetät dieses Mannes, mit welcher derselbe den großen Britten um jeden Preis verprotestantete. Rietmann sagt: »Shakespeare, sei in Ländern römischer Kirche so wie in methodistischen Zwanganstalten nicht gekannt, oder verkannt;« weil »da das Subject nicht zu seinem Rechte kommt, wo der Mensch äußerlich und innerlich gebunden und seine geistige und religiöse Entwicklung gehemmt ist.« — Was doch so ein Landpastor für ein eingebildeter selbstgenügsamer, in fixe Ideen verrannter Hansdampf sein kann! Rietmann soll einmal ein Shakespearestück in Wien anschauen, so werden ihm die Schauspieler in Bern und Zürich dagegen wie hölzerne Nußkna-

ker vorkommen; — oder — er hält auch da noch an seinem Wahne fest, und sagt auf die Art wie Julius Cäsar: Shakespeare wird im protestantischen Dorftheater besser gespielt, als in einer katholischen Residenz. — Rietmann sagt auch: »Gott im Menschen und der Mensch in Gott, so lautet die Devise der wahren Welt- und Kunstbefreiung. Das ist die Devise der modernen Weltanschauung. Vereinigung eines transcendenten und immanenten Gottes, die Devise des Protestantismus, die Devise der Shakespeareschen Kunst.« — Was für ein heilloser Unsinn mit philosophischen Worten getrieben!

Außer dem zuvor erwähnten Medicus machte ich öfter mit einem Collegen meines Studienjahres philosophische Spaziergänge. Auch dieser wurde später Doctor der Medicin. Er war ein talentirter Mensch, aber schon ganz und gar im Unglauben verrannt. Ein alter Beamter lieh ihm Werke über die spinozistische Weltanschauung, sein Gott war nun Spinoza und er suchte ihn auch zu dem meinigen zu machen. Im Wesen dieses Collegen lag etwas Düsteres, aus seinen Zügen sprach die innere Zerfallenheit, er war überhaupt gegen alle existirenden Zustände nur giftig und gallig zu sprechen, und hielt, wie ich vernahm, im Jahre 1848 sehr mit den Rothen. Da Niemand eine Ahnung haben kann, wer der Mann ist, so halte ich diese Bemerkung für keine Denunciation. — Uebrigens ist es ja hie und da sogar eine Empfehlung und eine Bahn zu Auszeichnungen mit den Rothen gehalten zu haben! Doch zurück auf meinen Heidenmacher. Er turbirte mich mit seinen eingeleierten Sentenzen über die Maßen, und das belebende Agens, das All

und Eins« das: »Gott in der Welt, und: die Welt in Gott,« brachte mir viele trübe Stunden. Ich gerieth in einen halb verzweifelten Zustand, und einige Male geschah es, daß ich in der Waldeinsamkeit die Flinte, welche wegen Jagdzufälligkeiten meine stete Begleiterin war, von der Schulter nahm und in den Rasen warf, mich aber unter einen schattigen Baum legte und bitterlich zu weinen anfing.

»Alles Edle und Große, was die Welt je gesehen; jedes Opfer, das Menschen aus Liebe zu ihren Mitbrüdern je gebracht — alles, alles nach dem Tode aus! Der todte Mensch nicht mehr, als der abgestreifte Natternbalg, der neben mir liegt auf dürrem Steingerölle, oder als der Nußhäher, dem ich eben das Lichtlein ausgeblasen und dessen blutiges Köpflein mit halbgeschlossenen Augen traurig hinabhängt über sein struppiges, wie im Todesschmerz aufgewühltes Gefieder.«

»Das Menschengebilde nichts als eine Verschmelzung von unzähligen Thier- und Pflanzenleichen, die der Leib in sich aufnimmt, die er sich assimilirt, denen er seinen kurzen Kreislauf im Spiralgewinde der Tage verdankt! — Und kaum tritt der Tod ein, so sucht, am weiland gefräßigen Erdklumpen die beleidigte stark mitgenommene Thierwelt sich zu rächen; achtundzwanzig Arten von Leicheninsecten hat die Wissenschaft der Todten bereits zusammengezählt außer der gemeinen auf jedem Cadaver fast sich einstellenden musca tachina. Da sind diese kleinen Kerle eingeladen zu ihrem geräuschlosen Festmahl, und liefern Variationen zum schönen Lied: »O süße heilige Natur,« das schon Kotzebue von den romantischen Fräulein in seinen Komödien singen läßt.

Was hatten die Aegypter davon, daß sie den Thierlein ihren ihnen von Rechtswegen (nach dem Naturrecht) gebührenden Schmaus nicht vergönnen wollten, daß sie die Todten kunstreich balsamirten, um die körperlichen Schemen ihrer Lieben zu erhalten, die sie dann »Gabaras,« die heilig Verwahrten genannt! — Ob heilig verwahrt durch Balsam, oder lustig im Gastmahl verzehrt von den neunundzwanzig Gattungen der hungerigen Leichengäste, das ist doch für den Todten ziemlich Alles eins! — Ist nicht am Ende die Erde auch ein solcher Leib, auf dem wir als Insecten herumkriechen, nur daß er Jahrtausende braucht bis er verzehrt ist? Aus dem offenen Steinbruch gähnen mich die Millionen versteinerter Muschelthiere an, die vor Jahrtausenden gelebt, und die mit den Mammuthsknochen und mit den wunderlichen Holzgebilden der Steinkohle eine untergegangene Pflanzen- und Thierwelt verkünden! Hat nicht auch die Erde ihr Skelet aus Granitfelsen und ihre drei Blutformen als Lymphe, Venenblut und arterielles Blut, und zwar im atmosphärischen, im Meer- und Quellwasser, die auch wesentlich von einander sich unterscheiden, und die den Erdenleib im Scheinleben erhalten! Ewiges Ringen von Aufleben und Absterben! Ewiger Jammer! O süße heilige Natur! Süß: vielleicht weil du Süßholz und Zuckerrohr und Runkelrüben producirst! heilig, weil der Reimmacher noch ein schönes Beiwort brauchte, um die Fäulniß zuzudecken. Ich kann in der Natur keine Heiligkeit finden! — Es weht ein Odem der Trauer und Verzweiflung durch die ganze Natur! Nur ein blöder Einfaltspinsel kann sich von den gewirkten Blumenteppichen des Frühlings zur Be-

geisterung aufregen lassen; die bunten Wiesen sind ja doch nur Leichentücher, und die Blumen sind gleich den Rosen, die man in einen Sarg streut, um den Leichengeruch ein wenig zu verdrängen. Die deutsche Poesie widert mich an wie die römische und griechische; durch alle Blüthendüfte weht scharf der Leichengeruch und aus allem Weihrauch, der zum Naturcultus verdampft wird, stinkt die Sterblichkeit. Verwesung! Ein Wesen wird zum andern; nur kurze Zeit lang erhalten sich die Gebilde, um wieder auseinander zu fallen! Und der Mensch, sein denkender, sich erkennender Geist auch mit hineingezogen in den Kreislauf des Werdens und Vergehens? Das ist die Frage, die wie ein schwerer Stein auf der Brust liegt, und von der man sich mit allem Klingklang der kostbarsten Reimwerke nicht befreien kann! In der That, das Menschenleben ist Mühsal und Elend!«

»Und um eines so elenden Lebens willen nun sich hinabplacken sollen mit widerlichen Brotstudien, um in der Welt eine kleine Bedeutung, ein Plätzlein zu erlangen, zum Altwerden und Absterben, das sind schöne Aussichten. Was nun ergreifen: Theologie? ohne Ueberzeugung? das wäre eine zweite Hölle zu jener, die schon da ist. Jus? das verschlungene Machwerk alter Gebräuche und neuer Zwickscheeren von Satzungen, die in der Hand des rechtlichen Mannes dem Recht einen kleinen Sieg verschaffen können; das aber dafür von hundert Betrügern durch Kniffe verdreht wird; immer Zank und Hader vor Augen zu haben und davon zu leben, oder sich tagtäglich einzuspannen im Treibrad einer Kanzlei, gedankenlos wie der nagende Holzwurm Papiere und Tinte zu consumiren; oder Mediciner werden,

und immer und ewig das Verblühen und Verwelken, den Verfall und die Zerstäubung der täuschenden Blüthe, Mensch genannt, vor Augen zu haben, und abgesehen, daß man dem Tod nicht entfliehen kann, auch seinem beständigen Anblick nicht entfliehen zu können, und tagtäglich im Mitleid mit den Kranken und Sterbenden, mit dem Tode zu ringen oder hart werden wie ein Fleischhauerknecht, den Menschen das elende siechende Leben mit allen Mitteln der Kunst zu fristen, da es doch besser wäre, ihnen einen Trank zu geben, daß sie einmal ausgelitten haben; dareinzublasen, um das prasselnde flackernde Licht auszulöschen, statt es zu martern, daß es noch eine Zeit lang zehre an den paar Oeläuglein, die in der Lebensschale spärlich noch herumschwimmen?«

Von solchen und ähnlichen Gedanken war ich oft bewegt. Endlich gelangte ich auf eine eigenthümliche Weise zu einem provisorischen Ruhepunct, wenigstens in Anbetracht des nächsten Schuljahres.

Je mehr ich im Gewirre der Zweifel herumschwamm, in welchem ich dazu nach ex offo von einem alten Professor aus der josephinischen Zeit, der nebenbei auch noch (sehr wenig zur Ehre Gottes) mit der Priesterweihe versehen war, festgehalten wurde, desto mehr fühlte ich ordentlich, wie ich hoffärtig und aufgeblasen wurde; der uralte schon bei den Griechen erfundene Satz, oder vielmehr Spaß: Die wahre Wissenschaft bestehe darin, zu wissen, daß man nichts weiß, sollte mich aller Mühen entheben, hier war die Wissenschaft und das Forschen zu Ende; denn dieser Satz ist ja Hohn auf alles Streben nach Licht — er ist

das Siegel eines lebensmüden Forschers, mit dem er seine Bücher verpetschirt — er ist aber auch eine faule Haut, auf welche sich jeder dumme Junge legen kann, um blasirt auszurufen: »Ich habe die höchste Lebenswissenschaft errungen, ich weiß, daß man nichts wissen kann.« — Wer es aber mit der Wahrheit und mit dem Suchen derselben ernstlich meint, der wird sich mit dem hellenischen Kopfkissen ausgestopft mit Nichtswissen nicht lange zufrieden geben.

Mit ein klein wenig christlicher Philosophie hätten die Studierenden eine rechte Naturanschauung gewinnen und die verwickelten Knoten im Naturleben der Erde und der Sternenwelt sich lösen können. Aber man wollte die Nacht der heidnischen Doctrinen nicht mit dem Licht der christlichen Wissenschaft beleuchten lassen (denn es wäre damit wahrscheinlich zugleich die unchristliche Unwissenheit vieler Herren ins rechte Licht gestellt worden), und so wurden denn nun gerade die lesenden, wissenschaftlich strebsamen Studenten ihrer Desperation überlassen. Man stellte als Grundsatz auf: »Sehe jeder wie ers treibe.« Am Ende sah man es auch, wie es Viele mitsammen getrieben! Das war unangenehm. Wer nun aber dem Skepticismus systematisch anheimgegeben wird, bei dem kommt auch der albernste Hochmuth zum Vorschein. Den trug ich denn nun auch zu jener Zeit in einer ungeheuren Folioausgabe mit mir herum.

Wenn ich Klosterbibliotheken ansah, so nahm ich mir öfter die Freiheit, bei den Bücherstellen, auf denen die Kirchenväter standen, mit sehr albernen dummen Witzen mich breit zu machen. Jetzt, nachdem ich die Kirchenväter zum

Theile kenne und gelesen habe, gestehe ich diese meine Thorheit mit tiefem Erröthen; leider wurde ich zu meiner damaligen blöden Verachtung der heiligen Lehrer — durch ein paar ebenso unwissende als aufgeblasene Geistliche gebracht, mit denen es auch, wie ich später erfuhr, in übrigen Angelegenheiten nicht ganz sauber aussah. Die Gesellschaft dieser Herren war nicht der Gegenstand meiner Wahl; ich sah sie zufällig einige Mal in einem Kloster; und da ich über Aesthetik etwas wußte, mit welcher sich diese Herren breit machten, weil sie in einigen Novellen und Theaterstücken bewandert waren, so sprachen sie mit mir, der ich ein gleiches Interesse für jenen Kunstzweig an den Tag legte, und der ich auch, was meine Einbildung und Selbstschätzung anbelangte, mit den Herren auf einer gleichen Stufe stand. — Einerseits muß ich jetzt lächeln über die wirklich aufrichtige und wohlgemeinte Verachtung, mit welcher ich auf die gewichtigen Bände der SS. Patres, die gewöhnlich in unteren Bücherstellen postirt sind, herabsah. — Daß ich von diesem blöden Zustande besessen war, ist mir in der Folge öfter zu Gute gekommen. Ich konnte mit jungen Leuten der studierenden Classe, die mit denselben Gedanken und Hoffartsauswüchsen in Beziehung auf kirchliche Wissenschaft überhaupt behaftet waren, ohne alle Bitterkeit sprechen, weil ich mich in ihre Gedankenwelt und in ihre Zuständlichkeiten, die auch einmal die meinen gewesen, vollkommen hineinzustellen vermochte.

Ueber die Kirchenväter sollte meine bornirte, selbstgenügsame Ansicht bald erschüttert werden. Von Wien nahm ich mir aus dem Bücherschrank des väterlichen Hauses einige

Bände mit, unter anderen mehrere Theater von Friedrich Ludwig Zacharias Werner, welchen mein Vater seiner Predigten wegen sehr verehrte. Auch ich sah noch den hageren Mann auf der Kanzel der Augustinerkirche. Er starb im Jahre 1823, ich war damals, als er noch predigte, ungefähr 9 Jahr alt und weiß mich auf nichts mehr zu besinnen, als daß er die Worte zum Zeichen des Kreuzes in einem fremdländischen Dialecte sprach, und daß in der Kirche ein großes Gedränge herrschte, sie war ganz überfüllt.

Als ich nun einmal in Krems unter den Theatern von Werner herumkramte, fiel mir ein Buch in die Hände, welches dem gleichen Einband mit den Werner'schen Schriften seine Mitreise verdanken mußte, denn es war nur aus Versehen und nicht absichtlich mitgekommen; dieses Buch war eine deutsche Uebersetzung der Bekenntnisse des heiligen Augustinus. Ich schlug es auf, und las bald hie bald dort ein Stück, und sagte anfangs zu mir ungefähr: »Sieh doch, das ist gar nicht übel, der Mann scheint Geist gehabt zu haben, er weiß interessant zu schreiben.« — Und so ließ nun ich, der Studiosus des zweiten Jahrganges der Philosophie an der Kremser philosophischen Lehranstalt, dem heiligen Augustinus Gnade angedeihen! — Was so einem armen heiligen Kirchenlehrer nicht für allerhand seltsame Ehren passiren können, auf welche auch nur entfernt zu denken demselben während seiner Lebenszeit gewiß nie eingefallen sein dürfte! Ich nahm mir vor, das Buch von Anfang ganz und ordentlich durchzulesen, und siehe da, — mein anfänglich allerhöchst gnädiglich gewährtes herablassendes, stummes Beifallsnicken über Passagen, »die

gar nicht übel waren,« wurde am Ende des Buches zu einem stummen, demüthigen Verbeugen, und Veranlassung zu nachhaltigem Nachdenken. — Der Inhalt dieses Buches hatte mich gepackt, der war einmal in mir; er zertrümmerte meine hoffärtige Skepsis so sehr, daß sie mir nicht mehr genügen konnte; ich bekam einen Respect vor der Theologie, und gelangte, in Anbetracht der nahen Berufswahl, zu folgendem, oben schon angedeuteten provisorischen Resultat: »Kannst Du innerlich Sicherheit und Ueberzeugung vom Glaubensinhalt der katholischen Kirche und Lehre erlangen, so ergreifst Du den geistlichen Stand. Jedenfalls aber gehst Du ins Seminar und bleibst daselbst wenigstens Ein Jahr lang. Willst Du wieder austreten, so ist immer noch Zeit genug, etwas Anderes zu ergreifen.« — Von meinem vorhabenden Schritt sagte ich aber keinem Collegen etwas, und theilte denselben erst meinen Aeltern mit, als ich nach Wien kam.

Diese freute mein Entschluß sehr, obwohl ich selben unter der Form mittheilte: Ich werde Theologie probiren und ins Alumnat gehen. Der Vater meinte: »er wolle mir bei der Standeswahl durchaus keinen Zwang anlegen, — wolle ich Jus studieren, oder mich auf Medicin verlegen, so wird er schon auch ferner die nöthigen Kosten bestreiten, und mir ein eigenes Studierzimmer herrichten lassen, da könne ich dann im Falle des medicinischen Studiums mit meinen Schädeln und Knochen ungenirt schalten und walten!« — Ich blieb aber bei meinem Vorhaben stehen. Ueber den weiteren Verlauf der Aufnahme und des Eintrittes ins Wiener Alumnat wird später noch Einiges nachfolgen.

So war denn auch die Zeit für mich vorübergegangen — welche der protestantische Theologe Hagenbach in seiner Dogmengeschichte (Leipzig, Waidmann 1847) selbst eine auch schon im Protestantismus überwundene nennt, da er sagt: »Die Zeit ist vorüber, wo man mit Mosheim (dem protestantischen Theologen des vorigen Jahrhunderts) zu reden, in den Kirchenlehrern »nur finstere vermauerte Köpfe,« und in der Dogmengeschichte »nur eine Rumpelkammer menschlicher Narrheiten und thörichter Meinungen« erblickte, wie Rosenkranz sich ausdrückt.

Das vorgesteckte Ziel gewährte meiner Aussicht für die nächste Zukunft wenigstens — einen Ruhepunct. Ich wurde heiterer, und das Leben lachte mich wieder an und stimmte mich zur Vergnüglichkeit. An Sonntagen geschah es in der Sommerszeit zumeist, daß die Familie Maurer zu Verwandten in der Umgegend fuhr, wo es allerhand Festlichkeiten gab, die in sehr scharfen Essen, wie sie in jener Umgegend Mode sind, bestanden. Im Herzen Oesterreichs kann man es so recht erleben, was dieses Land für ein herrliches Land ist. Es ist gesegnet mit dem besten Weine und edelsten Obst im Ueberfluß, mit Wild und mit Fischen aller Art, mit dem feinsten Weizen, und mit einem Luxus in Mehlbereitung und Brotbacken, wie er sich bekanntlich auf dieser Welt nirgends anders mehr findet. — In wohlhabenden Landfamilien herrscht bei festlichen Gelegenheiten ein Ueberfluß bei Gastmahlen, von dem man sich schwer einen Begriff macht, wenn man ihn nicht mit angesehen. An Kirchweihfesten und bei Schulprüfungen müssen nun auch Pfarrer auf besser dotirten Pfründen einen gewissen

Ueberfluß entfalten. Da erinnere ich mich, daß ein Gutsherr, Graf N., aus der Umgegend beim Pfarrer zu X. zur Schultafel geladen war. Als nun mehrere Wildprete nach einander aufgetragen wurden, äußerte der Graf — dessen Tischnachbar ich eben war — zum Pfarrer: »Aber Herr Pfarrer, Sie bringen uns ja mit dem Essen völlig um.« Der Pfarrer wollte die Höflichkeit erwiedern und sprach: »O ich bitte Eure Excellenz, das ist gar nicht möglich.« Als Compliment war das sehr übel — als Witz sehr gut.

Es könnten beim Durchlesen obiger kleiner Begebenheiten und Bemerkungen aufs Neue bei manchen verehrten Lesern (wie schon früher angedeutet) allerhand Fragen entstehen, von denen wir im Vorbeigehen, weil wir eben daran denken und unsere Leute zu kennen die Ehre haben — einige hier anführen und betrachten wollen: »Warum spricht der Verfasser so wenig von seinen Studien und so viel von seinen Unterhaltungen und Vergnüglichkeiten, von Spaziergängen und vom Essen und vom Trinken?« Die Antwort ist einfach. Den Verfasser interessirte die Unterhaltung viel mehr als das Studium der Schule, wie es bei jungen Leuten in der Regel der Fall ist, und der Verfasser hat durchaus nicht im Sinne, sich schön zu machen und weiß zu brennen; er will sich so darstellen, wie er war, und nicht wie er hätte sein sollen. — Und es wird wiederum Andere geben, die einwerfen: »Man liest da allerhand vom Suchen der Wahrheit; vom Lichte in der Wissenschaft, vom Forschen und vom Lesen, vom Herumphilosophiren und vom Herumreden, man liest aber gar nichts vom Beten und

vom Vertrauen auf die Gnade Gottes, die den Menschen erleuchtet und ihm den rechten Weg zeigt.«

Auch für diese Fragen gibt es eine Antwort. Die Wege der Gnade Gottes sind sehr verschieden; die Gnade aber wird durch die Vermittlung Christi und seines fortgesetzten Erlösungssegens in der katholischen Kirche ausgegossen; in der Kirche gibt es aber verschiedene Gaben und verschiedene Dienste, wie es der Weltapostel selber erklärt, es gibt in der Kirche aber auch Lehrer, die entweder predigen und wirken im lebendigen Wort, oder die belehren durch die Schrift. Auch die Schrift, auch die Wissenschaft ist eine Vermittlung der Gnade Gottes in der Kirche von jeher gewesen; sonst hätten ja die heiligen Lehrer rein umsonst sich mit Denken und Schreiben eine Plage auferlegt. Auf demselben Wege, auf dem der Unglaube und der Zweifel an den Menschen herankommt, auf demselben muß er ihn auch zu vertreiben suchen. Kommt er durch's Lesen schlechter Bücher, so sind Bücher, welche der Wahrheit dienen und sie vertheidigen lehren, auch Werkzeuge der Gnade Gottes, und der aufrichtige Wille, die Wahrheit zu finden, und das aufrichtige Suchen derselben im Denken und Leben, in der Wissenschaft und durch einen sittlichen Wandel, das gilt sicher vor unserem Herrgott auch als ein Gebet, dem er die Gnade und Erhörung nicht versagen wird.

Was aber das Reden und Berichten vom selbstverrichteten Gebete anbelangt, so habe ich hierüber meine eigenen Gedanken; ich will sie nicht als die richtigen, unumstößlichen, sondern eben nur als die meinigen hinstellen. Das Reden vom eigenen Gebete und von den verliehenen Gna-

denerleuchtungen hat etwas gewissermaßen sehr Widerliches an sich, und ist durch die salbungsvollen Tiraden des protestantischen Muckerthums, das sich auch Katholiken mitunter zum nicht sehr empfehlenswerthen Muster genommen haben, in einen ziemlich üblen Credit und Geruch gerathen. Vom gethanen Gebet soll in der Kirche Gottes keine prahlerische Rede sein. In der Kirche wird wohl zum Gebet geläutet, wenn aber das Gebet geschehen ist, so pflegt man solches nicht an die große Glocke zu hängen.

Leute, die von ihrem vielen Beten den Mund voll haben, und welche die Gnade Gottes häufig auf der Zunge führen, habe ich mehr fürchten als lieben gelernt, und das Muckerthum liebe ich unter keinerlei Form und Gestalt. Ich kann mir von keinem der heiligen Apostel denken, daß er muckerische Kopfhängerei und süßliches Gewäsche gepflogen hätte, und der Jünger der Liebe, der heilige Johannes, sah den Muckern von heute so unähnlich, als die Sonne der Nacht unähnlich ist. — Neuere katholische Schriftsteller und Schriftstellerinnen Frankreichs, besonders im Novellen- und Memoirenfache, haben hierin eine Gewohnheit, die nicht den besten Eindruck macht; man liest da häufig: »dann gingen wir in die Vesper,« »dann gingen wir zur h. Messe,« »dann beteten wir unser Abendgebet,« »dann beteten wir einen Rosenkranz« u. s. w. Das macht sich gar nicht gut. Es ist besser die Früchte des Gebetes in der Handlungsweise darzustellen, als mit den Gebetesblüthen vor der Welt ein kokettirendes Spiel zu treiben, und den Lesern den Wohlgeruch der eigenen Heiligkeit unter den verschiedensten

Vorwänden und den gesuchtetsten Manieren beständig unter die Nase zu reiben.

Ueber Grund und Wesen des Pietismus, der eine rein protestantische Grundlage hat, Weiteres zu sprechen, wird sich einmal Gelegenheit darbieten.

Es sind hier noch einige Reminiscenzen an Krems zu erwähnen, und zwar an das Schulstudium. Im zweiten Jahrgange wurden dieselben Gegenstände fortgesetzt, welche im ersten gelehrt worden, und docirten auch dieselben Professoren. Nur an die Stelle der Mathesis und Geometrie trat die Physik. Lehrer der Physik war Professor Schwegler, ein geborner Schwabe und eine sehr liebenswürdige Natur. Für sein Fach lebte in ihm eine hohe Begeisterung, er war tief ergriffen, wenn er auf Newton und andere Heroen im Gebiete der Naturlehre zu sprechen kam, und wußte seine Vorträge sehr angenehm zu machen. Das physikalische Cabinet, für dessen Erhaltung und Vermehrung ein Spottgeld bewilligt war, wußte er durch freundschaftliche Beziehungen mit den Professoren des gleichen Faches an der Wiener Universität zu bereichern. Viele minder vollkommene Instrumente wurden so dem Kremser Cabinete geschenkt, man ging von dem sehr richtigen Gedanken aus, daß diese etwas mangelhaften oder minder vollkommenen und minder zierlichen Apparate für uns Kremser immerhin noch gut genug seien.

Man verleumdete den Mann und suchte denselben durch eine Intrigue von der Lehranstalt wegzubringen — gleich nachdem er den Curs mit uns vollendet hatte. Es wurde ihm vorgeworfen: »er habe Studenten Räusche an-

gezecht.« Da Schwegler, wie ich vermuthe, noch am Leben ist, und es auch den Lesern nicht ganz uninteressant sein dürfte, wie besonders geistliche Professoren bisweilen belohnt werden, so soll die Begebenheit, der ich selbst als Zeuge beiwohnte, hier in Kürze folgen.

Die Schüler Schwegler's gaben demselben am Vorabende seines Namensfestes ein Concert im Speisesaale des Piaristencollegiums. Schwegler wollte sich natürlich — trotz seines elenden Einkommens — nicht spotten lassen, und ließ den Arbeitern in der Musik: Wein, Bier und Brot bringen. Da tranken nun am heißen Tage ein paar Studiosen zu viel und machten Scandal; und dem armen, liberalen Schwegler wurde dadurch die Verantwortung an den Hals geworfen. Man mag hieraus auch lernen, was die Schuftigkeit mitunter für eine segensreiche Tugend ist; — hätte Schwegler die Musikusse mit trockener Kehle abziehen lassen und sein Geld in der Tasche behalten — so wäre er in keine Verlegenheiten gekommen. Mir ist der Mann als ein Ehrenmann bekannt, und daß er ein tüchtiger Physiker sei, wird ihm von Fachmännern zugestanden. Er ließ sich angelegen sein, auf Gottes Weisheit in der Schöpfung aufmerksam zu machen, und war für die Heroen der Naturwissenschaft so begeistert, daß er z. B. von Newton's Tode mit Thränen im Auge sprach. Dabei wußte er seine Vorträge durch Humor zu würzen, dem er mit der ernstesten Miene Worte verlieh. Von keinem Apparate des physikalischen Cabinets durfte mit Wegwerfung gesprochen werden; und wenn er einen solchen in ungeschickten Händen sah, so fürchtete er sogleich eine Beschädigung desselben.

Manche Apparate sind bekanntlich in Form von Spielereien.

Ein Studiosus sagte einst im Cabinete: »Herr Professor, ich bitte, diesen Bajazzo zu betrachten, es ist heute der Zipfel seines Hutes abgestoßen, das war gestern nicht, es muß ihn Jemand über sein Gestell herabgeworfen haben; wir bitten nur, daß es nicht uns Studenten zur Last gelegt wird.« Der Professor erwiederte mit humoristischem Ernste: »Von denen Gegenständen der Physik ist mit mehr Achtung zu sprechen; das Mandel, welches Sie Bajazzo genannt haben, heißt in der Physik: ein Aequilibriste, merken Sie sich das; was aber den abgebrochenen Haubenzipfel anbelangt, so kann ich Sie versichern, daß der Aequilibriste jedenfalls in die Hände irgend eines ungeschickten Kerls gekommen sein muß, der ihn zu Boden hat fallen lassen.«

So war die Sprachweise dieses Mannes immer höchst originell und voll wunderlicher Constructionen, welche mitunter geistreich waren und die Aufmerksamkeit fesselten. Z. B. sagte er an einem Montage einem Studenten, der auf eine sehr leichte Frage nicht zu antworten wußte: »Es kann auch bei Ihnen nicht anders sein, Sie haben sich gestern in der Capelle dem Gesange nicht ergeben. Ich habe Sie gesehen, weil Sie neben mir saßen.« Als durch ein Experiment mit Knallpulver eine große eiserne Kohlenpfanne (auf welche ein Herr Studiosus nicht ohne Absicht eine viel größere Masse dieses Pulvers, als für das Experiment nothwendig war, aufgestreut hatte) wie in Fetzen auseinander gerissen war, sprach der Herr Professor, als die

Pfannenruine aus dem Corridor hereingetragen und ihm überreicht wurde, in den würdigsten physikalischen und Kathederausdrücken über den Zustand derselben (den Pfannenstiel mit ein paar Eisenfetzen, die noch daran waren, in der Hand haltend): »Sehen Sie, was das Knallpulver an diesem Pfandl für mechanische Veränderungen hervorgebracht hat.« So verstand er es Allem und Jedem, was auf Physik sich bezog, eine ernste, achtunggebietende Sprache angedeihen zu lassen, wobei aber zumeist aus dem Hintergrunde ein gewisser Humor durchschimmerte. Ein gewöhnlicher Mensch hätte gesagt: »Das Pulver hat die Pfanne zerrissen.«

Ich finde die in ein paar Beispielen erläuterte Lehrweise mehr lobenswerth als tadelnswerth; wer die Gabe hat, einen an sich etwas trockenen Lehrgegenstand durch erlaubte Mittel und auf anständige Weise zu würzen, der soll es immerhin thun.

Noch muß ich hier einer Beobachtung in Beziehung auf Cretinen erwähnen, die ich nicht ganz für geringfügig halte. In dem Dorfe Maisling, ein paar Stunden von Krems, im Flußthal der Krems gelegen, befinden sich sehr viele Cretinen (hier wie in Oberösterreich und Steiermark auch »Trobbeln« oder »Fexen« genannt). Einige von ihnen suchen sich durch Betteln zu ernähren. In Mühlthal, wo ich wohnte, waren solche Fexen schon als reguläre Hausbettler bekannt. Einer von ihnen war zudem noch taubstumm und wurde merkwürdiger Weise von den andern Trodbelbettlern mit ihrer blasenden, pfeifenden Sprache »der dumme Kerl« geheißen. Es gewährte diesen anderen spre-

chenden Trobbeln ein unendliches Vergnügen, wenn man sie um diesen befragte; und mit einem eigenthümlichen Stolz auf ihre Begabungen nannten sie den noch unglücklicheren Mitbruder, mit einem gewissen Hohn von ihrer Höhe auf ihn herabsehend: »den dummen Kerl.« Das kommt im Leben sehr oft vor; dumme Menschen haben immer eine ungeheure Freude, wenn ihnen ein noch offenbar dummerer, als sie es selber sind, in den Wurf kommt. — Dieser sogenannte »dumme Kerl« war höchst bedauernswerth, sein ganzes Wesen zeigte die größte Verwahrlosung; der einzige Laut, den er hervorbrachte, war ein schauerliches, hölzernes Gelächter, welches er aber nur ausstieß, wenn er eine Gruppe Tauben auffliegen, oder im Kreise herumwirbeln sah. Die Leute der Umgegend pflegten von ihm zu sagen: »Nur daß er das Geld kennt, unterscheidet ihn vom Vieh.« — — Nun war aber dieser Ausspruch selber eine höchst oberflächliche Bemerkung, wie gleich zu ersehen sein wird. — Wenn er irgendwo gewöhnlich einen Groschen (die damaligen Wiener Währung-Kupfergroschen) zu bekommen pflegte, und man legte ihm dann einmal einen Kreuzer in die Hand, so gab er den Kreuzer zurück und beschrieb in der flachen Hand einen größeren Kreis, nach dieser Manipulation faltete er flehend die Hände, was offenbar Bitte und Frage bedeutete: »Warum gebt ihr mir denn nicht meinen gewohnten Groschen?« — Dies Manöver wurde nun des Spaßes halber gewöhnlich mit ihm ausgeführt. Einmal trat ich, mit der Flinte über der Schulter vom Walde kommend, eben in die Hausflur, als hier dieser Fex mich anbettelte. Ich reichte ihm einen Kreuzer. Er legte densel-

ben auf ein Fensterbrett und beschrieb, diesmal ordentlich toll, wieder seine Groschenkreise auf der flachen Linken mit dem Zeigefinger der Rechten. Sein gewöhnlicher Begleiter war ein schwarzes Hündlein. Da spannte ich nun die Flinte, und machte Miene, ihm den Hund zu erschießen, was natürlich nicht mein Ernst sein konnte. Der Bursche kniete sich nun augenblicklich vor der Flinte nieder, die ich jetzt alsogleich wegwendete und das Kapsel herunternahm. Dann legte ich noch ein paar Mal auf den Hund an, die Geberden des armen Menschen wurden immer flehender, endlich aber sprang er auf, nahm mich beim Arm, zog mich vor ein im Flur hängendes, aus Holz geschnitztes Crucifix, wies mit dem Finger zuerst auf den Heiland, und bewegte denselben dann ernst drohend nach mir gewendet. Das galt mir als eine eigenthümliche Predigt, die mir einen tiefen Eindruck machte. Der Fex erschütterte mich. Was lag nicht Alles in dieser stummen Geberde! »Siehst du, das ist dein und mein Richter; es gibt über uns einen Gott, der es dir nicht wird hingehen lassen, wenn du mit mir, dem Unglücklichen, deinen Spott treibst; danke Gott, daß dich nicht das Elend getroffen, was ich zu tragen habe.« Es war offenbar das Aufblitzen des Gott erkennenden Menschengeistes, aus den Ruinen einer anscheinlich ganz verfallenen Menschennatur, die den Geist total unter ihrer Wucht unterdrückt zu haben schien. — Also auch im Geiste dieses taubstummen, von den andern Trobbeln selbst verspotteten Menschen noch das Erkennen Gottes, eines Gerichtes, einer Strafe und einer einstigen Erlösung vom Uebel! — — Diese Begebenheit machte mir vieles Nachdenken. Ich schrieb

in der ersten unheimlichen Erschütterung in mein Tagebuch:
»30. Juni 1834. »Heute habe ich von einem Fexen aus Maisling mehr gelernt, als aus allen Fragmenten griechischer und römischer Philosophen, die mir in der Schule aufgetischt werden. Damit will ich gar nicht sagen, daß diese Philosophen nicht unendlich gescheiter waren, als der Trobdel, sondern ich will nur sagen: daß ich vom Trobdel auf einmal mehr gelernt habe, als von ihnen. Wie drohend er mich ansah! Dieses thierische Gesicht, was es momentan für einen fast edlen, verklärten Ausdruck bekam! Wie er am Ende zum Gekreuzigten seine Zuflucht nahm, und mir und meiner ihm angethanen Bedrängniß gegenüber an ihn appellirte! Wie sich in ihm Gottes Ebenbild auf einmal aufraffte und mir drohend mit dem Gerichte, der Strafe gegenüberstand; wie er ihn gleichsam anrief: er solle als Erlöser ihn auch aus dieser Angst erlösen, in welche ich übermüthig ihn versetzte! — Sollte am Ende in der stummen Drohung des »dummen Kerls« (wie ihn die andern Trobdeln heißen) nicht viel mehr Stichhältiges sein, als in der meilenlangen Weisheit Jahrelang docirender Professoren? Von nun an sollst Du vor mir Ruhe haben, armer Fex, ich werde dich gewiß nicht mehr sekiren.« — So das Tagebuch.

Ehe ich Krems verließ, machte ich noch in Göttweih und im Chorherrenstifte Herzogenburg Abschiedsvisiten; seit meinem Vorhaben, in die Theologie einzutreten, fühlte ich mich in den Stiftern viel heimischer, und verlebte in denselben sehr angenehme Stunden. Als ich Krems verließ, wurde ich über die Maßen traurig; es waren keine persönlichen Beziehungen, die mir das Fortgehen schwer machten; die

ganze Umgegend war mir lieb geworden; und es dünkte mir als ich zum letzten Male die alten Burgruinen Rechberg, Senftenberg, Dürrenstein u. s. w. wie zum Abschied in Augenschein nahm, und als ich meine Lieblingsspaziergänge nochmals durchstreifte, als ob alle Stein- und Baumgruppen gute liebe Freunde wären, von denen ich nun Abschied nehmen muß, im Grunde aber bewegte mich das bittere Gefühl, daß der goldene Stern der sorgenlosen Jugend im Sinken sei, und noch mit den letzten zitternden Strahlen mir ein Lebewohl zuwinke. Ich trat ins 20. Lebensjahr.

V.

1834 — 1838.

Aufnahme ins Alumnat. Bemerkungen über die Zustände und die Leitung desselben. Beschränkte Geltung des: De mortuis nil nisi bene. Die Exercitien. Der Spiritual Horni. Scheiner. Lateinische Vorträge. Theologie. Hurter. Veith. Studien und Miscellaneen. Günther. Alte Studienfreunde. Gespräche mit denselben. Lutherische Ansichten in Beziehung auf Glauben und Wissen. Tod des Kaisers Franz I. Die Kapuzinergruft. Uebergabe der Kaiserleiche an den Guardian. Die Exequien und die Trauerpredigten Veith's. Privatmethoden des Studiums und Prüfungen. Die theologischen Hörsäle mit Leichengeruch. Ferialreisen nach Zwettel und Altenburg. Fabelhafte Wohlfeilheiten. Das Kirchenrecht zu Wien. Freund Terklau. Die niederen Weihen. Buchmayr. Josephinismus und Bischöfe. Mißmuth im Alumnat. Ausflüge nach Ungarn, Oberösterreich und Salzburg. Zeitung im Seminar. Redacteur Ballek. Missionär und Generalvicar Baraga. Aufnahme in die Diöcese Detroit. Rücknahme der Aufnahme von Seite des Generalvicars. Ferialreise. Traunstein in Baiern. Chiemsee. Die letzte Klosterfrau zu Frauenchiemsee. Görres. Möhler. Der Kapuziner auf Rigikulm. Hurter in Schaffhausen. Pastoral. Professor Feigerle. Katechetik und Methodik. Unpraktischer Wortkram. Wissenschaftliches Streben im Alumnat. Die mannigfachste Lectüre. Nicht zu empfehlende Behandlung der Alumnen. Sturz der ehemaligen Autoritäten. Göthe. Schiller. Lavater. Voltaire. Lenau. Boccaccio. Schiller. Byron. Ponce de Leon. Clemens August. Der aufregende Einfluß seiner Gefangennehmung im Alumnat. Görres. Athanasius. Wirkung desselben. Vorlesungen Horni's. Kampf mit einem josephinischen Kirchenrath. Die letzten Schulstunden. Die höheren Weihen. Gedanken dabei.

Kurz nach meiner Ankunft in Wien begehrte ich in einem schriftlichen Ansuchen die Aufnahme ins Wiener Seminar, welches hier zu Lande gewöhnlich Alumnat genannt wird, weil die Zöglinge daselbst ihre Verpflegung haben. Kein Diöcesan durfte nach einem Statute des neuen Erzbischofs Milde die Theologie extra, das heißt: außer dem Seminar wohnend, studiren; wie dies in früheren Zeiten öfter der Fall war, so daß solche Externisten dann nur den vierten Jahrescurs im Alumnat zubrachten, nachdem sie die drei ersten Jahrgänge der Theologie an der Universität mit gutem Erfolge zurückgelegt. Dr. Schlör (der bekannte ascetische Schriftsteller) war damals Hofcaplan und Spiritualdirector im höheren weltpriesterlichen Bildungsinstitut und mit meinen Aeltern bekannt; er empfahl mich besonders dem Alumnatsdirector Handschuh zur Aufnahme, weil die meisten Candidaten schon zur Osterzeit sich gemeldet.

Ich wurde aufgenommen, nur aber hiebei das Bedenken geäußert: daß ich meine sogenannten philosophischen Studien in Krems zurückgelegt, und hieraus auf mich der Schlußsatz angewendet: »Ich müsse die Schwäche des Talentes durch besonderen Fleiß zu ersetzen suchen.« Daß man die Kremser Lehranstalt so geringschätzig ansah, ärgerte mich über die Maßen, denn ich war vollkommen überzeugt, daß kein Fach in Krems schlechter als in Wien besorgt wurde, und einige sogar mit besseren Lehrkräften besetzt waren, als da-

mals in Wien. Zudem war man bei Candidaten aus anderen Lehranstalten der Monarchie nicht so kritisch; die vorgefaßte Meinung gegen Krems war also jedenfalls kurzsichtig. Daß ich deßhalb persönlich von der Direction in die Kategorie der Talentschwachen geschoben wurde, griff mich nicht im mindesten an; es war mir im Gegentheil ganz recht, daß man für die Schulprüfungen nicht viel von mir erwartete, desto mehr konnte ich das Studium nach meinem Geschmacke und Bedürfniß betreiben.

Eine Bemerkung als präventive Maßregel dünkt mir hier an ihrem Platze zu sein.

Es wird im Verlaufe dieser Schrift sich öfter ereignen, daß auch ungünstige Urtheile über das Gebahren bereits Hingegangener gefällt werden. Da muß man sich nun von Seite der allzugroßen parteiischen Liebseligkeit auf den Ein- oder vielmehr Vorwurf gefaßt machen: De mortuis nil nisi bene (von den Todten soll man nur Gutes reden). Darauf ist nun unserseits zu erwiedern und anderseits zu beherzigen:

Den Satz: »De mortuis nil nisi bene« kann man, ohne sich lächerlich zu machen, nicht unbedingt hinstellen; denn sonst dürfte man Nero keinen Tyrann, Galba und Vitellius keine Fresser und Säufer, Arius und Martin Luther keine Irrlehrer nennen, denn sie sind ja auch todt, und was man ihnen nachsagt, ist nichts Gutes. Der Satz in seiner sittlichen Auffassung kann also nur bedeuten: Man soll schonend den Privatcharakter jenes hingegangenen Nebenmenschen behandeln, der mit uns, zu unserer Zeit gelebt hat, und mit dem wir vielleicht in irgend

einer Parteiangelegenheit verflochten gewesen sind, wir sollen uns da nicht leidenschaftlich zu einem herben, ungerechten Urtheil hinreißen lassen. Anders aber ist es da wieder mit Leuten, die auf einem öffentlichen Posten, auch in der Kirche gestanden sind, diese verfallen der Geschichte und ihrem Urtheile; und wo ist denn ein Gebot, welches sagt: Wie weit die Kirchengeschichte zurückgreifen darf, und wie viele Jahre abgelaufen sein sollen, bis irgend ein Gebahren, das in die große oder kleine Kirchengeschichte offen eingegriffen hat, zu einem öffentlichen Urtheile spruchreif wird? — Freilich muß man hier auch gerecht sein, und darf den Tadel nicht auf Combinationen und Vermuthungen stellen, sondern nur mit erhärteten Thatsachen sich befassen.

Ich ging in das Seminar mit dem ernsten Vornehmen, die Zeit daselbst so viel als möglich auszubeuten, um mein innerliches geistiges Leben zu einem Abschlusse zu bringen. Am 27. September im Jahre 1834 trat ich ein und legte den klerikalen Talar an. Mit mir waren in demselben Jahrgange 24 aufgenommen worden. Das Anziehen des geistlichen Gewandes ist bekanntlich in Seminarien durchaus mit keiner Feierlichkeit verbunden, wie die Einkleidung in Klöstern und Ordenshäusern. Im Wohnzimmer, in welches ich gewiesen wurde, fand ich sechs Collegen desselben Jahrganges, sämmtlich neue Ankömmlinge. Ich bemerkte fast bei allen Anfangs eine bedeutende gespannte Zurückhaltung. Jeder war mit vielen Mahnungen seiner Freunde und Bekannten hereingekommen: ja nicht viel zu reden, weil Alles gleich hinterbracht und denuncirt

werde. Auch mir wurde diese Vorsichtsmaßregel noch ein paar Stunden vorm Eintritte in die Ohren geraunt; das indignirte mich höchlich; denn Spionirerei ist mir von je in die Seele hinein verhaßt gewesen. Mein Entschluß aber war gefaßt: wenigstens ein Jahr lang auszuhalten und ehrlich und ordentlich zu studiren; aber nicht vielleicht mich mit den Schulheften zu begnügen, sondern irgend wen zu suchen, der mir Lectüre in die Hand gibt, wie ich sie will, d. h. über was für Gegenstände ich sie will und brauchen kann. Ich wollte ernste, wissenschaftliche Werke, und beschloß von aller Belletristik mich für dieses Jahr ferne zu halten, was ich auch einhielt.

Am folgenden Tage begannen die dreitägigen Exercitien, welchen sämmtliche Alumnen aus allen vier theologischen Jahrgängen beiwohnen müssen. Am Morgen um 6 Uhr war eine heil. Messe, dann Vor- und Nachmittags jedesmal zwei, also im Ganzen vier Stunden Vorlesungen in der Capelle gehalten, vom Spiritual des Hauses. Damals bekleidete diese Stelle der Priester Leopold Horni (gegenwärtig Decan an der Collegiatkirche bei St. Peter in Wien). Die Vorträge waren besonders für die Neuangekommenen berechnet; ich hörte denselben mit gespannter Aufmerksamkeit zu; sie waren geistreich und fesselnd, und der Mann imponirte mir. Zum Thema hatte er sich die Bekehrung des heiligen Paulus gewählt. — Ich fühlte die ganze Macht der Exercitien, wenn dieselben von einem Manne gehalten werden, bei dem die geistige Bildung mit wahrer Frömmigkeit auf gleicher Höhe steht, ich wurde innerlich tief ergriffen, und konnte nun nur freudiger an

meine Arbeit gehen, mich jener Zweifel zu entledigen, welche durch die mannigfachste Lectüre von Schöpfungsgeschichten an, welche die Mosaische Urkunde verwarfen, bis zu rationalistischen Plattituden, die Christum als den »edlen, großen Weisen von Nazareth« darstellten, in mich eingedrungen waren.

Dem Spiritual schenkte ich vollkommenes Vertrauen, ich schilderte demselben in wenig Worten meinen Zustand, und gewann ihn vom ersten Moment an (zum ersten Male sprach ich mit demselben im Beichtstuhle) besonders lieb. Für mich war er ein Werkzeug Gottes, er gab mir die meinen Zuständen angemessene Lectüre aus seiner Bibliothek. Ich verschlang die Bücher und fand mich immer mehr und mehr befriedigt.

Das Studium der hebräischen Sprache und die Alterthumskunde des alten Bundes wurde an der Universität vom Professor Scheiner vorgetragen; ein Mann voll Leben und Feuer und begabt mit einem sehr guten Vortrag. Der Chorherr von Klosterneuburg Sebak supplirte die Kirchengeschichte; er ist eine anziehende sehr liebenswürdige Persönlichkeit, mußte aber nach einem Schulbuch und in lateinischer Sprache vortragen, was auf junge Leute, welche das Lateinreden nicht geübt haben, wie auch auf den Vortragenden besonders in der Geschichte im höchsten Grade störend einwirkt. Mag ein Professor noch so gut lateinisch können, er kann sich doch nie so frei bewegen wie im Deutschen, er vermag das Auditorium nicht so anzuziehen, wie dieß durch die wohlbekannten Klänge der Muttersprache möglich ist.

Wohl war einerseits das Latein als Vortragsprache insofern nöthig, als an der Wiener Universität in jedem theologischen Cursus an vierzig Ungarn, Polen und Slavonier studirten. Diesen war die deutsche Sprache entweder ganz fremd oder doch nicht verständlich genug, und so mußte auf dieselben Rücksicht genommen werden. Die lateinische Conversation wurde in den Zeiträumen vor den Collegienstunden auch geübt, wobei manchmal, wie sich denken läßt, komische Quid pro quo herauskamen, so wie auch der Humor hiebei sein Spiel trieb. So fragte z. B. Einer: Was denn in Gumpoldskirchen (ein berühmter Weinort bei Wien, im Volksjargon wird dieser Ort: Pumperskirchen, der Wein Pumperskirchner genannt) Merkwürdiges sei, weil er gehört habe, daß die Wiener gern dorthin fahren? Ein Anderer antwortete ihm: Crescit ibidem optimus iste pumpulus ecclesiasticus. (Es wächst daselbst der vorzügliche Pumperskirchner.) In dieser Weise gab es nun bei jeder Conversation in der Sprache der alten Römer einige Ergötzlichkeit.

Im Collegium war ich ziemlich aufmerksam, und zwar aus dem Grunde, um zu Hause für die Schulprüfungen nichts studiren zu dürfen, und die Studirstunden zu meiner eigenen Disposition zu haben. Wie freute ich mich, wenn Ein Stein des Anstoßes aus dem Weg geräumt, wenn Ein Zweifel wieder gehoben war; und wie traurig ist's, daß (wenigstens zu jener Zeit) auf die Richtung der Zeitwissenschaft und die Lectüre der Studenten in Gymnasien und im philosophischen Cursus so wenig Rücksicht genommen wurde. — Nur ein kleines Beispiel: Ich kam in die Theologie und

da ich verschiedene Schöpfungsgeschichten und Erdbildungen, die im feindseligen Sinne gegen alle positive Religion abgefaßt waren, verspeiset hatte, so kam ich auch mit dem Einwurf: »Aber Moses redet von sechs Schöpfungstagen, und die Resultate der Forschungen ergeben, daß große Zeiträume zwischen den verschiedenen Phasen der Erdbildung lagen?« — Da mußte ich nun erst durch Privatlectüre erfahren, daß die Kirche durchaus nicht lehrt: die Tage des Moses seien Sonnentage, Tage unseres jetzigen Planetensystems gewesen: daß schon der Kirchenlehrer Augustinus sie als große für uns unermeßliche Zeiträume erklärt. — Um mir eine Idee vom eigentlichen Geiste des Mittelalters beizubringen, lieh mir der Spiritual Hurters Inocenz III.; noch habe ich die Auszüge von Stellen, die mir besonders gefielen, aus diesem und vielen anderen Werken aufbewahrt, wie ich sie mir zu jener Zeit gesammelt. Diese Miscellanea, in deren Besitz ich mich befinde, geben mir selber noch die Kunde von der Art und Weise meines damaligen Entwicklungsganges. Wie verschlang ich die Schriften Beautin's Sailer's, des Grafen de Maistre, des Chorherrn Geiger zu Luzern, die Apologetik Drey's und viele andere, worin ich längst gewünschte Aufschlüsse und Erörterungen fand. Immer war das Ausgezogene eine kernhafte Thatsache oder ein kernhafter Gedanke oder Ausspruch, der irgend einen Irrthum oder eine Lüge, wie sie die Tageslectüre bringt, zu Boden schmetterte; mit welchem Seelenvergnügen las ich Möhler's Symbolik, dann die geistreichen Forschungen Molitor's zu Frankfurt; und wie entzückt war ich, als in den

»heiligen Bergen,« im »Vater unser« und den anderen nach und nach folgenden Schriften Dr. Emanuel Veiths — alle dem Christenthum feindseligen Aphorismen, Sätze und Systeme, in der einfachsten anschaulichsten Weise in ihr ohnmächtiges Nichts aufgelöst, in ihrer Haltlosigkeit und Lüge sich dargestellt fanden. Wie gerne hätte ich Veith persönlich gesprochen. Er war damals Domprediger bei St. Stephan und wohnte im selben Hause (die unteren zwei Stockwerke bilden die sogenannte erzbischöfliche Chur, die oberen zwei das Alumnat), aber ich wagte es nicht, dem ohnedieß viel beschäftigten und sehr viel gestörten Mann mit meiner Unbedeutendheit zur Last zu fallen, bis ich mir endlich, aber erst nach dem dritten Jahre der Theologie, den Muth nahm, weil sich eine günstige Gelegenheit darbot: ich hatte nämlich von München aus, von Möhler und Görres, an Veith Empfehlungen und Grüße auszurichten, die mir von diesen Beiden an ihn aufgetragen wurden.

Durchschnittlich brachte ich jeden Tag sechs bis sieben Stunden eifrig mit lesen zu. Geschichten der Philosophie wurden durchgearbeitet, aus der Seminarbibliothek wurde ich mit Pabst und Günther's Schriften bekannt, die ich mir, nachdem ich darin zu lesen angefangen, gleich selber anschaffte. Jetzt drang das Licht auf allen Seiten herein, mir war froh und freudig zu Muth; wie es in meinem Geiste hell war, so verschwanden auch die Finsternisse des Fatums, die eine heidnische Anschauung wie düstere Nebel über die Geschichte der Menschheit geworfen; der Zwiespalt in meinem Innern war völlig gelöst, als ich zur Erkenntniß gelangte, die Günther in der Vorschule (I. 84) mit den

Worten formulirt: »Das Christenthum ist in seinem Beginnen, wie in seiner Vollendung nur eine große Thatsache, die vom Himmel schreit, so wie die ganze Weltgeschichte nur eine große Thatsache ist, die aber zum Himmel schreit.«

Aus meinen früheren Studiengenossen vom Gymnasium her warfen sich einige mit Talent begabte Jünglinge par force auf Philosophie, und suchten sich besonders in der Hegel'schen Richtung bekannt zu machen. So oft ich mit ihnen in der Universitätshalle vor dem Beginn der Collegien zusammenstieß (sie waren Mediciner und Juristen), suchten sie mich mit den Mauerbrechern ihrer einstudierten pantheistischen Grundsätze über den Haufen zu werfen. Das erste Gespräch, welches ich mit zweien derselben gepflogen, begann damit, daß sie mir höhnisch vorwarfen: »was für ein Teufel denn über mich gekommen, daß ich die Pfaffenkutte angezogen, und mich auf einen so verlornen Posten gestellt habe, wie gegenwärtig die Theologie sei, die einmal mit ihrem dogmatischen Gebäude gegenüber der Philosophie und Naturgeschichte durchaus nimmer sich halten könne; und warum ich, da es mir doch an den nöthigen Mitteln der Subsistenz nicht fehle, kein anderes Fach ergriffen?« — Da setzte ich nun auseinander, wie die Theologie durchaus kein verlorner Posten sei u. s. w. Sie fingen aber an, mir mit ihrer Weltwerdung, mit der Entwicklung des Geistes aus der Natur, mit dem Vordringen bis zum Bewußtsein arg zuzusetzen, und ich fühlte, daß sie mich auf ein Feld gezogen, auf dem ich ihnen nicht gewachsen war. Da kam nun Günther's Creationstheorie, und seine übrigen zu jener

Zeit schon erschienenen Schriften mir wie wahre Rettungsengel entgegen; sie gaben mir Licht und stürzten vor mir die Truggebilde einer falschen Wissenschaft nieder, und sie gaben mir Waffen, mit denen ich nun meinen Gegnern siegreich die Spitze zu bieten vermochte. Ich las mit großem Eifer. Meine ehemaligen Studiengenossen wunderten sich über die unvermuthete Dialektik, mit der ich auf einmal auftrat, nachdem mir die Verhältnisse von Gott, Geist und Natur zu einander klar geworden; ich konnte ihnen nun das Wesen des Pantheismus und seine Spielarten besser auseinander setzen, als sie es bei der Einseitigkeit ihres Studiums selber verstanden. Und so verschaffte ich mir Respect, was mich sehr freute; sie gestanden mir darnach: daß sie, wenn ich die Theologie so und mit Ernst und Ueberzeugung betreibe, nichts mehr entgegen hätten. Einer begegnete mir an fünfzehn Jahre später, erinnerte mich an unsere Gespräche von jener Zeit, und sagte mir im Vertrauen, daß er von seinen Ansichten zurückgekommen und mir vollkommen beistimme; er habe erst jüngst eine Pilgerfahrt nach Mariazell gemacht, und dort die Sacramente empfangen, die pantheistische Weltanschauung habe durch ihre unendliche Trostlosigkeit ihn aus ihr selber herausgetrieben, und er sei jetzt, da ihn seine Berufsgeschäfte hindern, Studien zu machen, auf guten Glauben an die katholische Kirche wieder in dieselbe eingekehrt und habe da seinen verlornen Frieden wieder gefunden. Nichts desto weniger achte und werthschätze er aber die Wissenschaft und ihre Verständigung mit den Richtungen der Zeit und den neuesten Forschungen sehr, und meine besonders: »Geistliche gehe es an, sich nach Möglichkeit

zu orientiren, und als Lehrer der Wahrheit auch die Kunstgriffe des Irrthums kennen zu lernen, um sie unschädlich zu machen. Daß ihn Geistliche mit der Schneidung irgend eines frommen Gesichtes, wenn er ihnen seine Bedenken vortrug, einfach ohne sich weiter auf die Sache einzulassen, an die Gnade Gottes gewiesen, welche alles wirke und schaffe, das habe ihm geschienen, als ob dieses nur eine Ausflucht der Unwissenheit wäre.« — Ich gab ihm gerne zu, daß diese ganz lutherische Auffassung der Gnade, die, wie sie dem Glauben gegenüber das Werk verwirft, so auch der Gnade gegenüber das Werk, d. h. die Arbeit der Erkenntniß verachtet, leider aus Unkenntniß sich öfter selbst bei Geistlichen vorfinde. Ich meinte auch: es sei am Ende alles Eins für jene Persönlichkeit und ihr Heil, welche in die Kirche eintritt, ob sie nun komme aus wissenschaftlicher Ueberzeugung oder getrieben von Zerrissenheit und innerer Trostlosigkeit, die Wege der Gnade sind ja eben verschieden, aber man soll sich nur im Gedächtniß behalten, daß es so gewiß verschiedene Wege zur Wahrheit gibt, so gewiß es auch verschiedene Aemter in der Kirche gibt, und daß der Weg der Wissenschaft und des getreuen aufrichtigen Dienstes in derselben so gewiß nicht der unehrenvollste ist, so gewiß es nicht unehrenvoll ist, in der Kirche das specifische Lehramt (sei es nun in Wort oder Schrift) zu begleiten; denn Einige sind ja gesetzt als Apostel, Andere als Evangelisten, Einige als Propheten, Andere als Lehrer u. s. w. nach St. Pauli Wort; — die Lehrer in der Kirche sollen aber gerade die Führer und auch die Zurückführer derjenigen sein, die in der Fremde, in den dunklen Gebieten des Zwei-

fels und der Negation herumwandeln; darum sollen sie aber auch in diesen fremden Gebieten bewandert sein und eine Kunde von den Lehren des Irrthums haben.

So sprachen wir jetzt sehr leicht miteinander, nachdem wir uns vor Jahren schwer gesprochen. Und kommt mir der Mann, was oft Jahrelang nicht geschieht, in den Wurf, so freut mich sein heiteres Wesen und der friedliche Ausdruck, der auf seinem Antlitz sich gelagert.

Anfangs der Fastenzeit 1835 fiel der Tod des seligen Kaiser Franz. Es war ein eigenthümliches Gefühl, als um sechs Uhr Morgens die große Glocke von St. Stephan (der Thurm steht dem Alumnat gerade gegenüber) grollend aus ihren luftigen Höhen der Residenz den Tod des letzten deutschen und ersten österreichischen Kaisers verkündete.

Beim Leichenbegängniß waren sämmtliche Alumnen theils bei den Capuzinern, wo die Kaisergruft ist, theils bei den verschiedenen Pfarren, welche als solche den Zug begleiteten, als Assistenten beschäftigt. Ich wurde zu den PP. Capuzinern beordert, und mir dort vom gegenwärtigen Fürsterzbischof von Olmütz, dem Landgrafen Fürstenberg, der im Jahre 1835 Alumnus des vierten Jahrganges war, meiner fast klafterlangen Höhe wegen, das Tragen des Kreuzes mit einer schwarzen Dalmatik vor den zur Einsegnung herbeigekommenen Bischöfen und Prälaten, zugewiesen.

Ich erwähne dieses Umstandes deßwegen, weil ich hiedurch Zeuge einer seltenen Scene wurde, einer Scene, die sich selten ereignet, und die, wenn sie sich ereignet, wenige zu sehen bekommen.

Nachdem die Einsegnung an der kaiserlichen Leiche in

der Capuzinerkirche vom Erzbischof in Gegenwart des ganzen Hofes geschehen war, faßten, einem alten Herkommen gemäß, die Väter des Capuzinerordens den Sarg (aus Holz mit schwarzem Sammt überzogen, goldenen Borten an den Rändern und goldenen Wappen an den Seitenflächen, die übrigen Mitglieder der kaiserlichen Familie haben rothsammtene Särge) und trugen denselben in jene Halle der Gruft, die sich vor dem großen Sarkophag Franz I. und Maria Theresia's, und vor den unscheinbaren Särgen ihrer Söhne, der Kaiser Joseph II. und Leopold II. befindet. Nur einige der höchsten Hofchargen, die Prälaten mit ihrer Assistenz, und die Capuziner haben bei Einsegnungen in dieses Grabgewölbe Zutritt. Ich stand mit dem Kreuze gerade vor dem Sarg neben dem Obersthofmeister des seligen Kaisers. Die Einsegnung wurde hier vom Erzbischof vorgenommen. Dann überreichte der Obersthofmeister dem Guardian der Capuziner einen Schlüssel zum Sarg, einen behält der Obersthofmeister und einen dritten ein anderes Hofamt. Der Sarg wurde aufgeschlossen, der Deckel, in Messingbändern zum Aufmachen gerichtet, auf die eine Seite geschlagen. Die innern Sargflächen waren mit weißem Seidenstoff ausgelegt. Das Antlitz des seligen Kaisers wies schwarze Flecken; die Hände lagen übereinander auf der Brust; ein Arzt streute duftende Kräuter von den Füßen an bis zum Haupt über die Leiche. Der Capuzinerguardian wurde gefragt, ob er die Leiche des höchstseligen Kaiser Franz in diesem Sarg erkenne. Er antwortete mit: Ja, dann wurde der Sarg mit den erwähnten Schlüsseln für immer zugesperrt. Die Einlage des hölzernen Sarges in

den metallenen Sarkophag, der immer erst angefertigt werden muß, erfolgte einige Wochen später.

Als der Sargdeckel aufgeschlagen wurde, da wichen alle Umstehenden scheu einen Schritt zurück, für einen Augenblick herrschte eine feierliche Stille, dem Obersthofmeister, der neben mir stand, rollten Thränen über die Wangen, es war der letzte Scheidegruß an seinen kaiserlichen Herrn. Hier gab es Gelegenheit über irdische Größe und irdisches Leben und Streben heilsame Betrachtungen anzustellen. So ein Kaiser von Oestreich ist doch keine Kleinigkeit. Und da lag er vor uns, trotz des Balsamirens der Leiche doch schon die ersten Spuren der Verwesung in seinem ehrwürdigen Antlitz tragend. In was für einer großen Zeit lebte dieser Mann! Was für Freud und Leid bewegte im buntesten Wechsel sein Herz! Und nun kaum acht Tage, daß er noch herrschte in seiner Hofburg über vierzig Millionen Menschen, ist er Staub und Asche, der Organismus seines Leibes zerstört und der Geist vor Gottes Richterstuhl berufen. Wer es vermag solche Scenen, die doch gewiß etwas Großartiges haben, sich ins Gedächtniß zu bringen, der muß sich in manchem kleinen irdischen Streben nach einer eitlen Ehre lächerlich vorkommen. Mehr als ein Kaiser kann doch ein armer Sterblicher auf dem irdischen Lebensgebiet nicht sein, und ach wie wenig ist ein Kaiser wiederum, wenn die Zeit seiner Herrschaft abgelaufen! Ein solcher Anblick stellt uns unsere kleinen Lebensplane in ihrer Jämmerlichkeit dar, und senkt uns Demüthigung ins Herz. Wenn das Ende eines der Größten unter den Großen der Sterblichen also ist, was ist es dann erst

mit den kleinen irdischen Größen? Doch genug der Betrachtung.

Als die dreitägigen Exequien für den Kaiser in der Stephanskirche gehalten wurden, hörte ich Veith zum ersten Mal predigen. Es ist keine kleine Aufgabe, derlei Trauerreden zu halten; Viele verfallen hiebei in eine der Kirche nicht würdige Schmeichelei. Veith löste dieselbe auf eine wahrhaft geniale Art; ich habe manche Trauerrede, welche französische Kanzelredner bei ähnlichen Gelegenheiten gehalten, durchgeblättert, aber nichts gefunden, was diesen drei Reden Veith's an die Seite zu setzen würdig gewesen wäre. Dieselben sind unter dem Titel: »Austria's Trauer« in Druck erschienen. Der Vortrag Veith's scheint für das erste Anhören fast ganz mittellos, Declamation gibt es da gar keine, wie auch keinen überflüssigen Affect, weder exorbitante noch abgemessene und studierte Actionen; man sieht: der Mann hat entweder keine Kunstregeln für Prediger gelesen, oder, was das wahrscheinlichere ist: er hat es nicht der Mühe werth und des Wortes Gottes für würdig befunden sich mit Darstellungskünsten abzugeben. Und doch wie eindringlich ist seine Rede, wie gespannt lauschten die Zuhörer, unter denen die überwiegende Mehrzahl stets dem männlichen Geschlechte angehörte (was ein sehr gutes vortheilhaftes Zeichen ist), auf jedes Wort aus dem Munde des Gottesboten. Der Vortrag ist aber sehr vernehmlich, und hat man sich erst daran gewöhnt, so gelangt man zur Einsicht, daß es nicht einmal gut wäre, wenn Veith anders redete, als er spricht, und daß sein Vortrag der klaren Gedankenwelt, die er vor seinem Zuhörerkreise aufrollt, ganz

angemessen ist. — Veith, meine ich, wird erst noch seine verdiente Anerkennung nach seinem Tode finden, wenn auch jene Neider und Verunglimpfer schweigen, denen es nicht recht ist, wenn Jemand vor den Menschen in weiten Lebenskreisen Ehre und Anerkennung findet, und die sich durch das Erscheinen eines glänzenden Geistes in ihrer finstern Abgeschlossenheit, die sie sehr mit Unrecht »Frömmigkeit« benennen, höchst unangenehm beleuchtet fühlen; ohne aber sich erleuchten zu lassen, weil sie nach Pietistenart immer in unmittelbarem Rapport mit dem heiligen Geiste zu stehen vorgeben, und besonders das gesprochene und geschriebene Lehrwort als gottgewollte Vermittlung in der Kirche nicht anerkennen wollen. Gerade der Neid aber sucht sich oft sehr tugendhaftlich zu maskiren, und nimmt am liebsten das todte Wachsgesicht einer entrüsteten Frömmigkeit oder gestörter Glaubenseinfalt vor sein ärgerliches, leidenschaftliches Antlitz.

Die ersten Ostern im Seminar veranlaßten mich meinen Zustand mit jenem im vergangenen Jahre zu vergleichen. Die äußern Lebensverhältnisse waren ungünstig verändert; denn das Alumnatsleben als solches kann kein vergnügliches genannt werden; aber in mir war ein Friede eingekehrt, der mich auf alle Entbehrungen der Freiheit, welche das Seminar mit sich bringt, wenn auch nicht mit Freuden, doch sehr getröstet, verzichten ließ. Ich hatte nun ein Lebensziel gefunden, kein provisorisches mehr, sondern ein festes; die Ueberzeugung war in mir eingekehrt, und ich wurde heiterer, als ich es je gewesen. Das Wort des Apostels: »Erfreuet euch im Herrn« war in mir lebendig geworden. Zum Studium der Theologie wäre es jetzt nicht mehr nö-

thig gewesen, mich in die fixen Stunden einzuzwängen, welche die Hausordnung befahl, mein Studiertischlein war mir zur Freude geworden; an den Abenden betrieb ich täglich eine Stunde Uebung in fremden Sprachen, französisch, englisch und italienisch waren schon im Gymnasium begonnen worden, aber nur fahrlässig; es mußte nun energisch angefangen werden, auch das Spanische betrieb ich, war jedoch bei jeder Sprache zufrieden: wenn ich es zum geläufigen Verständniß des Gelesenen gebracht. — Zum Sprachenlernen gehört noch eine gewisse Flexibilität der Jugend, wenn man die Dreißig hinter sich hat, wird es zu einer schweren und wenig fruchtbaren Arbeit. In manchen Dingen wollte ichs zu weit und ins Unnütze (d. h. ins Unnütze für meine gestellte Lebensaufgabe) treiben, ich las z. B. eine Zeitlang altenglische und altfranzösische Bücher; einerseits machte mir diese Sache bedeutende Mühe; und als ich noch dazu mir eingestand, daß ein solches Studium am Ende zu gar nichts gut sei, als um sich vor Kennern der beiden Sprachen, wie sie gegenwärtig cursiren, zu prahlen, so gab ich diese Uebungen ganz auf. — Die theologischen Studien suchte ich mir so viel als möglich fruchtbar und benutzbar zu machen. Mir war es nie darum zu thun, bei Prüfungen durch Beantwortung einer jeden Frage mir Glanz zu erwerben, darum las ich auch manche Partien nur sehr flüchtig durch, während mir in wichtigen und nothwendigen Theilen eines Gegenstandes die Schulhefte durchaus nicht genügten, und ich darüber las was mir unter die Hände kam. Es gibt offenbar unter den Schulstudien auch vieles Gras, welches heute steht und morgen in

den Ofen geworfen wird, das will sagen: vielen Gedächtnißkram, der nach dem Examen in einigen Wochen verdampft ist, wenn er auch noch so beschwerlich errungen wird.

Uebrigens sagte ich einem eminenten Zeugniß zu Gefallen selbst bei Prüfungen nicht das, was gerade im Buch oder Hefte verzeichnet war, wenn mir dieses eben nicht zu Gesichte stand, und ich die Sache besser erfaßt zu haben vermeinte. — Einmal z. B. wurde ich als Seminarist (von keinem Mitgliede der Universität) bei einem Examen gefragt: »Was ist Verstand, was ist Vernunft?« — Nachdem ich nun auf die mit einem ungeheuer komischen Pathos gestellte Frage nicht momentan antwortete, sondern mich eine Zeitlang dem Besinnen hingab, sprach der Prüfende und ein Beisitzender: »Wie, das nicht einmal wissen! für einen Theologen!!« — Da entgegnete ich: »Ja, im Büchel steht: Verstand ist das niedere, Vernunft ist das höhere Erkenntnißvermögen.« — »Nu also,« hieß es, »warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt?« — Ich erwiederte: »Weil die Definition zu dumm ist und nichts taugt und ich auf was Gescheiteres mich besinnen wollte.«

Als man nun sah, daß ein Studierender es wagte, das mit Stempel versehene approbirte Lehrbuch einer Kritik zu unterwerfen, wurde mir keine Frage weiter gegeben; man entließ mich als einen Ruhestörer in den hergebrachten patentirten approbirten Definitionen; ich bekam keine vorzügliche Klassennote, weil ich den längst zerklüfteten kantianischen Eintheilungskasten als kein vorzügliches Möbel im Haushalte der Gedankenwelt anerkennen wollte.

— Es gibt Professoren und überhaupt Leute, denen man auch nicht zu viel wissen darf; die es höchlich verdrießt, wenn der Schüler über die bestimmten Gränzlinien hinausgeht, die sich für nichts weniger als für die lehrende Kirche selbst halten, und die von ihrer Unfehlbarkeit die vollkommenste Ueberzeugung in sich zu tragen scheinen. Herren dieser Gattung haben auch keine Ahnung von dem reichlichen Maß ihrer Lächerlichkeit. Man sollte so einen glücklichen Schläfer gar nicht aufstöbern »aus der Milch seiner frommen Denkungsart,« wie es in Schiller's »Tell« heißt, und ihm seine eingebildete Seligkeit durch angemaßte Ruhestörung nicht »in gährend Drachengift verwandeln.« Demuth heißt man das; aber es ist es nicht. Die Demuth ist ganz was Anderes als — ein Schutzzoll der Bornirtheit.

Im Seminar fing Manches an mir sehr lästig zu werden. Wöchentlich fand nur zweimal an Dinstagen und Donnerstagen Ausgang, und das noch gemeinschaftlicher, statt. Man kam hungrig und durstig nach Hause, und gleich darauf begannen wieder die Studienstunden. Es war kaum Zeit einen Imbiß zu sich zu nehmen. Die Hörsäle, oder eigentlich (für drei theologische Jahre) kleine Schulzimmer boten sehr bedeutende Uebelstände dar. Im Sommer ein drückender Dunst und höchst unangenehme Hitze; im Winter ein heilloser Gestank, in den man sich erst einüben, gleichsam abekeln, den Grausen daran verlieren mußte, um ihn zu überwinden.

Die sogenannten Hörsäle (im universitätlichen Ausdrucke) befanden sich im zweiten Stockwerke, man gelangte zu denselben durch eine schwebende Stiege, die in der Mitte

einen freien großen Raum ließ. Zu ebener Erde war der anatomische Saal, welcher einen Qualm von Blut- und Fäulnißgeruch aus seinen zerfetzten Cadavern aufwirbelte; so daß die Schulzimmer oben mit der dicken Moderluft, mit jenem eigenthümlichen Geruch, wie ihn nur anatomische Säle haben, ganz inficirt wurden. Es brauchte eine geraume Zeit, bis ich mich nicht daran kehrte. Den Ekel hatte ich bald überwunden; aber der Gedanke, so lange, und dazu täglich zwei bis vier Stunden so ungesunde Luft einzuathmen, war etwas ermüdend. Seit 1848 ist die Anatomie, wie das medicinische Studium überhaupt in das allgemeine Krankenhaus verlegt worden. Hiedurch wurde, freilich etwas spät, einem Uebelstande abgeholfen, der sich an achtzig Jahre lang seit dem Neubau der Universität unter Maria Theresia fortschleppte. Uebrigens war diese Uebertragung schon lange vor dem Jahre 1848 projectirt worden, eben so wie andere seither durchgeführte gute Studienmaßregeln, wie z. B. die Einführung der Fachlehrer auf den Gymnasien, aber die damalige Vielschreiberei zog alle Reformpläne Jahrelang in den Kanzleien herum.

Die Prüfungen aus den Wissenschaften zum Verständniß des alten Bundes (Sprache, Introduction, Archäologie) und aus der Kirchengeschichte waren gut abgelaufen; und ich fühlte mich, als die zwei Monate der Ferien heranrückten, seelenvergnügt und friedlich. Die Ferialzeit benützte ich zu kleinen Ausflügen, ich ging in die Stifter des Waldviertels, das voll romantischer, herrlicher Gegenden ist, und mit Burgen und Ruinen bekrönte Berge, Hügel und Felsentrümmer in Menge aufzuweisen hat. Zuerst be-

suchte ich meine Bekannten in der Kremsergegend. Darnach begab ich mich mit dem jungen Freund Maurer (von dem früher die Sprache) per Postwagen ins Cisterzienserstift Zwettl, mit seiner wunderherrlichen gothischen Kirche, mitten im Wald gelegen nach dem alten Ausspruch: »Die Cisterzienser lieben die Thäler, die Benedictiner die Berge;« von da streiften wir durch wildes Land, durch Wald und über Hügel auf so jämmerlichen Wegen, daß wir das Fußgehen vorzogen hinüber bis nach Altenburg ins Benedictinerkloster; da gibt es keine Hotels und keine Kellner, es herrschte patriarchalische Unbefangenheit, und Preise der Lebensmittel, die jetzt schon (es war Anno 1835) nach kaum zwanzig Jahren fabelhaft erscheinen. Für das theure Leben der gegenwärtigen und das noch theurere der zukünftigen Generation sei hier nur ein kleines Exempel wehmüthiger Erinnerung aufbewahrt. Wir kehrten zu Mittag in einem Dorfe ein, das den Namen Pölla auf der Ortstafel auswies. Es war eben Freitag. Wir ließen uns Wein geben, der zum trinken und billig war; wenn ich mich auf den Preis desselben nicht mehr besinnen kann, so wird diese Schwäche des Gedächtnisses dem ästhetischen Werth vorliegenden Büchleins hoffentlich keinen Abbruch thun. Nun kommt aber das Fabelhafte für die kommenden Generationen. Wir bekamen braune Mehlsuppe mit Kümmel gewürzt, Brot und einen Topf (hier zu Lande »eine Rein« genannt) über vier Schuh im Durchmesser und ziemlich tief mit in Schmalz gekochten Eiern angefüllt; trotz des gebieterischen Hungers vermochten wir beide nicht den dritten Theil davon unterzubringen; und sämmtliches Essen für uns Beide kostete zehn Kreuzer,

also für den Mann fünf Kreuzer. — So stand es damals noch mit den Lebensmitteln im unverdorbenen, unbereisten unbe-engländerten und unbehotelten Oestreich. Abends gelangten wir ins Stift Altenburg, *) das mitten in zerklüfteten Felsen daliegt; die Aufnahme und Beherbergung in einem solchen Kloster ist mir tausendmal lieber als die Aufnahme in jedem Privathause, und wäre man in letzterem noch so gut bekannt und noch so gerne gesehen. Man lebt da so vollkommen ungenirt, als ob man zu Hause wäre; liest Vormittag aus der Bibliothek was das Herz verlangt, geht sans gêne zu Tisch und macht Nachmittags Ausflüge in die Umgegend. Einige Tage mußte ich mit meinem Reisegefährten dem Besuche seiner Verwandten in denselben Regionen widmen. Bei wohlhabenden Leuten auf dem Lande wird Mittags- und Abendessen zu einer wahren Qual, man kann den Leuten nicht genug consumiren, und muß immer ihre Bedauernisse anhören: »daß man schon mit dem Wenigen und der schlechten Bedienung vorlieb nehmen müsse.«

Gestärkt kehrte ich ins Seminar zurück, und fing mit erneuerter Kraft und Freude an, mich wieder auf meine Studien zu verlegen. Jetzt wurde mir erst recht klar das traurige Verhältniß der Kirche in Oestreich, und die jammervolle Gestalt jener Doctrin, die man das östreichische Kirchenrecht nannte. Dasselbe wurde von einem Professor von Gapp (einem Laien aus der juridischen Facultät —

---

*) Eine kleine Notiz über dieses Stift wie über Zwettl wird später, bei Gelegenheit einer Bereisung dieser Gegend mit Dr. Friedrich Hurter folgen.

Geistliche durften an Universitäten kein Kirchenrecht vortragen, und zwar aus guten Gründen) gelehrt, der, ohne gerade wissenschaftliche Bedeutung zu haben, doch ein sehr braver guter Mann war, und beim Examen nicht leicht einem etwas zu Leide that. Als ich in den uns zum Studiren gegebenen Schriften des Kirchenrechtes das Verhältniß von Kirche und Staat las, da riß mir die Geduld; dazu gehörte aber auch wahrlich nicht viel. Für einen Menschen mit nur etwas Capacität und kirchlichen Sinn konnte es keinen beredteren und eindringlicheren Lehrer für die Freiheit der Kirche geben, als jenes (ungefähr sechs Bogen starke) Manuscript. Ein so heilloses Gesalbader und Hinken auf beide Seiten, eine so jämmerliche, verzwickte Dialektik empörte mich in meinem Innersten. Im Seminarium fand ich einen echten und lieben Freund, er war Theolog desselben Jahrganges, Namens Terklau, und ist gegenwärtig Pfarrer zu Stedtldorf am Wagram in der Wiener Diöcese. Der diente mir zu einem wahren Trost. Wir standen mit unseren Ansichten in vollkommener Harmonie und ergossen uns oft in der ergötzlichsten Kritik über Zustände und Persönlichkeiten; das diente zur Erquickung; denn im Studium und in den Statuten wurde Vieles so mechanisch und hölzern gehandhabt, daß es schwer war die heilige Geduld zu erhalten. Im Jahre 1835 wurde ein Geistlicher, nachdem er lange als Regierungsrath in der Kanzlei gedient, zum Weihbischof von Wien und Generalvicar ernannt. Ich habe längere Zeit mit mir selber Rath gehalten, ob ich gewisse Begebenheiten und Thatsachen mit Stillschweigen übergehen, oder dieselben zur Oeffentlichkeit gelangen lassen.

soll. Das Letztere bringt von vielen Seiten Rügen und Remarken über Lieblosigkeit u. dgl. — Daran darf sich aber ein Autor nicht kehren, wenn er kirchliche Zustände, Ursachen und Folgen derselben zu schildern gedenkt. Es wäre doch sehr traurig, wenn man nach jahrelangen moralischen Qualen, nach jahrelangem gezwungenen Schweigen nicht einmal die Wahrheit zum kleinsten Theile aussprechen und nicht (in Anbetracht der vielen, die zu Gebote stünden) sehr wenig Thatsachen berichten dürfte, weil ein oder der andere bereits Gestorbene in dieselben verflochten war. Man wird es sich hiebei sicherlich nicht beikommen lassen, das Privatleben eines Lebendigen und noch viel weniger eines Todten zu berühren; man darf es sich aber auch nicht wehren lassen, das öffentliche, die Zustände beeinflußende und gestaltende Leben von Persönlichkeiten, im Interesse der Geschichte und ihrer Wirkungen auf Gegenwart und Zukunft wenigstens in leisen Andeutungen zur Sprache zu bringen. Die Theologen des zweiten Jahrganges erhielten die Tonsur und die vier niederen Weihen. Dieselben wurden vom Weihbischofe ertheilt. Nach der Weihe begaben wir uns in sein Logis, um zu danken. Die Anrede an uns begann mit folgenden Worten: »Sie haben nun Ihre Dienste dem Staate und der Kirche gewidmet,« und noch etwelche Worte in demselbigen Sinne. Was war die Folge, daß man diesen Mann auf einen solchen Posten setzte, und daß dieser Mann also sprach? Wurde hiedurch vielleicht das sogenannte Staatskirchenthum gefördert? O nein, in der Idee, in der herrschenden Gedankenwelt war die Zeit desselben auch im Seminarium abgelaufen; und ich erzähle die Sache, wie sie

sich zutrug. Als wir über die Stiege hinabgingen, war die erbauliche Stimmung, welche wir den ausgezeichneten täglichen Anreden unseres Spirituals dankten, durch oben Erwähntes auf ein paar Augenblicke so sehr in den Hintergrund geschoben, daß man von Vielen die halb im Scherze halb im Unmuth gesprochenen Worte vernahm: »Das war ein sauberer Kanzleisegen.« — »War's doch, als seien wir zu Beamten geweiht worden« u. s. w.

Wie das Wetter in den Gebirgen unten umschlägt, und der Frühling mit seinem warmen Hauche sich zuerst den Thälern und Niederungen mittheilt, ehe er höher und höher hinaufsteigt zu den eisigen Firnen, so löste sich hier auch der Winter der febronianischen Staatstheorien von unten auf. Und so mag es geschehen, daß unten die lachende Flur schon ihre Blüthenpracht entfaltet, während die Berghäupter noch starren in ihren eisigen Nebel gehüllt. Die Kanzleisommitäten ahnten es noch nicht, daß sich ein ganz anderer Geist schon in den Seminarien verbreitete, als jener, den sie gepflegt wissen wollten. Der Episcopat kann mit diesen angeführten Thatsachen und Bemerkungen, und er soll mit selben auch nicht zum mindesten angegriffen sein, denn selbst ein hocherleuchteter Bischof sagte ja: Damals gab es gar keinen Episcopat.*) Es gab wohl auch Bischöfe apostolischen Sinnes und Lebens, herrliche Männer, gott-

*) Ueber diese besagten Zustände siehe Dr. Beidtel, k. k. Appellationsrath (früher Professor des Kirchenrechts) »Untersuchungen über die kirchlichen Zustände in den k. k. östreichischen Staaten.« Wien 1849.

und pflichtgetreu, aber es fand sich kein Einigungspunct, sie konnten nur für sich seufzen und klagen, und wenig auf einen Erfolg hoffen; denn es gab ja hinwiderum weltmächtige Träger der bischöflichen Würde, die das, was sie wurden, nie und nimmermehr geworden wären, hätte der kirchliche Sinn und Wille auf irgend eine Weise bei den Ernennungen sich einige Geltung verschaffen können. Die apostolischen Männer unter den Bischöfen gaben Zeugniß von der Wirkung des heiligen Geistes, die trotz allen Hindernissen noch hie und da durchzubrechen vermochte. Wir wissen Einen, auf dessen Bestätigung Rom aus guten Gründen einige Jahre lang warten ließ, und diese Frist erwies sich so heilsam und segensreich, daß derselbe, als er den bischöflichen Stuhl bestieg, ein ganz anderer Mann wurde, als er früher war, ja daß sein Wirken von nun ihn zu einem der würdigsten, edelsten Bischöfe machte.

Sollte man uns aber auf den Bericht der kleinen, weiter oben angeführten Thatsache (die aber nur ein Strich ist, ein Umriß nur von den damaligen Zuständen) der Schonungslosigkeit beschuldigen, so diene zur gefälligen Nachricht, daß es uns durchaus nicht um Scandal zu thun ist, weil wir eine Masse von eigenen, sehr pikanten Erlebnissen obiger Gattung zu verschweigen den Muth und die Entsagung haben.

Es war allerdings sehr traurig, daß es auf eine Weihe hinauf derlei Anreden gab, waren diese Anreden aber einst in die Welt gesetzt, so muß es doch anderseits noch als ein Glück angesehen werden, wenn sie der ange-

hende Clerus ihrem Werthe nach zu schätzen, d. h. gering zu schätzen wußte; das Uebel wäre dann groß zu nennen gewesen, wenn sich der Clerus, wie zur total josephinischen Zeit, dieselben Ansichten und Stimmungen eigen gemacht hätte.

An schönen Maientagen ergriff mich oft die Wanderlust — ich wäre gern hinaus in Wald und Flur, um mich mit frischer Luft zu nähren. Das ging aber im Alumnat nicht an, da heißt es aushalten im Gemäuer — und nur Ein Maientag ist alljährlich zu einem Gesammtausfluge in die nahe Gebirgsgegend bei Wien bestimmt. Da wurde ich nun wohl bisweilen mißmuthig, konnte auch nicht mehr jener ausdauernden Thätigkeit mich hingeben, wie ich es im Winter zu thun pflegte, und ich fing an die Tage zu zählen, welche bis zum Beginn der Ferialzeit noch im Alumnat zu durchleben waren. Meine Mutter mochte einige Mal meinen Mißmuth bemerkt haben; und es schien hierüber zu Hause sogar mit meinem Vater ein Familienrath abgehalten worden zu sein; denn eines Tages erschien dieselbe bei mir und bat mich um Gotteswillen: ich möge, wenn ich keine Lust zum geistlichen Stande habe, wie sie aus meiner einige Zeit lang schon währenden gedrückten Stimmung sehe, doch meine jetzige Laufbahn verlassen und irgend etwas Anderes ergreifen; ich werde mich ja weder um meinen Unterhalt noch um die sonstigen Kosten zu sorgen haben u. dergl. — Auf diese Bedenken erwiederte ich in der heitersten Stimmung: »Es sei von meiner Abneigung gegen den geistlichen Stand bei mir gar keine Rede; ja ich wäre heute lieber ausgeweiht als morgen; nur eben der Umstand, daß es noch dritthalb Jahre dauert, sei mir so lä-

stig. Die Art und Weise der Vorbereitung zum Stande genire mich; aber — das nehme ja auch sein Ende und die Zeit, wenn sie auch träge zu schleichen scheint, flieht doch im Grunde pfeilschnell vorüber.« — Und so ging die Mutter getröstet in ihr Haus hinab.

Gerade vor den Prüfungen des zweiten Semesters kamen im Alumnat einige Cholerafälle vor; ich erklärte mich beim ersten zur Pflege bereit, und war auch der Erste, der an Kranken die in jenen Tagen gerühmte Eiscur manipulirte. Diese gänzliche Furchtlosigkeit vor ansteckenden, oder als ansteckend ausgerufenen Krankheiten habe ich, wie später folgen wird, leider nicht immer beibehalten. — Am Schlusse des Schuljahres brachte ich bei einer Primizfeier in Wilfleinsdorf an der ungarischen Gränze, einem mit Croaten bewohnten Orte, einige Tage beim dortigen Pfarrer Hahn zu, der früher in der Diöcese Fulda angestellt war und noch mit dem Herrn Miniatur-Minister Wolfgang von Göthe einige Auftritte erlebt hatte. Von da besuchte ich die üppig mit Weingärten ausgestatteten Gebirge am Neusiedlersee in Ungarn.

In den Ferien machte ich wieder meine Ausflüge einmal mit meinem Vater nach Preßburg und Umgegend; dann wieder mit dem jungen Freund Maurer nach St. Florian, Linz, Kremsmünster, Seitenstätten, Salzburg, Hallein, zum Gollinger Wasserfall und den Oefen der Salzach (wunderliche und ihrer schauerlichen Seltsamkeit wegen besuchte Felsenpässe, durch welche sich tief unten schäumend die Salzach windet), sodann wurde wieder bei den alten Bekannten im Waldviertel herumgefahren und die Ferien recht ange-

nehm zugebracht. Dafür sorgte ich überhaupt auf eine fast gewissenhafte Weise, und mein Vater gab mir das Geld, welches ich zu meinem Herumreisen bedurfte, ohne daß es nöthig war, ihn darum anzusuchen.

Die verehrten Leser dürfen nicht in Furcht gerathen, daß ich zu den vielen Unbilden, welche ich denselben durch Erwähnung sehr unbedeutender Ereignisse bisher schon angethan, auch noch Reisebeschreibungen hinzufügen werde; wenn ich bisher einige Gegenden mit ein paar Strichen zeichnete, so sind es immer solche gewesen, denen in keiner Reisebeschreibung noch ein Augenmerk zugewendet worden.

Im dritten Jahrcurse wurde Dogmatik und Moral vorgetragen. Die lateinischen Schulhefte des ersten Gegenstandes, noch gesammelt vom seligen Professor, nachherigem Burgpfarrer Pletz, mußte ich wohl zum Examen durchnehmen, aber sie genügten mir nicht; um so mehr, da ich schon so vieles Dogmatische in den frühern zwei Jahren für mich gelesen. Es war ein ziemlich systemloses Aneinanderreihen der Dogmen, und auch hier würde ich geradenweges das Erlernen des viel weitergreifenden, und für jede Zeit tauglichen Catechismus Romanus in lateinischer Sprache für viel vortheilhafter gehalten haben, als diese Gattung Schriften, die mit ihrer Polemik im vorigen Jahrhunderte standen.

Für den dritten Jahrgang besaß die Theologie wenigstens einen geräumigen und — geruchlosen Hörsaal, der doch diesen Namen verdiente; nur herrschte hier wieder die komische Melange, daß, wenn die Theologen den Saal verließen, er immer durch eine Heerde von Candidatinen des ehr- und tugendsamen Hebammenstandes in Beschlag ge-

12

nommen wurde, denen die Vorträge ihrer Wissenschaft in demselbigen abgehalten wurden. Für diesen Jahrgang wurde von einigen Mitgliedern desselben wieder (wie dies auch im ersten Studienjahr der Fall gewesen) eine eigene Zeitung herausgegeben; die aber nur ein rein locales Interesse besaß und an jedem Samstag auf einem halben Bogen im Manuscript ausgegeben wurde. Redacteur derselben war der gegenwärtige Pfarrer Ballek von Eggendorf bei Neustadt, der sich auch im Besitze des einzigen existirenden Exemplars befindet. Mitarbeiter und Leser durften nur Hörer aus demselben Jahre sein, Ballek, ein mit außerordentlichem Talent begabter Zeichner, machte Randzeichnungen mit der Feder hinzu, die den besten englischen Arbeiten dieser Sorte nicht nachstehen. Es sollte das ganze Unternehmen nur ein unschuldiges Wintervergnügen sein.

Im Verlaufe des Jahres beschäftigte ich mich besonders mit englischer Literatur und las fleißig die Nachrichten über die Missionen in Nordamerika. Als ich vernahm, daß der Missionär Baraga von dort (ein geborner Krainer, er ist gegenwärtig Bischof von Amyzonia in partibus und apostolischer Vicar von Obermichigan) in Wien anwesend sei, und beim Domherrn Schmid wohne, wollte ich einen schon längere Zeit gehegten Wunsch in Ausführung bringen und bat Baraga schriftlich um die Aufnahme in die Diöcese Detroit, welcher er als Generalvicar vorstand. Baraga kam und gab mir mündlich die Aufnahme. Ich war erfreut, nur der Gedanke machte mir Kummer, wie ich diesen Act meinen Aeltern mittheilen werde, denn die — das konnte ich mir denken — werden damit nicht einverstanden

sein. Des andern Morgens, nachdem Baraga mich besuchte, kam plötzlich ein Brief von ihm, der mir besagte: »Es thue ihm leid, er müsse aber vorläufig mir absagen, und könne mich nicht aufnehmen; sei es aber Gottes Wille und wirklicher Beruf von meiner Seite, so werde ich sicher in die Mission kommen.«

Baraga theilte nämlich die Angelegenheit dem herzensfrommen Domherrn Schmid mit, der ihm sogleich abrieth, mich aufzunehmen, weil es dem Erzbischof höchst unliebsam sein würde, wenn ihm aus seinem Alumnat ein Theolog weggenommen werde.

Daß es sich so gefügt, muß ich der Vorsehung danken; ich machte in der Folge die Erfahrung, daß ich zum Missionär nicht getaugt hätte, weil mir die physische Ausdauer, welche doch bei diesem Berufe nothwendig ist, ermangelt.

In den letzten Studienvacanzen im Jahre 1837 zog es mich etwas weiter als sonst hinaus, und zwar wieder mit meinem Freunde Maurer. Wir begaben uns über das liebe herrliche Salzburg nach Traunstein in Baiern, von da an die Ufer des Chiemsees; von hier ließen wir uns auf einem sogenannten „Seelentränkerl« über den herrlichen Wasserspiegel auf die Insel Frauenchiemsee (auch Frauenwörth genannt) zufahren. Die Fahrt dauerte über eine Stunde. Der Schiffmann erzählte, während er sein Ruder in die hellgrünen Wogen schallend senkte, Vieles von der ehemaligen Herrlichkeit von Herrenchiemsee, als die Insel noch der Sitz eines Bisthums war (von Baiern aufgelöst 1807, mit München-Freising vereinigt 1817) und von der

Herrlichkeit von Frauenchiemsee, als noch das Kloster voll Nonnen war. Jetzt sei es eben aufgehoben, und nur Eine Nonne, die nicht herausgehen wolle, wirthschafte noch darin herum.

Ich und mein Begleiter hatten in Frauenchiemsee bei einer Pflanzung von Hopfen am Seeufer im Brauhausgärtlein ein Mittagsmahl eingenommen. Darauf begaben wir uns in die Klosterkirche. Wir fanden eine Frau im schwarzen Habit betend in einem Stuhle knien, sonst war die ganze Kirche leer und so still, daß jedes zertretene Sandkörnlein unter dem Fußtritte widerhallte; ich erkannte in der Frau sogleich die letzte getreue Nonne, die nicht lassen wollte vom Orden und vom Haus, auf das sie Profeß abgelegt. Sie betete, wie mich dünkte, eben die Chorstunde, wie sie es vor Zeiten mit ihren Schwestern zu thun gewohnt war. Ich wartete, bis sie aufstand und sich durch eine Seitenthüre entfernen wollte, und redete sie an. Nachdem ich ihr gesagt, wer ich sei, und was ich im Herüberfahren vom Schiffmanne gehört, ersuchte ich sie, mir das Klostergebäude zu zeigen. Das that nun das Mütterlein mit einer großen Freundlichkeit und liebenswürdigen Naivetät. In der Eintönigkeit ihres Lebens mochte es auf sie einen wohlthätigen Eindruck machen, daß sie sich einmal so recht aussprechen konnte. Sie führte uns in ihre Zelle (Klausur gab es keine, denn das Kloster war aufgehoben, und sie nur als Privatperson im Gebäude geduldet) zeigte mir ihre Gebetbücher, dann eine Masse von besonders guten Seifenstücken, welche sie in freien Stunden noch immer fabricire; das sei auch früher, als das Kloster noch bestand, ihre angewiesene Be-

schäftigung gewesen, in der sie es zu einer großen Virtuosität gebracht. Bitter und unter Thränen beklagte sie sich über die Beamten, welche kamen und schonungslos im Eigenthum des Klosters herumwühlten. Die gute Seele hatte mir auch vom sel. baierischen Hofcaplan Hauber erzählt, dem sie mit kindlicher Verehrung zugethan war, und der sich auch beim Könige für ihr Hierbleiben verwendete. Sie führte uns zu einem großen, in einer Mauer befindlichen Kasten, in welchem eine Menge schuhhohe angezogene und mit Gold verbrämte Figuren lagen. Da sagte sie, mit den Fingern auf die durch einander geworfenen Gestalten, die mit großem Fleiße gearbeitet waren, und wächserne Gesichtlein und wollene Perrücken wiesen: »Da sehen Sie die noch übrigen Krippelmandeln von unserer herrlichen Klosterkrippe; was hab ich an den meisten gearbeitet und genäht vor Jahren, viele Stunden lang. Auch die wollte man uns sammt und sonders wegnehmen; der Herr Commissär hatte sich schon eine Truhe bringen lassen, um sie einzupacken, da stellte ich mich aber entgegen, und verwehrte es ihm, er ließ sich erweichen und suchte sich nur ein paar Dutzend saubere aus für seine Kinder: wäre ich nicht gewesen, er hätt' sie alle miteinander fortgeschleppt, und seine B.......n hätten sie längst alle zerrissen. So aber heb' ich sie auf; vielleicht kommt wieder ein Tag, an welchem Schwestern in diesem Hause einziehen, und der Orden, nachdem er hier tausend Jahre bestanden, wieder hergestellt wird. O wie war ich damals zornig, ich konnte mich kaum beherrschen, es that mir gar so weh und lag mir wie ein Stein auf dem Herzen, diese fremden Leute so rücksichtslos

in unseren Mauern wirthschaften zu sehen. Es war der traurigste Tag meines Lebens, und ich konnte mich lange Zeit darüber nicht ausweinen.« Sie prophezeite gut; einige Jahre darnach wurde das Benedictinerkloster durch die Munificenz des Königs Ludwig wieder hergestellt, ich erkundigte mich darnach einst in München um die gottgetreue Seele, und vernahm zu meiner Freude, daß sie die Freude der Restauration noch erlebte. — Jetzt ist die gute Schwester wahrscheinlich schon hingegangen zu ihrem Bräutigam, dem sie so treu und anspruchslos angehangen und gedient hat ihr ganzes Leben lang. Mag über die Geschichte mit den Krippenmännlein lächeln wer will; lachen darüber kann sicherlich nur der, dessen Gesinnung eben so roh geworden ist, wie die plumpen Fäuste derjenigen, welche immer dann dem sogenannten Staatszwecke einen Dienst gethan zu haben sich rühmen, wenn sie den Blüthenduft eines von ihnen gar nicht verstandenen Gemüthslebens zerstört haben, weil sie nichts anderes kennen, als Runkelrübenindustrie und Erdäpfel zum Schnapsbrennen.

Von da ging es nach München, wo ich Görres und Möhler kennen lernte; den Letztern bereits kränkelnd und kurz vor seinem Hingange, er starb im April des folgenden Jahres. Ueber den Besuch bei Ersterem schrieb ich nach dem Tode desselben im Jahre 1848 die kleine Broschüre: »Einige Stunden bei Görres« (Manz. Regensburg). Von da zogen wir über Augsburg, Ulm, Biberach, Ravensburg durch das liebe Schwabenland hinab an den Bodensee, von Friedrichshafen mit dem Dampfschiffe nach Rohrschach, besuchten die merkwürdigen Puncte und Städte der Schweiz und

kehrten über Vorarlberg und Tirol wieder in die Heimat zurück. Nur eines sonderbaren Mißverständnisses will ich erwähnen; auf dem Wege nach der Spitze des Rigi grüßte ich und mein Gefährte auf Rigistaffel beim Capuzinerklösterlein im Vorbeireiten sehr ehrerbietig einen alten Pater; der Mann mochte von den vielen nichtkatholischen Reisenden wahrscheinlich schon allerhand Spott erfahren haben, und auch unsern Gruß für eine solche Demonstration halten, denn er zeigte uns den Rücken und ging mißmuthigen Gesichtes von dannen. Mir that es ordentlich leid um den alten ehrwürdigen Herrn, — aber zur Erklärung unseres aufrichtigen Sinnes eigens vom Pferde zu steigen, da zudem auch schon der Abend hereinbrach, und noch gute anderthalb Stunden zu reiten waren, das schien doch auch nicht der Mühe werth. Nur einer sinnreichen Gedenkschrift auf einer hölzernen Tafel bei dem Dorfe Schwarzach, zwischen Biberach und Wurzach, will ich hier erwähnen, sie lautet:

»Der Tritt von einer Kuh
Hier auf Adelshoferbahn
Lehrt wie so schnell zur ew'gen Ruh
Ein Weib hinüberschlummern kann.«

Ein Beweis, daß in Schwaben nicht jeder Dichter ein Schiller, Uhland oder Wieland ist.

In Schaffhausen besuchte ich Hurter, der zu jener Zeit noch als Antistes des Cantons fungirte. Damals dachte ich wohl nicht daran, daß ich den Mann in der Folge noch so oft sehen werde. — Es war mir ein großes Vergnügen, den Verfasser »Innocenz III.« gesehen und gesprochen zu haben.

Der vierte Jahrgang im Seminar verstrich sehr angenehm. Der Pastoralprofessor Dr. Feigerle (jetziger Bischof von St. Pölten) wußte durch aus dem Leben gegriffene Beispiele, Anekdoten u. s. w. den Vortrag zu würzen; und während den Lehrstunden der sogenannten Katechetik und Methodik, welche bei St. Anna im Schulgebäude der Haupt- und Normalvolksschule abgehalten wurden, lasen wir gewöhnlich Zeitungen oder andere Lectüre. Meiner unmaßgeblichen Ansicht ist dieser Lehrstuhl von Katechetik und Methodik ein reiner Zeitverlust für die Seminaristen; sie könnten während dem etwas viel Vernünftigeres und Fruchtbareres thun. Zudem werden auch noch von den Theologen praktische Uebungen von dem Professor an Knaben aus der Normalvolksschule bei St. Anna gehalten, auch das dürfte mehr eine alberne Spielerei sein, die zu nichts führt. Wem es Ernst ist, den Kindern die freudige Botschaft der göttlichen Wahrheit und Liebe ins Herz zu senken, der wird das auch ohne dem jahrelang dauernden Geleier von Regeln und Kunstgriffen segensreich zu thun vermögen, und wem es nicht Ernst ist, dem ist mit aufgestappeltem Regelwerk auch nicht zu helfen. Ich bin auf dem Lande und in Wien in fünf verschiedenen Schulen, und zwar in allen Classenabtheilungen einer jeden dieser Schulen jahrelang Catechet gewesen, gestehe aber ohne allen und jeden Gewissensbiß, daß es mir weder beim Vortrag, noch beim Ausfragen in den Sinn gekommen ist, auch nur Eine der hundert methodologischen und katechetischen Kunstregeln in absichtliche Anwendung zu bringen, und ich lebe trotz dieser Vernachlässigung der schmeichelhaften Ansicht, daß ich in der Schule wenig-

stens eben so viel gewirkt habe, als irgend ein Catechet, der sich vorgenommen, den strengsten Kunstanforderungen der sogenannten Catechetik Genüge zu leisten.

Bis zum vierten Jahre des Verweilens im Alumnat bildete sich eben im Jahrgang, in dem auch ich war, eine Coterie von sehr strebsamen und streng kirchlich gesinnten Leuten. Sie hielten sich zusammen über zwölf Zeitungen, theologischen, historischen, philosophischen Inhalts, von welchem Umstande die Oberdirection nichts wissen durfte, weil uns das Halten derselben theils aus einer gewissen Engherzigkeit, welche Theologen wie Kinder behandelt wissen wollte, theils aus völligem Mißverständnisse unseres Strebens sicher verboten worden wäre. Das waren aber nicht Zeitungen einer unsittlichen, sondern einer wissenschaftlichen, mitunter auch atheistischen Tendenz, wie z. B. die damals in hohem Renomé stehenden »Hallischen Jahrbücher« von Ruge und Echtermayer, im Dienste der jüngsten Hegelschule. Wir kamen täglich zusammen, sprachen über das Gelesene, tauschten unsere Ansichten darüber aus, theilten uns die von Jedem gemachten Widerlegungen der Trugsätze mit, machten auf Perfidien darin aufmerksam u. s. w. Es war ein sehr regsames, geistiges und dabei im vollsten Sinne des Wortes kirchliches Leben und Streben, und ich bedaure nur herzlich, daß aus unserer damaligen Gesellschaft manches bedeutende Talent, das einer Stellung und einer Wirksamkeit auf einem Lehrstuhle würdig gewesen wäre, nun schon seit Jahren auf dem einsamen Horst einer Gebirgspfarre sitzt, wo wohl die unsterblichen Seelen auch einen Hirten brauchen, wohin aber gewiß mancher auch

hinlänglich taugen würde, der auf jenem Posten, den er durch Gottes Zulassung (sei es im Lehrfache oder in der schwierigen Seelsorge der großen Stadt) einnimmt, eine minder hinlängliche Tauglichkeit an den Tag legt.

Es ist eine traurige Thatsache, die ich um der Zukunft willen, d. h. um die Wiederholung dieser Thatsache wenigstens in etwas zu verhindern, hier anzuführen mich im Gewissen gezwungen fühle: die Thatsache nämlich, daß man zu jener Zeit eine eigenthümliche Scheu vor »zu gescheiten jungen Leuten« besaß; man befürchtete nämlich, »diese könnten zu gefährlich werden.« Die Mittelmäßigkeit war ein höchst beliebter Artikel; unter Wissenschaftlichkeit verstand man das fleißige Memoriren der Schulcompendien, und das regelrechte Aufrollen der Gedächtnißtafeln; selbst Professoren, welche die Sache etwas mit Geist betrieben, konnten sich keiner besonderen Beliebsamkeit erfreuen. Man sollte mit der Schule sich begnügen, Weiteres wurde nicht gerne gesehen. Daß die junge Generation schon mitten in einer geistig bewegten und zerklüfteten Zeit stehe, daß sie in dieser Zeit, um mehr als ein todter Meilenzeiger zu sein, lebendige Umsicht halten, sich orientiren, die Erscheinungen verstehen müsse, daß ihr ein gewaltiger Kampf mit den Richtungen verläugnender Wissenschaft bevorstehe, das wurde völlig ignorirt, mit Auflösung einiger casuistischen Fälle meinte man für die Ferialzeit dem Geiste hinlänglichen Tummelplatz verschafft zu haben, das waren zudem so mühsam gesuchte Säcularfälle mit wundersam verzwickten Combinationen, daß man sicher sein konnte, unter 1000 Seelsorgern wird in 100 Jahren kaum Einer einen sol-

chen Fall erleben. — Daß wir nun über manche ähnliche, eben so mühsame als völlig nutzlose Lehrbeabzweckungen uns des Lächelns und harmlosen Humors in unseren kritischen Unterhaltungsstunden nicht erwehrt haben, darf wohl nicht erst eines Näheren auseinander gesetzt werden. Es soll hier nicht die Behauptung aufgestellt sein, es sei gut und löblich, wenn in einer geistlichen Erziehungsanstalt über Lehrer und Vorgesetzte unvortheilhafte Bemerkungen von Seite der Zöglinge gemacht werden; eben so wenig als Jemand die Behauptung aufstellen wird, es sei gut und löblich, wenn diejenigen, die lehren und vorstehen sollen, so unglücklich gewählt sind, daß sie von den zu Belehrenden und zu Leitenden weit überschaut werden; und wenn sich dieselben durch mühselig erzwungene Respectverschaffungsbestrebungen, durch Barschheit, Rohheit, Eigensinn, Denunciation, Verdächtigung oder Drohung oder auch durch ein mit Süßigkeit verkleistertes hochfahrendes Wesen und wie die Spielarten kleiner Geister ferner heißen mögen, nur Verachtung erwirken und der Lächerlichkeit verfallen. Dieß im Allgemeinen ohne persönliche Beziehungen.

Wie gründlich hatte ich jetzt den großen Respect eingebüßt, den ich in meiner früheren Studienzeit gegen so manchen heidnischen ungläubigen Heroen der neuen Literatur, in Bezug auf den vermeinten Character und die Noblesse dieser Herren im Herzen getragen. Durch das einfache aber nicht genug zu beherzigende und zu bedenkende Wort des heiligen Johannes, daß die Wurzel aller Sünde in Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens bestehe, wird uns der Unglaube, die Irreligiosität, der Haß

und die Feindschaft gegen die Kirche bei so vielen reich begabten Schriftstellern und Dichtern erst vollkommen klar. Denn der Glaube muß mit Geist und Leben erfaßt werden. Es ist nicht genug, daß man den Glaubensinhalt kennt und ihn weiß; in diesem Sinne allein sind St. Pauli Worte zu verstehen: die Wissenschaft ohne Liebe bläht auf. Wenn man noch so viel weiß, und nicht Gott zu Liebe das thun will, was recht ist, und das meiden will, was schlecht ist, so wirkt man nicht die That der Liebe; und dann wächst zu den anderen Sünden, als Grund und Stütze derselben, die Hoffart in bedauerlichem Maße an. Glauben muß man mit seinem ganzen Leben, und wie es heißt: Nicht jeder der da sagt: Herr, Herr, wird in das Himmelreich eingehen, sondern der den Willen meines himmlischen Vaters vollzieht; — so kann man auch hier auf Erden das Himmelreich des geistigen Friedens, den Glauben, nicht erlangen, wenn man sich nicht dazu entschließen will, in einem sittlichen Lebenswandel den Willen Gottes zu vollziehen.

Wir wollen uns in diesem Sinne nur Einen und zwar den gerühmtesten Heros deutscher Literatur betrachten, Herrn Wolfgang von Göthe. Wie großartig sind seine Dichtungen, was für ein nobler freilich eiskalter neuheidnischer Geist durchweht sie? — Wie jämmerlich ist hingegen Göthe als Mensch — — die meisten Leute, und wenn sie auch mit ihrem christlichen Glauben nicht wissen wie sie daran sind, haben doch noch so viel christlichen Sinn von Haus aus, und von der ganzen Umgebung, von der eingeathmeten geistigen Luft, daß, wenn ihnen auch die heidnische Classicität in der Schrift gefällt, sie das Heidenthum

im Leben eines Menschen, wenn es sich recht ausgeprägt hat, doch nicht zu stark zu rühmen wissen. Es ist dieß ein Beweis, daß man sich der christlichen Wahrheit nicht so leicht entschlagen kann, und daß man doch eigentlich das Wesen des Heidenthums gar nicht versteht, wenn man meint, es könne in seiner äußern geglätteten glänzenden Form dastehen, ohne daß auch die innere totale sittliche Fäulniß und der ekelhafteste Verfall dazu käme. Göthe kümmerte sich um die Ehe so wenig als ein Heide, er lebte bekanntlich in allerhand »Verhältnissen« mit Frauen und Nichtfrauen wie es gerade seiner Lust convenirte, er war gemein, neidisch gegen Jeden, von dessen Talent er für seine Glorie Besorgniß hegte und Schiller beklagte sich schriftlich über Göthe, daß er gegen ihn intriguire und ihn nicht aufkommen lassen wolle. Er war ekelhaft undankbar; sein Benehmen, als ihm der Tod des Großherzogs von Weimar, seines Gönners und Wohlthäters, gemeldet wurde, zeigt ihn als einen Menschen eben so herz- als gesinnungslos, eben so gemein als niedrig. Aber auch die heidnische Zerrissenheit und der Unfriede war der stete Begleiter seines Lebens. Daß er sich total in die Natur versenkte half ihm nichts, er konnte das Gewissen nicht los werden, obwohl er es versuchte, wie er an den frommen Lavater schrieb: »Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein; aber aus der Wahrheit der fünf Sinne. Gott habe Geduld mit mir, wie bisher.« (Berlin Jahrb. d. wiss. Krit. 1833. II. S. 197.) Ueber sein inneres Leben sagte Göthe zu Eckermann: »Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen: auch will ich mich nicht beklagen und den Gang mei-

nes Lebens schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen des Steines, der immer vom Neuen gehoben sein wollte. (Gespräche Göthe's mit Eckermann I. Theil S. 106.) Auch der weiche, gemüthlichere Schiller beklagte sich in ähnlicher Weise: »Herz und Kopf jagen sich bei mir immer und ewig. Ich kann keinen Moment sagen, daß ich glücklich bin, daß ich mich meines Lebens freue. Einsamkeit, Abgeschiedenheit von Menschen, äußere Ruhe um mich her und innere Beschäftigung sind der einzige Zustand, in dem ich noch gedeihe:« (Schiller an Körner I. Theil S. 332.) Aehnlich schrieb er 1788: »Ich bin nicht glücklich, ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt!« u. s. w. Ferner im selben Jahre in sein Tagebuch die denkwürdigen Worte: »Ach, wenn ich beten könnte!«

Daß der französische Heros Voltaire im ganzen Sinn des Wortes das war, was man in Deutschland mit dem Kraftausdruck »ein niederträchtiger Kerl« bezeichnet, ist allbekannt. Er schnipfte förmlich Friedrich II. Gedichte, um dieselben einem Buchhändler für Geld zu verkaufen, weil er zu seinem ausschweifenden Leben nicht genug desselben auftreiben konnte; und es characterisirt Voltaire hinlänglich, wenn Friedrich II., der sogenannte Große von Preußen, der doch auch als nichts weniger als ein Tugendmuster dasteht, über Voltaire in einem Briefe mit vollem Rechte schrieb: »Voltaire ist seiner Gesinnung nach ein Schuft.«

Rousseau, der die Geschlechtsliebe in seinen Romanen so verführerisch darzustellen wußte, der das weltberühmte Buch Emil über Erziehung schrieb, zeigte es an sich selber, wie das System der Erziehung, das er zusammen spintisirte, ausfallen muß, wenn es in Anwendung gebracht wird. Daß Rousseau, der edle große Denker, die Opfer seiner Lust unbarmherzig ins Findelhaus schickte, und um seine Kinder sich weniger kümmerte, als ein Hund um die Jungen der Hündin, ist bekannt, daß er aber auch bei einem Silberlöffeldiebstahl ertappt wurde, ist gerichtlich erwiesen. *) Daß nun Herren dieser Qualität von Christus dem Sohn Gottes und seiner Kirche nichts wissen wollen, das ist klar; »wer die Werke der Finsterniß thut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, daß seine Werke als schlechte, verdammenswürdige nicht offenbar werden.«

Die Biographien unchristlicher und unsittlicher Schriftsteller lösen zumeist das Räthsel ihres ganzen Lebens auf. Boccaccio führt so recht eigentlich das Scandal in den Roman ein. Er beschönigt alle Fleischessünde und malt mit Vorliebe Scandale von Geistlichen in seinen poetischen Werken. Das Alles that der Mann nicht nur allein, um sich

---

*) Selbst Lenau, eine im Vergleich mit diesen Erstgenannten unvergleichlich edler angelegte Natur, äußerte noch in seinem Wahnsinn, als ein lichter Augenblick ihm gegönnt war: »Gott ist sehr gut, daß er mich durch die Natur bestrafen läßt, und nicht durch das Gesetz, denn ich habe gegen beides gefehlt, ich habe das Talent noch über das Sittengesetz gestellt, und das ist doch das höchste.« Siehe: Lenau in Schwaben von Emma von Niendorf.

Leser zu verschaffen; der Grund hierzu liegt schon in allen seinen Lebensverhältnissen. Er war der uneheliche Sohn eines Florentiner Kaufmannes und einer Pariserin, ein Kind der Sünde. Er selbst führte das ungebundenste Leben. Eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, die aber schon einem andern Mann verheiratet war, und mit diesem bis zur Bekanntschaft mit Boccaccio glücklich gelebt hat, wird von diesem letzten verführt; er unterhält mit ihr jahrelang die Verbindung. Seine Romane sind somit nichts anders als eine Apologie seines Lebenswandels. — Und wie hier in der Poesie, so geht es auch zumeist in der Philosophie. Die Leute erfinden Weltanschauungen, um sich die Stimme des Gewissens zu betäuben. Von Boccaccio ist hier nur noch zu bemerken (weil dieser Umstand gewiß ein erfreulicher ist und den wenigsten der Leser bekannt sein dürfte), daß er durch das Zureden eines heiligen Mannes sich in seinen letzten Lebensjahren bekehrte, daß er zwei Jahre lang in Buße und Zerknirschung in der Karthause des heiligen Stephan von Calabrien zubrachte, die vier niederen Weihen empfing, die Priesterweihe aber aus Demuth sich nicht ertheilen ließ, und daß er endlich im Jahre 1375 zu Florenz in großer Reue über seine gegebenen Aergernisse und in Versöhnung mit der Kirche aus dem Leben geschieden ist. So erzählt nach Urkunden Chavin de Malan in seinem Leben der heiligen Katharina von Siena.

So gibt zumeist das Leben des Autors die Grundlage zu seiner Weltanschauung. Es wird nicht ohne Interesse sein von den vielen noch vorliegenden Beispielen nur noch ein interessantes anzuführen. Percy Byhshe Shelley

war bekanntlich ein verzweifelter englischer Atheist, ein Zeit- und Gesinnungsgenosse des dämonischen Dichters Byron. Shelley sagt in seiner »Königin Mab« unter andern: »Wie lange sollte die Verbindung der Gesellschaft dauern? Ein Ehemann und sein Weib sollten nur so lange verbunden bleiben, als sie einander lieben. Jedes Gesetz, das sie zwingt noch einen Augenblick beisammen zu wohnen, nachdem ihre gegenseitige Neigung verschwunden, ist eine unerträgliche Tyrannei und sollte nicht ertragen werden.« — Diese Stelle ist nun keineswegs das Resultat ruhigen Nachdenkens, sondern nur eine zur Maxime erhobene abgespiegelte Lebensthat. Capitän Medvin schreibt in einer Biographie Shelley's unter andern: Shelley habe die Tochter eines reichen Londoner Schenkwirthes in Lombardstreet, die er auf einem Spazirgang kennen lernte, nach Gretnagreen entführt und dort geheiratet. Sie war eine schöne Blondine von sechzehn Jahren. Shelley hatte schon als Student zu Oxford eine Schrift erscheinen lassen: »Syllabus oder über die Nothwendigkeit des Atheismus.« Er wurde wegen dieser Schrift von der Universität weggejagt und war deßhalb mit seinem Vater zerfallen. Durch diese Heirat aber gerieth er in Zerwürfniß mit seiner ganzen Familie. Nach einer zweijährigen Ehe, deren Frucht zwei Kinder waren, wurde Shelley seiner Gattin überdrüssig; er gab sie, die Entführte ihrem Vater zurück mit der Bemerkung: er und Harriette hätten einander eigentlich nie geliebt, und so seien sie nun zum Entschluß gekommen sich zu trennen. Er setzte noch dazu: »Ich wünsche eurer Tochter alles Glück, und werde mich bestreben durch Sympathie mit einer An-

dern es selbst zu finden.« Der Schwiegervater empfing den poetischen Eidam nicht aufs freundlichste und bald darauf ertränkte sich die Zurückgewiesene in einem Teich hinter ihres Vaters Haus. Mit Bezug auf die herzlose Aeußerung Shelley's und auf seine religiösen verderblichen Jugendschriften sprach ihm Lord Eldon als Lordkanzler das Recht ab: die Kinder aus dieser Ehe selbst zu erziehen. — Mußte nun dieser elende Bursche, wenn ihm sein hingemordetes Weib vorschwebte, nicht auf die oben ausgesprochene Ehetheorie kommen? — Daß er auch Christum nicht anerkennen wollte, versteht sich wohl von selbst; die Art der Anfeindung aber streifte oft ins alberne Gemeine, wie Shelley z. B. einmal in derselben Königin Mab mit einem gewissen Anstrich von profunder Gelehrsamkeit sich äußert: »Ich habe Grund zu muthmaßen, daß Jesus ein ehrgeiziger Mann war, der nach dem Throne von Judäa trachtete.« In diesen Worten spricht sich nun auch die Theologie des leichtsinnigen Ehebrechers und Mörders aus.

Byron's ähnliche Lebensgeschicke sind bekannt. Voltaire war die Lust und Bewunderung dieses Menschen. In seinem Stammschlosse (in katholischer Zeit eine Abtei) Newstead-Abtei feierte er mit Matthews Hobhouse (dem nachmaligen Minister der ostindischen Angelegenheiten), Scrope, Davies, Shelley und ähnlichem Gesindel gräuliche Orgien. Die Theilnehmer vermummten sich in Mönchskutten mit Kreuzen und Rosenkränzen. Byron gerirte sich als Abt, und so brachten sie Nächte hin in Unmäßigkeit und Wollust. Unter dem Wust der Chronique scandaleuse aus Byron's Leben verdient nur noch Folgendes

hier einige Beachtung. Er verführte zu Genf eine sechsundzwanzigjährige Miß Clara C—, sie gebar im Jahre 1816 in England eine Tochter, Byron ließ dieß Kind in der katholischen Religion erziehen, der reiche Lord sorgte aber später weder für das Kind noch für die von Mitteln entblößte Mutter. Das sind die besten Commentare zu den atheistischen Schriften dieser Herren. Es wäre in der That ein Wunder, wenn die etwas Anderes geschrieben hätten als das, was sie schrieben.

Mit besonderem Interesse beobachtete ich die Schriften jener Männer, deren Leben mit ihrem Wort in der innigsten Harmonie in einem heiligen Einklange stand, wie z. B. Franz Assisi, Ponce de Leon u. a. Der letztere ist in der katholischen Welt Deutschlands leider gar wenig bekannt. Geboren zu Granada 1527 trat er im sechzehnten Lebensjahre in den Orden der Augustiner zu Salamanca, wurde im dreiunddreißigsten Jahre auf der dortigen Universität Doctor der Theologie und hatte sich bereits als Schriftsteller einen ansehnlichen Namen erworben. Er schrieb eine Erklärung des hohen Liedes ganz im Sinne der Kirche und gab diese einigen Freunden zu lesen. Neidische Feinde verschwärzten ihn dafür bei der Inquisition mit Hindeutung auf den Formfehler: »daß er zur Verbreitung seiner Schrift nach damaligem Landesgebrauch nicht die Erlaubniß der Inquisition eingeholt,« und der edle heiligmäßige Mann mußte nun fünf Jahre in einem finstern Kerker schmachten. Die Lieder, die er dort noch im versöhnlichsten Geiste gedichtet, geben Zeugniß von seiner großen erhabenen Seele. In dem kurzen Kerkerlied: »En la càrcel« klagt er: wie Neid und

Lüge ihn in Fesseln schlugen, und spricht die Sehnsucht aus fern von der Welt in Armuth in einer Hütte auf grüner Flur ein Gott wohlgefälliges Leben führen zu können, weder neidend noch beneidet (ni envidiado, ni envidioso). Um wie viel größer, edler, erhabener, eben weil vom erlösten Geist durchweht, ist dieser Wunsch im Kerker als das Beatus ille qui procul des in Genüssen übersättigten Heiden Horaz!

Wer nun heidnisch lebt, dem ist das Kreuz Christi eine Thorheit. — Anderseits muß aber auch erwähnt werden, daß nicht alle Feinde der Kirche und des positiven Christenthums einem gleichen Lebenswandel wie die angeführten Celebritäten verfallen waren. Johannes nennt aber auch nicht die Fleischeslust allein als den Quell des Unglaubens, sondern auch die Augenlust, die Gier nach Besitz und die Hoffart des Lebens.

Was liegt dem Character aller pantheistischen Systemmacher vom Juden Spinoza, dem das Kreuz von Haus aus ein Aergerniß war, und ein Aergerniß blieb, nachdem er auch den persönlichen Gott des alten Bundes verleugnete, bis zu Bruno Bauer und Feuerbach, die zwei Herculessäulen des jüngsten und linksten Hegelthums (auf die man nicht schreiben kann, was Carl V. auf seine zwei Säulen als Wahlspruch schrieb: Plus ultra, sondern auf welche zu schreiben ist: Non plus ultra), was liegt bei Allen zu Grunde, als die Hoffart: die sich nicht wissen will als Geschöpf, und Gott nicht als Schöpfer; und die sich an den Platz Gottes stellen und das Wort Gott als einen

leeren Begriff der Welt hineinschieben will in den zum Bewußtsein gekommenen Menschen. — —

So verlebte ich in einem Kreise sehr strebsamer gleichgesinnter junger Männer das letzte theologische Jahr im Alumnate. Daß die besagte Art josephinischen Kirchenregiments, wie es in den genannten Jahren noch in voller Blüthe stand, uns nicht gefallen konnte, und daß wir, wie es jungen Leuten eigen ist, den Humor an der Sache hervorkehrten und die traurigen Zustände oft von der Seite ihrer riesenhaften Lächerlichkeit besprachen, ist schon früher erwähnt worden. Es fiel in jenes Studienjahr (von October 1837 bis Juli 1838) die Gefangennehmung Clemens August des Erzbischofs von Cöln, und das nicht minder wichtige Ereigniß: die Herausgabe der Görres'schen Schrift Athanasius. — Athanasius wurde mit einem wahren Seelenjubel gelesen. Wir fühlten es in allen Gliedern: für die Kirche müsse eine andere Zeit hereinbrechen, die Fäulniß und Kirchhofsruhe hat schon zu lang gedauert. Wie freute ich mich, Görres gerade einige Monate vor der Abfassung und Herausgabe des Athanasius persönlich zu München kennen gelernt zu haben! Ich mußte meinen Collegen beschreiben, wie er aussah, wie er spreche und wie er gehe; so ehrwürdig uns der hochherzige Oberhirte von Cöln vorkam, gegen den wir die tiefinnigste Hochachtung im Herzen trugen, so sehr trug die Stimmung für Görres wieder das Gepräge eines kampflustigen und siegesfreudigen Jubels an sich.

Mit welchem Enthusiasmus begrüßten wir die historisch-politischen Blätter! Jedes neu angekommene Heft ging

von Hand zu Hand; wir fühlten uns aufgeweckt wie zu einem neuen Leben. An Abenden, die kurze Zeit zwischen dem Speisen und dem Abendgebet, das in der Capelle abgehalten wurde, pflegte der Spiritual Horni neue literarische Erscheinungen, welche auf die kirchliche Bewegung sich bezogen jenen Alumnen vorzulesen, welche sich freiwillig hiezu in einem Musäum (Studirzimmer) versammeln wollten. Wir wußten, daß diese Vorlesungen nicht allenthalben beifällig aufgenommen wurden, und daß selbst Horni durch seine offen ausgesprochene kirchliche Gesinnung die sogenannte Carriere nicht im Auge haben konnte; dieß edle offene, auf weltliche Beförderung rücksichtslose Streben machte uns den Mann aber nur um so achtungswürdiger, seine Wirksamkeit um so erfolgreicher.

Im Frohnleichnamssonntag 1838 erinnere ich mich im großen Dorfe Meidling bei Wien (das Pfarrdorf hat an 10,000 Seelen) als Assistent zur Frohnleichnamsprocession geschickt worden zu sein. An Feiertagen werden gewöhnlich fast sämmtliche Alumnen aller vier Jahrgänge in den Kirchen Wiens und der nächsten Umgebung zum feierlichen Altardienst verwendet. Zu Mittag war Tafel beim Pfarrer, einem liebenswürdigen Chorherrn aus dem Stifte Klosterneuburg, dem die Pfarre incorporirt ist. Viele Gäste fanden sich ein, unter andern ein Regierungssecretär aus dem geistlichen Departement, beigegeben dem damaligen Regierungsrath und nachmaligen Weihbischof von Wien, Politzer. Dieser Secretär (ein Laie), Namens R. . g, war ein echter Febronianer. Zuerst bewegte sich das Gespräch über schöne Literatur, da zeigte sich der Mann ziemlich zu Hause. Die

Sprache kam auch auf Herder; Herr von R.. rühmte Herder, daß er die einzig mögliche Theologie in seinen Schriften gelehrt habe. Damit zeigte nun R.., daß ihm die katholische Kirche nicht mehr gelte als eine Polizeianstalt — ich veranlaßte ihn noch mehr Farbe auszuspielen; als er sich offen zum Rationalismus bekannt, fing ich an ihm vor allen Versammelten derb die Leviten zu lesen. Ich äußerte mich: es sei Schade um das katholische Geld, daß es Leute erhalten müsse, welche die Kirche zu ihrem Verderben bemaßregeln u. s. w. Das sagte ich alles in einem sehr vernehmlichen, aber nicht in einem stürmischen Ton. Ich erklärte auch meine Ansicht dahin: daß das Kirchensystem, wie es jetzt beschaffen sei, entweder die Kirche in Oestreich vernichte, oder die Kirche müsse das System vernichten; so zerfaserte ich den Herrn Secretär der geistlichen Angelegenheiten nach Herzenslust. Der Mann schon etwas bei Jahren, und mehr Kriecherei gewohnt als Widerstand, entgegnete mir, um sich etwas ehrenvoll aus der Affaire zu ziehen, mit einer gewissen Protectorsmiene: »Junger Mann, Sie werden sich in dieser Weise Ihre Carriere ganz verderben. Es ist Schade um Sie, Sie hätten sonst keine üblen Anlagen.« — Ich entgegnete: »Wenn ich mir vorgenommen hätte eine Carriere zu machen, so würde ich diese in einem andern Stande angestrebt haben, denn im geistlichen Stande, wo Leute über das Geschick eines Geistlichen mitentscheiden, denen ich um ihres Systemes willen meine feindselige Gesinnung niemals verhehlen, sondern immer ins Gesicht sagen werde, in diesem Stande, wie er jetzt steht, muß man diese paar Jahre lumpiges Erdengeschick unserem Herrgott zum

Opfer bringen können.« — Der Secretär zuckte die Achseln und dachte sich wahrscheinlich: »Junger Mann, Dir ist nicht zu helfen, Du bist verloren!« — Und in seiner Lebensanschauung hatte er auch Recht. Ein anderer ihm gleichgesinnter Anwesender meinte: Es sei gar nicht übel, wenn man sich vom heranwachsenden Clerus Jünger und Vertreter der saubern Ansichten Gregor VII. gewärtigen könne. Ich entgegnete: »Gregor hatte in seiner Jugend als Mönch Gelegenheit, die Kirche in ihrer Knechtschaft und die Schmach der Laieninvestituren zu sehen, und diese unsaubern Ansichten brachten den Mann in der Folge zu seinen, in der That saubern, d. h. zu den rechten Ansichten über das Kirchenregiment.« Sicherlich wird der besagte Herr Secretär Tags darauf im geistlichen Departement der Regierung über den schlechten Geist gesprochen haben, der jetzt im Alumnat herrsche, und woher es denn kommen mag, daß in dieser Anstalt trotz allen Vorsichtsmaßregeln die jungen Leute mit so schwärmerischen Ansichten angefüllt und zu Fanatikern erzogen werden. Auch dieser Herr von R. hat längst ausgesecretärt, und der Geheimschreiber ist nach Hamlets Worten über den todten geheimen Rath Polonius nun »ernst und geheim fürwahr!« geworden.

Vor der letzten Schulstunde an der Universität hielt ich mit meinem lieben Freunde Terklau auf dem Universitätsplatz herumpromenirend noch einige heilsame Betrachtungen. Es ist wahrlich kein Spaß, sich durch siebzehn Jahre lang von einer Schulbank auf die andere zu setzen; und nun endlich einmal den Schulstaub von den Schuhen schüt-

teln zu können. Kurz nach den letzten Prüfungen folgten die höheren Weihen. Drei Tage vor jeder derselben wurden vom Spiritual Horni tief ins Leben einschneidende Exercitien gehalten. Gerade während der Zeit dieser Ordinationen brach im Alumat ein gefährlicher Typhus aus, von dem Mehrere ergriffen wurden, und dem Einige erlagen. Da bekam ich auf einmal eine Scheu vor dieser Krankheit die ich nicht mehr ganz zu überwinden vermochte, obwohl ich in der Folge oftmals in Erfüllung der seelsorglichen Pflicht mit Typhuskranken mich abgeben mußte. Jetzt in dem Augenblick vor der Priesterweihe sterben zu müssen, wäre mir sehr unwillkommen gewesen. Am Tage der Aposteltheilung (15. Juli 1838) erhielten, die Klostergeistlichen dazu gerechnet, an dreißig Cleriker das Subdiaconat. Wie im Sinne des Festes der Tag gefeiert wird, an dem die Apostel von einander Abschied nahmen, und sich zertheilten in verschiedene Länder, daß in allen Theilen der Erde ihr Wort erschallen solle — so sollten auch wir bald, freilich in kleinerem Maßstab aber in derselben Sendung, in der Diöcese vertheilt werden. Am 20. Juli wurde das Diaconat und am 25., des Apostel St. Jacobs Tag, die Priesterweihe ertheilt. Während ich beim Subdiaconat, welches die erste bindende Weihe ist, und beim Diaconat, welches wie vermittelnd zwischen beiden Weihen liegt, weniger ergriffen war, konnte ich mich der Thränen nicht erwehren, als beim Presbyteriat auf dem Chor von Sängern das Veni Creator spiritus angestimmt wurde. Mich bewegte ein höchst wehmüthiges Gefühl. Die vom Spiritual in den jetzt gehörten Vorträgen angeführten Worte, welche der Herr zum Apostel Petrus sprach: »Jetzt

wirst du deine Hand ausstrecken und ein anderer wird dich gürten und führen wohin du nicht willst« (Joh. XXI. 18), tönten mir noch in den Ohren.

Der Priester kann dem Opfer nicht entgehen, er mag thun was er will. Entweder erfaßt er sein Leben als ein Opferleben, und ist zufrieden mit der Vorsehung, die ihn führt, auch auf Wegen, die ihm weniger behagen, d. h. die ihm nicht gefallen, auf welche er dem natürlichen Willen nach nicht gehen wollte, und dann bringt er ein Opfer, sein Leben steht im Einklang mit seinem Berufe; oder er weicht von seinem Berufe ab; der wesentlich ein geistiger ist, weßhalb er auch ein Geistlicher genannt wird, und dann wird er ein Opfer des Ehrgeizes, der Habsucht oder irgend einer andern finstern Leidenschaft; seine innere Zerfallenheit, seine Unzufriedenheit, seine Unruhe ist aber im letzteren Falle bei weitem größer, als bei einem Laien, der in die gleichen Sünden sich versenkt hat; weil er die Priesterweihe und mit ihr den Gedanken an seinen Beruf, und die Vorwürfe des Gewissens nie und nimmermehr loswerden kann. Zwischen dem Opferbringen im Berufe und dem Opferwerden durch ein dem Beruf entgegengesetztes Leben ist aber natürlich ein himmelweiter Unterschied. Jener, welcher das Opfer bringt, hat in sich den Frieden, wer der Welt zum Opfer wird, hat in sich den Streit; Gott aber bringt man das Opfer, weil man im Bewußtsein des Opfergedankens lebt, der Welt aber wird man zum Opfer, eben indem man dem rechten Opfer auszuweichen sucht.

Ende des ersten Theiles.

Inhalt des ersten Theiles.

I.

1814 — 1826.

Seite

II.

1826 — 1830.

III.

1830 — 1832.

IV.

1832 — 1834.

V.

1834 — 1838.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.